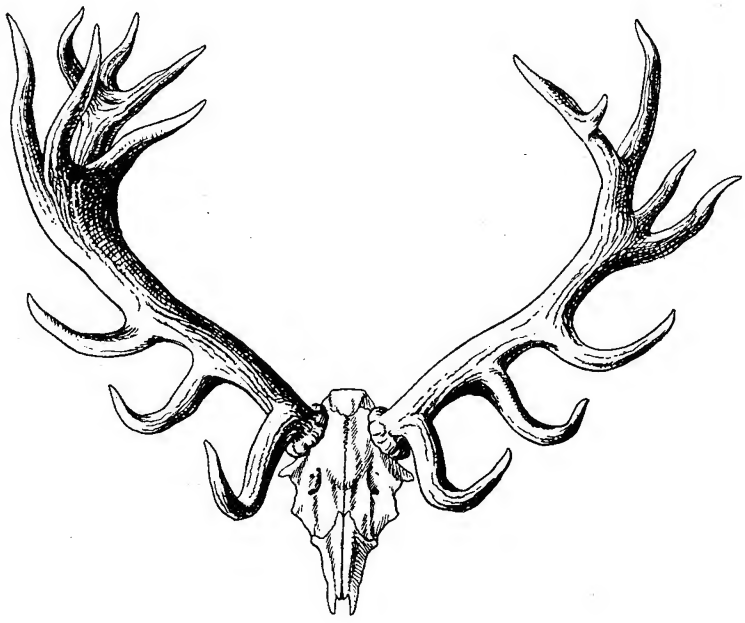
Aus
Wald
und
Flur

Ludwig Zukowsky

Aus Wald und Flur

Tiere unserer Heimat



Herausgegeben vom Cigaretten-Bilderdienst Hamburg-Bahrenfeld

801.–900. Tausend

Copyright 1938 by Cigaretten-Bilderdienst Hamburg-Bahrenfeld · Printed in Germany

Die Auswahl der Bilder und die Schaffung der Einzeltexte zu den Bildern lagen in den Händen
von Otto Koke · Blum bei Celle · Die Strichzeichnungen sind von Curt Bessiger · Leipzig
Der Umschlag wurde von Willi Harwerth · Offenbach am Main · geschaffen
Den Druck der Bilder und des Albums besorgte die Firma
F. A. Brockhaus · Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Ein Blick in die Tierwelt unserer Heimat . . 4
Vom König der deutschen Wälder 6
Das Damwild 16
Das Rehwild 20
„Hie guet Weidwerk allewege!" 26
Das Elchwild 28
Der Wisent 32
Das Gamswild 35
Das Steinwild 38
Das Muffelwild 41
Das Schwarzwild 42
Die Flossenfüßer oder Robben 46
Die Raubtiere 48
Die Ordnung der Nagetiere 65
Ein Blick in die Ordnung der Kerbtierfresser 90
Die Fledermäuse 97
Die Kriechtiere oder Reptilien 99
Die Lurche oder Amphibien 112
Die Tierwelt und der deutsche Mensch 126

Die in diesem Werke wiedergegebenen Photographien lieferten:

Behr-Archiv, Schloßmuseum, Zerbst (Anhalt), Nr. 49, 54, 64, 65. Dr. A. Berger, Berlin-Charlottenburg, Nr. 19. Curt Bessiger, Leipzig, Nr. 121 (Zeichnung). Hermann Borck, Neuendorf (Pommern), Nr. 40. Dr. Crop, Berlin, Nr. 14, 63, 98, 102, 112, 123, 124. Deutscher Verlag, Berlin, Nr. 92. Aug. Dittmar, Kassel, Nr. 47. Hermann Fischer, Braunschweig, Nr. 1, 3, 4, 6, 7, 8, 10, 13, 16, 21, 29, 30, 33, 35, 38, 39, 41, 42, 44, 45, 46, 51, 53, 57, 61, 62, 66, 67, 71, 72, 76, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 90, 91, 95, 96, 97, 99, 103, 105, 106, 107, 109, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 122. F. Frankenhäuser, Milow, Nr. 32. Max Gerlach, Berlin, Nr. 37. A. Gruber, Leipzig, Nr. 2, 11, 25, 28, 52, 68, 74, 75, 78, 79, 89, 100, 104, 110, 125. Otto Haeckel, Berlin, Nr. 111. Hajek-Halke, Berlin, Nr. 93. Fritz Krauskopf, Königsberg (Preußen), Nr. 20. P. Kunst, Danzig, Nr. 18. Hans Levermann, Krumbeck (Mecklenburg), Nr. 15, 34. Hans Lutz, Bad Tölz, Nr. 24. Mauritius-Verlag, Berlin, Nr. 9. Assessor Olberg, Slamen bei Spremberg (Niederlausitz), Nr. 101. Scherl, Berlin, Nr. 22, 23, 31, 36, 56, 70. Dr. Schmidt-Schaumburg, Berlin, Nr. 48, 50. Schocher, Pontresina, Nr. 26. Seidenstücker, Berlin, Nr. 59. Fritz Siedel, Buchholz, Nr. 55, 60. Hans Stephainsky, Berlin-Tempelhof, Nr. 5. Karl Stülcken, Hamburg, 108. Paul Vetterli, Zürich, Nr. 27. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig, Nr. 43, 58, 69, 73, 94. H. Wacksdorf, Berlin, Nr. 17. Wosch, Krauschwitz (Oberlausitz), Nr. 12. Rud. Zimmermann, Dresden, Nr. 77

Ein Blick in die Tierwelt unserer Heimat

... Ein sonniger Tag im Lenz! Baum und Busch haben sich mit neuen Gewändern geschmückt, und allerorts lugen vielfarbige Blüten aus dem sattgrünen, sprießenden Bodenteppich. Die Sonne hat mit ihrem Flammenkuß eine mannigfaltige Tierwelt aus dem Dornröschenschlaf zu neuem Leben erweckt. Von weit her läutet der Kuckuck sein eintöniges Lied; der Ringeltäuber ruckst über uns im Waldesdom; hell lacht dazu der Specht und gleitet in wellenförmigem Flug durch die hohen Buchenstämme. Als Auftakt zur großen Frühlingssymphonie ertönt allerorts das Konzert unserer gefiederten Sänger. Die Amsel flötet, der Fink schmettert, der Grünling zwitschert. Meisen vollführen über uns im Gezweig die gewagtesten Akrobatenstückchen, und ein Zaunkönig ist emsig mit dem Bau seines Kugelnestes beschäftigt. Vor uns spinnt ein Rotkehlchen sein silberhelles, bescheidenes Liedchen, und die Singdrossel läßt ihre melodische Weise von der Spitze einer Tanne herab ertönen.

In der Lichtung verhofft regungslos, einem Waldgeist gleich, eine Ricke und verschwindet plötzlich in langen Fluchten im Stangenholz. Eichhörnchen jagen sich mit erstaunlicher Gewandtheit um einen aschgrauen Buchenstamm und vertreiben einen der Kerbtiersuche nachgehenden Baumläufer. Über dem Blütenmeer der kleinen Waldwiese schwebt und gaukelt eine üppige Kleintierwelt. Fliegen- und Immenvolk von seltsamer Gestalt in buntem Gewande gleitet summend und brummend vorüber. Schwebfliegen verharren stehend in der Luft. Ein Zitronenfalter erscheint taumelnden Fluges auf der Waldwiese und gesellt sich zu den an den Blüten nippenden Tagpfauenaugen und Bläulingen; auch einzelne Käfer haben sich hier zu Tisch gesetzt. Zwei Grasfrösche bringen kletternd und springend ihr Leben in Sicherheit. Prächtig hebt sich die schwarze und sattgelbe Färbung eines Feuersalamanders aus dem leuchtenden Grün. Ein metallglänzender Puppenräuber macht sich mit seinen mörderischen Kieferzangen an einer bunten Raupe zu schaffen. Eine Wolfsspinne hastet eiligen Schrittes an diesem Drama vorbei. Bienen und Hummeln summen; Mücken singen.

Aus allen Winkeln und Spalten der Stämme und des Erdreichs zaubert die Wärme der Sonne neue Gestalten hervor; Geschöpfe, die monatelang dem Winterschlaf verfallen waren und nun, erwacht, sich rekeln, die steifen Glieder zurechtsetzen und sich in der üppigen Frühlingsnatur an den gedeckten Tisch setzen! ...

Wenn wir die vielgestaltige Tierwelt der Heimat an unserm Geiste vorüberziehen lassen, werden wir die Wahrnehmung machen, daß unter den Geschöpfen eine ungeheure Formenfülle besteht, die scheinbar in wüstem Durcheinander Erde, Wasser und Luft bevölkert. Neben hochentwickelten warmblütigen Geschöpfen führt ein ganzes Heer kleiner und kleinster Wesen von primitivster Form sein Dasein, und wir haben auf den ersten Blick den Eindruck, als fehle in diesem Durcheinander jegliche Gesetzmäßigkeit. Doch bestehen in dem sinnvollen Walten der Allmutter Natur viele innige Zusammenhänge, die bei oberflächlicher Betrachtung oft nicht erkennbar sind. Es ist daher verständlich, daß der Mensch bestrebt war, die ungeheure Fülle der bestehenden Tierarten zu sondern und durch Namen kenntlich zu machen. Weiter versuchte er, die Beziehungen der Lebewesen zu ihrer engeren Umwelt zu ergründen und die Eigenheiten der Geschöpfe im Wechselspiel der Organe kennenzulernen. Bei näherer Betrachtung erschloß sich ihm ein ungeheures Forschungsgebiet, das als Tierlebenskunde den Fachmann noch heute fortgesetzt beschäftigt und der Wissenschaft ständig tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Tierwelt vermittelt.

Die Untersuchungen beschränkten sich zunächst auf kleinen Raum, wobei die Wahrnehmung gemacht wurde, daß alle Geschöpfe einer Landschaft der Verschiedenheit der Örtlichkeiten angepaßt sind, eine Eigenheit, die in der Mannigfaltigkeit der Bewegungsformen ihren Ausdruck findet. So werden die weiten Ebenen von Läufern und Springern bewohnt, Gräber und Wühler führen im Erdreich eine verborgene Lebensweise, die Waldgebiete beherbergen Kletterkünstler eigener Art, gewandte Segler und Flieger bevölkern das Luftreich, und im nassen Element vollbringen Schwimmer und Taucher erstaunliche Leistungen. Gemäß der Vielgestaltigkeit der klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse gibt es nun auf der Erde eine größere Anzahl von Tierverbreitungsgebieten, die sich mosaikartig aneinanderreihen und ihrer Eigenheit nach von verschiedenen Arten und Rassen bewohnt werden. Mehrere solcher Gebiete wurden von der Forschung jeweils zu größeren Länderstrichen mit eigener Tierwelt zusammengezogen und durch besondere Namen gekennzeichnet, die als Regionen, Subregionen und Übergangszonen in Erscheinung treten. Die in unserem Vaterlande heimische Tierwelt bildet einen winzigen Teil der sogenannten Holarktischen Region, die sich ringartig über die gemäßigten Teile Europas, Asiens und Nordamerikas erstreckt und in ihrem altweltlich-nordischen Teil als Paläarktische Subregion bezeichnet wird.

Nicht zu allen Zeiten belebte unsern Planeten die heutige Tierwelt, vielmehr war sie wie die Erde selbst mannigfaltigen Wandlungen unterworfen. Festländer und Meere hatten in grauer Vorzeit eine gänzlich andere Gestalt, als sie unsere Erdkarten zeigen. Durch Senkungen verschwanden die Festländer und wurden vom Meer überflutet, andererseits entstanden durch Hebungen ganze Erdteile. Mit den Überflutungen und ihren Ablagerungen bildeten sich im Laufe der Jahrtausende Erdschichten von verschiedener Stärke, von denen jede von einer bestimmten Tierwelt bewohnt und von der Forschung mit einem eigenen Namen belegt wurde. Abenteuerlich gestaltete Geschöpfe längst entschwundener Urwelttage werden in versteinertem Zustand noch heute aus den geheimnisvollen Grabkammern der Erde gehoben, und da sie ihrer Ablagerung und somit ihrem Zeitabschnitt ein bestimmtes Gepräge verliehen, wurden sie „Leitfossilien" genannt. Gleichzeitig ergaben diese Erdschichten mit ihren sorgsam aufgespeicherten Organismen ein getreues Spiegelbild von der erdgeschichtlichen Entwicklung der Tierwelt, und so konnte nachgewiesen werden, daß die hochentwickelte Tierwelt unserer Tage in stufenweiser Reihenfolge aus einer überaus primitiven entstanden ist. Das Getier mancher Erdzeitalter, wie die phantastischen Riesendrachen der Jura- und Kreidezeit, ist völlig verschwunden und verschollen, anderes dagegen hat sich in mehr oder weniger verändertem Zustand bis auf unsere Tage erhalten.

So haben wir in Kürze eine größere Anzahl Forschungsgebiete gestreift, die sämtlich miteinander im engsten Zusammenhang stehen und als Entwicklungsgeschichte, Vererbungskunde, Alterdkunde, Alttierkunde, Tierlebenskunde, Tiergeographie und Tiersystematik bezeichnet werden.

Ordnung und Gliederung der Lebewesen

Bei dem verwirrenden Artenreichtum unserer Tierwelt bestand von jeher das Bestreben, die vielen als Arten bezeichneten Einheiten in Gruppen zu ordnen und von den hochentwickelten bis zu den ursprünglichen hinab in einer bestimmten Reihenfolge zusammenzustellen. Dazu war es notwendig, daß jede einzelne Tierart mit einem besonderen Namen belegt wurde. Auf diese

Weise konnte die Art ohne langatmige Beschreibung durch eine kurze Bezeichnung gekennzeichnet werden. Bei dem Zunehmen der wissenschaftlichen Arbeiten machte sich aber bald ein Nachteil bemerkbar, denn die von den einzelnen Völkern gebrauchten Eigennamen konnten vielfach von den Forschern andrer Länder nicht richtig gedeutet werden. Die Verhältnisse erforderten eine für die gesamte Wissenschaft verständliche einfache Bezeichnung aller Tierarten. Da dieses Problem nur durch das Heranziehen einer allen Forschern geläufigen Sprache gelöst werden konnte, einigte sich die internationale Wissenschaft auf die lateinische und griechische Sprache.

Die erste maßgebliche umfassende Arbeit, die der Eingliederung wie auch der Namengebung der Tiere in gleicher Weise Rechnung trug, schuf vor nahezu 200 Jahren der bekannte schwedische Naturforscher Linné durch sein Werk „Systema Naturae", das zugleich das gesamte Pflanzenreich umfaßte. In dieser grundlegenden Arbeit stellte Linné die einzelnen größeren und kleineren Gruppen als Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten systematisch zusammen und belegte alle Teile mit einem lateinischen Namen. Nur die Art wurde mit zwei Namen bezeichnet, indem dem Gattungsnamen ein zweiter, für die Art passender Name angehängt wurde, so steht der Wolf in der für die Hunde bezeichnenden Gattung Canis und trägt als Artnamen die Bezeichnung lupus. Der Name des Beschreibers wird als verantwortlich für die Art hinter den wissenschaftlichen Namen der Einheit oder Gruppe gesetzt, also würde die genaue Bezeichnung des Wolfes „Canis lupus Linné" heißen. Dieser sogenannten binären Nomenklatur (Namengebung) steht die ternäre gegenüber, bei der Unterarten, nämlich Formen von geringen charakteristischen Merkmalen, mit zwei adjektivischen Bezeichnungen hinter dem Gattungsnamen belegt werden, also „Cervus elaphus rhenanus Matschie" oder in Worten unserer Sprache ausgedrückt: der von Matschie beschriebene Rothirsch des Rheingebietes. Um dem System Festigkeit zu verleihen, haben die Zoologen allgemeine internationale Regeln und Bestimmungen für die Nomenklatur festgelegt. Sie stellen ein kleines Buch für sich dar.

Wir wissen nun, wie die hinter den deutschen Namen der hier abgebildeten und beschriebenen Tiere stehenden wissenschaftlichen Bezeichnungen entstanden sind.

Geschöpfe erster Klasse: die Säugetiere

Von allen größeren und kleineren Einheiten des zoologischen Systems stehen die Säugetiere als die am besten organisierten Geschöpfe an erster Stelle. Ihnen folgen die Klassen der Vögel, Kriechtiere, Lurche und Fische, die alle wiederum im Kreis der Wirbeltiere vereinigt werden. Bei keiner anderen Tiergruppe wird die Eigenart ihres bezeichnendsten Merkmals so stark im Namen ausgedrückt wie bei den Säugetieren, denn alle Vertreter speisen ihre Jungen im zarten Lebensalter mit einer unvergleichlichen Nährflüssigkeit, der Milch, die sie in besonderen Organen entwickeln und sammeln: sie säugen ihre Kinder und stehen damit im gesamten Tierreich einzig da. Zudem gestalten, beleben und nähren sie ihre Kinder in der Frühentwicklung im Leibesinnern durch ihren eigenen warmen Blutstrom, bis das Kleine das Licht der Welt erblickt hat und seine Körpersäfte selbständig pulsieren. Aus diesem Fortschritt in der Fortpflanzung ist ersichtlich, wie die Natur bestrebt war, die vorgeburtliche Bildungsfolge des Einzelwesens zu regeln, wie sie ihre Sorge weniger auf das Einzelwesen als auf den Nachwuchs richtet, dabei in wundersamem Walten eine verschwenderische Ausstreuung von Keimen unterbindet und das Junge unter den sorgsamen Schutz der Mutter stellt. Eine Vorstufe zu diesen eigentlichen Säugern schuf die Natur in den eierlegenden Schnabeltieren und im gewissen Sinne den Beuteltieren, die ihre Jungen in einem larvenähnlichen Zustand zur Welt bringen und längere Zeit in einer Hautfalte des Unterleibes ernähren und bergen. Alle andern Merkmale der Säugetiere, sei es das Haarkleid, die als Hände, Füße oder Flossen bekannten Gliedmaßen oder die verschiedenartigen Drüsenbildungen, sind für die Kennzeichnung dieser Wirbeltierklasse untergeordneter Natur.

Um den Stand der Säuger im natürlichen System der Tiere zu veranschaulichen, bedarf es einer kurzen Abschweifung. In der Welt der Lebewesen werden von der Forschung weit über eine Million Arten unterschieden. Die als Systematik bekannte Einordnung ihrem Körperbau nach verwandter Geschöpfe in Gruppen ermöglicht einen allgemeinen Überblick über die Gesamtheit der Tierwelt. Um einen kleinen Einblick in den Stand der hier zur Darstellung gelangenden Klassen inmitten des Tierreichs zu vermitteln, wollen wir nachstehend die als Kreise bezeichneten, weitgefaßten Gruppen von den einfachen, ursprünglichen bis zu den hochentwickelten Formen in systematischer Reihenfolge zusammenstellen unter Anführung einiger ihrer bekanntesten Vertreter:

Übersicht über das gesamte Tierreich:

1. Einzeller oder Urtiere (Protozoa): Amöben, Geißel-, Sporen- und Wimpertierchen;
2. Schwämme (Porifera oder Spongiae): Kalk-, Glas- und Gemeinschwämme;
3. Hohltiere (Coelenterata): Quallen, Polypen, Korallen;
4. Würmer (Vermes): Rädertiere, Platt-, Faden-, Ringelwürmer, Egel;
5. Muschelinge (Molluscoidea): Moostiere, Armfüßer;
6. Stachelhäuter (Echinodermata): See- und Haarsterne, Seeigel und Seegurken;
7. Weichtiere (Mollusca): Schnecken, Muscheln u. Tintenfische;
8. Krebse (Crustacea): Ruder-, Blatt- u. Rankenfüßer, Krebse;
9. Vielfüßer (Myriopoda): Doppel-, Wenig- u. Hundertfüßer;
10. Kerbtiere (Insecta oder Hexapoda): Schrecken, Wanzen, Fliegen, Immen, Wespen, Käfer und Schmetterlinge;
11. Spinnen (Chelicerata): Skorpione, Milben und Spinnen;
12. Manteltiere (Tunicata): Seescheiden und Salpen;
13. Wirbeltiere (Vertebrata): Fische, Lurche, Kriechtiere, Vögel und Säugetiere.

Die moderne Wissenschaft spaltet die bestehenden 12000 Säugetierarten in 18 Ordnungen auf, von denen wir als Tieren der Heimat in unserm Album den Kerbtierfressern, Flattertieren, Nagern, Robben, Raubtieren und Paarhufern begegnen.

Da wir uns zuerst mit den Paarhufern zu beschäftigen haben, bedarf es einer grundsätzlichen Klarstellung über den Begriff der sogenannten Huftiere. Die einstmals bestehenden Ordnungen der Vielhufer oder Dickhäuter, worunter die Elefanten, Nashörner, Flußpferde und Tapire zu verstehen waren, gibt es ebensowenig mehr wie die Ordnungen der Einhufer und Wiederkäuer. Vielmehr hat die neuzeitliche Systematik die Elefanten in einer besonderen Ordnung neben die kaninchengroßen, vielhufigen Klippschliefer gestellt, denen die Paarhufer und Unpaarhufer gleichwertig gegenüberstehen. Als Hauptmerkmal der Paarzeher oder Paarhufer haben die bei den sogenannten Wiederkäuern, also den Kamelen, Hirschen, Giraffen und Horntieren paarigen, bei den Schweinen und Flußpferden aber doppelpaarigen Zehen zu gelten. Bei den Unpaarzehern steht eine Zehe stets in der Mitte, und zwar kann sie bei den Pferdeartigen völlig allein vorhanden sein, oder es schließen sich zu beiden Seiten weitere Zehen oder Zehenpaare an, wie wir es von den Nashörnern und Tapiren her kennen.

Vom König der deutschen Wälder

Die Hirsche

Die Darstellungen unserer Bilder beginnen mit den Hirschen, die mit dem wissenschaftlichen Namen Cervidae bezeichnet werden. Der Satz „Den Hirsch erkennt man am Geweih" trifft nur in bedingtem Sinne zu, denn es gibt eine ganze Anzahl Hirsche, denen der imposante Kopfschmuck fehlt; bei andern sind nur kleine, unscheinbare Spieße vorhanden. Es handelt sich bei diesen Arten um sehr ursprüngliche, primitive Formen, die als Urhirsche in früheren Erdzeitaltern weitverbreitet waren und sich in einzelnen Arten und Typen in wenig verändertem Zustand bis auf die heutige Zeit erhalten haben. Diesen geweihlosen Moschustieren und Wasserrehen ragen zwei mächtige Eckzähne aus dem Oberkiefer. Da die Natur ihre Kinder zur Aufrechterhaltung der Art im Kampf ums Dasein stets mit dem besten Rüstzeug ausstattet, können wir annehmen, daß sie bestrebt war, den kleinen geweihlosen Hirschen durch die mächtigen Eckzähne des Oberkiefers eine Ersatzwaffe für das Fehlen des Geweihs zu schaffen. Als älteste Ahnen der Hirschfamilie sind zwei sehr primitive, noch geweihlose Vertreter aus der mittleren Tertiärperiode unserer Erde bekannt geworden, die von der Wissenschaft als Palaeomeryx und Protozeras bezeichnet werden. Erst später finden wir Hirsche mit Spießgeweihen und spezialisierter Geweihbildung, die am Ende der Tertiärzeit weitere Fortschritte macht. Im Diluvium oder Schwemmland wuchsen sich die Geweihe schließlich zu jenen Übergebilden aus, wie sie noch heute in großer Zahl als drei Meter klafternde Schaufeln in den Torfmooren Irlands als Riesenhirsch, Megaceros, gefunden werden. Solche ungewöhnlich starken Vertreter der Hirschfamilie lebten zur Diluvialzeit auch in Deutschland, doch sind keine Beweise dafür vorhanden, daß diese Giganten noch in historischer Zeit existierten. In den Eiszeiten fanden sie in Westeuropa mit dem Renntier ihr Ende. Sämtliche heute noch lebenden Hirscharten, mit denen wir uns hier näher zu beschäftigen haben, stammen erdgeschichtlich aus einem jüngeren Zeitalter, denn sie sind bisher nur aus dem sogenannten Schwemmlande, dem Diluvium, also nach der Tertiärzeit, bekannt geworden.

Wenn wir dem von Lydekker verfaßten „Catalogue of the Ungulate Mammals" folgen, so waren bis zum Jahre 1915 nicht weniger als 235 Arten und Unterarten Hirsche bekannt, zu denen sich bis heute noch einige weitere gesellt haben. Diese Geweihträger verbreiten sich über Europa, Asien, Nordafrika und Amerika. In Afrika südlich des Atlas sowohl als auch in Australien und den andern Ländern und Inseln der Südsee sowie auf Madagaskar fehlen hirschartige Geschöpfe. Bei der hohen Artenzahl verbietet sich eine Beschreibung und selbst eine Aufzählung der teilweise sehr interessanten Vertreter von selbst. Die Arten, mit denen wir uns zu beschäftigen haben, werden durch vier sehr verschieden gestaltete Gattungen der Hirschfamilie vertreten, nämlich den Rothirsch, den Damhirsch, das Reh und den Elch. Wir beginnen unsere Einzelbetrachtungen beim Rothirsch, der Krone des deutschen Wildes.

Wenn die Hirsche schreien!

Zwischen Schwarzburg und Blankenburg im Thüringer Land führt die von mächtigen bewaldeten Felswänden eingefaßte Schwarza ihre Wasser in vielen Windungen zu Tal. Inmitten der bewaldeten Höhenrücken des Trippsteins und der Schabsheide träumt tief unten zwischen dem mehrfach gewundenen Bachbett das idyllische Städtchen Schwarzburg. Auf hohem Felskegel thront, von einer Schleife der Schwarza umrauscht, das malerische Schloß Schwarzburg. Dieses wundervolle Fleckchen Erde ist ein Zaubergarten für jeden Natur- und Tierfreund, und jedem deutschen Hochwildjäger bekannt als vorbildliches Wildrevier. Über dem hastig dahineilenden Wasser des Bachbettes können wir häufig den Eisvogel, unsern fliegenden Edelstein, bewundern. Der muntere Wintersänger, die Bachamsel, zeigt seine Lauf- und Tauchkünste in den reißenden Wogen, und Bach- und Kuhstelzen begleiten uns auf unserm Wege hinauf in die bereits rötlich gefärbten, rauschenden Buchenwälder, in denen der Häher rätscht und die Elster schackert. Allmählich wird der Laubwald von Tannen und Kiefern abgelöst, und nach längerem Steigen haben wir die volle Höhe des Kammes erreicht. Nun wandern wir auf dem Bergrücken entlang, verlassen den letzten, zum Abfahren des Holzes benutzten Weg und folgen einem wenig begangenen Försterpfad. Langsam lichten sich die Stämme, und wir treten geräuschlos an den Rand einer von Laub eingefaßten Waldwiese, wie sie in den Schwarzburger Bergen zahlreich zu finden sind. In wenigen Augenblicken haben wir auf der Kanzel eines Hochsitzes Platz genommen und harren nun der kommenden Dinge. Schnell wird noch einmal die Windrichtung geprüft, dann machen wir uns mit den örtlichen Verhältnissen vertraut.

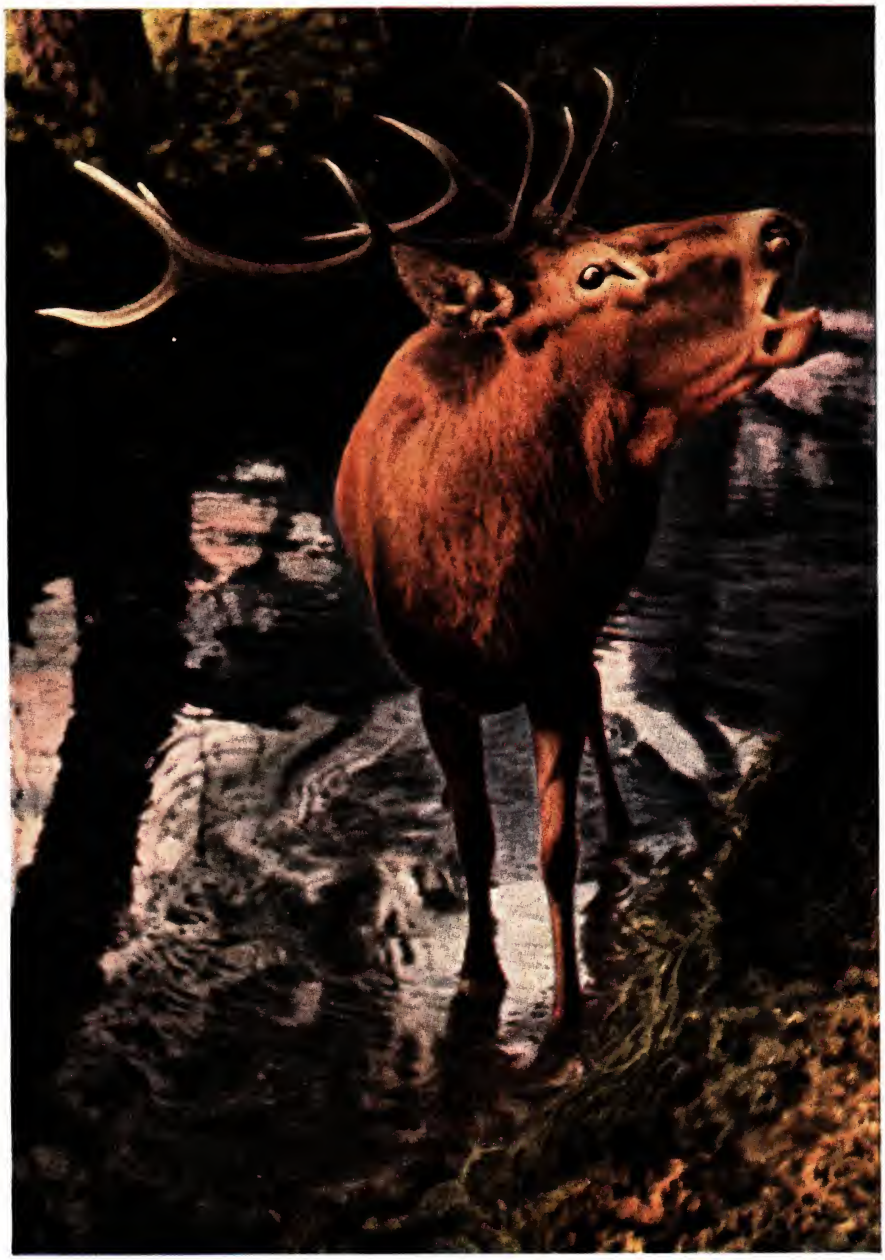
Die Laubfärbung hat an einzelnen Baumgruppen bereits eingesetzt, und die untergehende Sonne vergoldet nun das mosaikartige bunte Bild. Da lugt zur Rechten hinter einem Erlenbusch der Kopf eines Alttiers aus dem Blattwerk, stellt die Lauscher und verharrt wie eine Bildsäule. Endlich trollt das Tier mit hocherhobenen Läufen vorsichtig auf die Waldblöße, äugt und windet, um nochmals kurz zu verhoffen und dann vertraut auf die Mitte der Wiese zu ziehen. Es ist das Leittier, im Rotwildverbande stets ein besonders erfahrenes, gewitztes weibliches Stück. Und nun erscheint, wie hervorgezaubert, hinter- und nebeneinander, ein ganzes Rudel von Spießern, Sechsern, Alttieren mit Kälbern, Schmaltieren, dazu ein hoffnungsvoller Kronenzehner und schließlich ein schmucker, kräftiger Achter. Doch immer noch scheinen sich die Tiere nicht ganz sicher zu fühlen, denn zeitweilig verhoffen sie und äugen nach verschiedenen Richtungen. Zwei soeben austretende Alttiere mit Kälbchen äugen anhaltend nach hinten. Endlich schreitet ein kapitaler Vierzehnender über die Waldwiese: ein imposantes, prächtiges Bild! Er zieht, wie immer die stärksten Hirsche, am Schluß des Rudels! Inzwischen haben sich die Tiere der Äsung hingegeben, und ab und zu erhebt sich aus dem Grase ein Kopf, um nach dem achtunggebietenden Platzhirsch hinüberzuäugen. Doch der findet keine Zeit zur Äsung: er steht im Dienste der Minne und ist gewärtig, jeden Augenblick einen erscheinenden Nebenbuhler mit der blanken Waffe des Geweihs abzukämpfen. Er muß besorgt sein, daß ihm der alte Kämpe vom Kahlberg das mühsam erkämpfte Rudel nicht auseinanderreißt. So steht er da, der Platzhirsch, trotzig und gebieterisch, jeder Zoll ein König. –

An uns liegt es nun, durch Vermeidung jeden Geräusches das herrliche Bild ganz zu genießen! So haben wir Gelegenheit, den König der deutschen Wälder aus nächster Nähe zu betrachten. Das Bild ist so erhaben und gewaltig, daß wir keinen Blick von dem mächtigen Brunfthirsch wenden können. Seine Decke trägt rötlichbraune Färbung, von der der Hals mit seinem schwärzlichen Grau auffallend absticht; die Wangen sind deutlich heller, mehr gelbgrau gefärbt. Lang wallt die düstere Brunftmähne von der Drossel des Geweihten. Die Decke der Tiere und der Junghirsche leuchtet in bräunlichem Rot.

Beim Betrachten des gewaltigen Kopfschmuckes beschäftigen wir uns mit der Zahl und dem Sitz der Enden. Wir erblicken unmittelbar an der Stirn einen vom Weidmann „Rose" genannten, wulstförmigen, geperlten Ring, von dem aus die lange Stange nach oben führt. Das erste, unmittelbar über den Lichtern stehende Ende wird als Augsprosse, das darauffolgende als Eissprosse und das weitere, etwa in halber Höhe der Stange stehende als Mittelsprosse bezeichnet. Nun führt ein längerer Stangenteil zur Krone, und zwar trägt der vor uns stehende Vierzehnender eine vordere und eine hintere Kronengabel, also zusammen vier Kronenenden auf jeder Seite, so daß jede Stange sieben Sprossen trägt. Die Stange und die unteren Teile der Enden haben schwarzbraune Färbung und grobkörnige Erhabenheiten, die als Perlung und Perlen bezeichnet werden. Weiß leuchten die Spitzen der Enden zu uns herüber. –

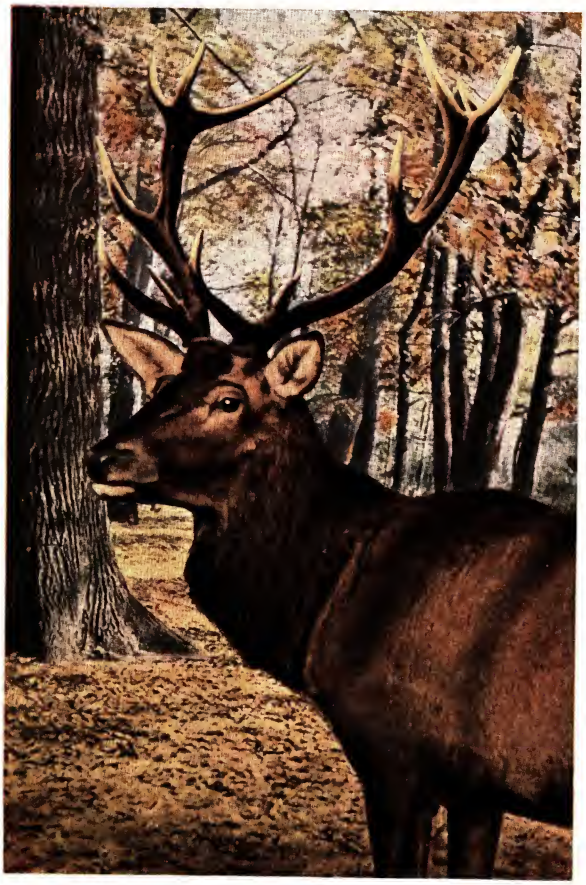
Wenn wir den stolz und gemessen dahinschreitenden geweihten Recken betrachten, müssen wir zugestehen, daß er seinen Namen „Edelhirsch" zu Recht führt. Trotz seiner Schlankheit ist der Körper kräftig und wohlgebaut. Bestechend wirken das Ebenmaß der Glieder und der leichte, federnde Gang. In seiner ganzen Haltung liegt Schönheit und Würde. An Adel seiner Erscheinung gleicht ihm kein anderes Wild der Heimat.

Ruhelos umkreist und durchzieht der Hirsch sein Rudel, hier und da ein Tier erregt verfolgend. Endlich legt er sein mächtiges Geweih in den Nacken, öffnet das Geäse, daß sich die Lefzen seitlich fast berühren, und nun tönt ein donnernder, markerschütternder Baßton in den herbstlichen Wald: der Hirsch schreit! Ganz nach Stärke, Tiefe und Rauheit der Stimme spricht der Weidmann das Alter und die Stärke des Hirsches an. Nochmals läßt der Kapitale seinen Ruf erschallen; es klingt fast wie eine Herausforderung für einen unsichtbaren Nebenbuhler. Und immer wieder ertönt der Kampfruf durch den Tann: der schönste Naturlaut für jedes Jägerohr! Unbekümmert äst das Rudel weiter. Plötzlich meldet sich aus den abwärts führenden Stangen ein andrer Hirsch mit seinem Baß. Schlagartig wendet der Platzhirsch und trollt mit zurückgelegtem Geweih dem Nebenbuhler entgegen, doch die Sorge um das Rudel läßt ihn verhalten, und er erwartet mit blanker Waffe den Feind! Endlich bricht aus dem Dickicht ein schwerer Sechzehnender und stürzt auf die Waldwiese, doch er hat es nicht auf den Platzhirsch abgesehen, sondern versucht, ein Stück Wild zu treiben. In rasendem Ansturm aber stürzt ihm der Platzhirsch entgegen. Da sich der Gegner nicht stellt, verhofft er kurz und äugt mit rollenden Lichtern zu seinem Todfeind hinüber. Plötzlich stürzt er, kurz entschlossen, auf den Eindringling zu, dieser macht Front, und so stehen sich die beiden Recken auf zwanzig Schritt mit gesenktem Gewaff gegenüber. Im Augenblick ist der Zwischenraum überwunden, und in hartem Anprall schlagen die starken Geweihe laut krachend und prasselnd zusammen. In dieser Stellung verharren die Kämpfer und reiben und schieben die Stangen aneinander, bis sie abwechselnd zu neuem Anlauf ausholen. So tobt der Kampf lange Zeit unentschieden. Es scheint sich um zwei ebenbürtige, erprobte Fechter zu handeln. Beim Lösen der Geweihe versuchen die Gegner, dem andern durch eine blitzschnelle Bewegung die Flanke abzugewinnen, um ihm einen tödlichen Stoß mit den dolchartigen Augsprossen zuzufügen. Doch jeder kennt die Kampfesweise und pariert die wohlgezielten Hiebe blitzschnell mit der Krone. Immer stärker tobt der Kampf, weiter quellen die Lichter aus den Höhlen, stärker pumpen Herz und Lunge. Der Höhepunkt ist erreicht. Es ist ein unausgesetztes Geschiebe und Gedränge, ein Zurückweichen und Anspringen. Hieb und Gegenhieb erfolgen in immer kürzeren Zwischenräumen. Bei dem Keuchen und Stöhnen quillt aus dem Geäse der Kämpfer weißlicher Brodem, der



1 *Röhrender Rothirsch*

Im Frühjahr kann man Abwurfstangen finden.



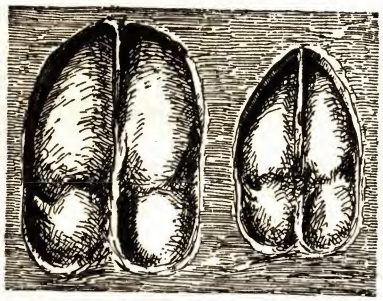
2 *Rothirsch im Winterhaar*

in der rauhen Abendluft zerflattert. Der Zuläufer ist kräftiger und der Platzhirsch gewandter als der Gegner. Durch plötzlichen Seitenhieb gelingt es dem Vierzehner, seinem Rivalen eine tiefe Wunde in die Weiche zu schlagen. Der Verletzte sinkt durch die Wucht des Stoßes auf die Seite, erhebt sich aber ruckartig und holt zu neuem Schlage aus. Doch der Gegner hat die kurze Pause benutzt und ist ihm zuvorgekommen. Von neuem forkelt er den auf die Handgelenke zusammenbrechenden Feind und ruft ihm, der in langen Fluchten das Weite sucht, den wilden, höhnischen Ruf der Standesbehauptung nach. Währenddessen äste das Kahlwild gelassen weiter; nur ab und zu hebt das eine oder andere das Haupt, um nach den Kämpfenden zu äugen. Doch den von Kampfeslust und Siegesfreude durchdrungenen Platzhirsch treibt die Unruhe. Mit gesenktem Kopf fegt er über die Wiese und wühlt mit der Krone des Geweihs tiefe Löcher in den Boden, wirft eine Krüppelkiefer in hohem Bogen über sich hinweg und – von neuem erschallt im Tann der gebieterische, herausfordernde Schrei des Königs unserer Wälder!

Die Sprache des deutschen Weidmanns

Da sich unsere ersten Schilderungen nicht nur mit dem jagdbaren Wilde, sondern auch mit der Jagd befassen, halten wir es für angezeigt, uns zuvor mit der sogenannten Weidmannssprache vertraut zu machen, jener mit kernigen, altdeutschen Worten durchsetzten, prächtigen Zunftsprache des Jägers. Bei den Ausdrücken selbst und ihrer Bedeutung werden wir manches Neue und Wissenswerte über die Artung und Lebensweise unseres Edelwildes erfahren. Männliche und weibliche Edelhirsche werden gemeiniglich als Hirsch und Wild bezeichnet. Als Hirschkälber gelten männliche und als Wildkälber weibliche Jungtiere, und zwar von der Geburt an bis, den landesüblichen Bestimmungen gemäß, Dezember des gleichen oder Februar des nächsten Jahres. Später heißen die männlichen Schmalspießer, die weiblichen aber Schmaltiere. Hat das Schmaltier einmal gesetzt, so wird es Alttier genannt und bei Eintritt der Altersunfruchtbarkeit Gelttier. Die verschiedenen Entwicklungsstufen des Hirsches werden entsprechend der fortschreitenden Geweihbildung, die indes mit der Altersbestimmung nur in sehr losem Zusammenhang steht, als Spießer, Gabler (selten!), Sechser, Achter, Zehner usw. bezeichnet. Mit diesen Verhältnissen werden wir uns noch später bei dem Entwicklungsgang des Geweihs zu beschäftigen haben.

Als Haupt oder Grind wird der Kopf, als Windfang die Nase, als Lichter die Augen, als Lauscher oder Luser die Ohren, als Geäse das Maul, als Löffel oder Graser die Zunge und als Haken oder Grandeln die oberen Eckzähne des Hirsches bezeichnet. Für die Luftröhre gilt der Ausdruck Drossel, für den Kehlkopf Drosselkopf und für die Speiseröhre Schlund. Die Mähne des Brunfthirsches heißt Kragen, die Vorderbrust zwischen den Schulterblättern Stich, weiter unten zwischen den Läufen aber Brustkern. Die Bauchseiten werden als Flanken oder Flämen und vor den Keulen als Dünnungen bezeichnet. Statt des Rückens trägt der Hirsch einen Ziemer. Weiter hat der Hirsch keine Hufe, sondern Schalen. Zu den Afterklauen sagt der Jäger Geäfter, zum After Weidloch, zum männlichen Geschlechtsorgan Brunftrute und zum weiblichen Feucht- oder Feigenblatt. Als Kurzwildbret gelten die Hoden und als Spiegel die helle Haarpartie um das Weidloch. Doch auch die verschiedenen Lebensäußerungen und Tätigkeiten des Rotwildes werden vom Mann im grünen Rock durch entsprechende Ausdrücke bezeichnet. Für die Tätigkeit der drei Hauptsinne gelten die Bezeichnungen äugen, winden oder wittern und vernehmen. Da der Kot Losung heißt, löst sich das Wild; als Nässen wird das Wasserlassen bezeichnet. Im Haarwechsel verfärbt der Hirsch. In ruhiger Gangart, also im Schritt, zieht oder wechselt er; wenn er auswechselt, verläßt er den gewohnten Standort; hält er gut Wechsel, so nimmt er regelmäßig denselben Weg seines Reviers. Demgemäß unterscheidet der Weidmann auch Stand- und Wechselwild. Im Traben trollt das Wild, im Springen flüchtet es; die Sprünge selbst werden Fluchten genannt. Dabei überfällt der Hirsch einen Graben oder durchrinnt ein größeres Wasser. Äsen und schöpfen sind die Bezeichnungen für die Nahrungs- und Wasseraufnahme. Hat er kräftige, reichliche Äsung, so ist er gut bei Feist, andernfalls kümmert er, und solche Kümmerer und Schneider sind nicht gern gesehen. Vertraut ist der Hirsch bei Sorglosigkeit, er verhofft bei auffallenden Erscheinungen, wirft auf, wenn er stutzt, und wird vergrämt, wenn er seinen gewohnten Standplatz meidet. Die Fährte des Hirsches setzt sich aus einzelnen Tritten zusammen, die der Weidmann spürt, also beachtet oder untersucht. Das Rotwild steht in mehreren Stücken oder Rudeln beisammen, einzelne Hirsche leben in Trupps. Das Rudel wird vom Leittier geführt, in seltenen Fällen vom Kopfhirsch.



Trittsiegel des Hirsches und des Tieres

Das starke, tiefe Brüllen des Hirsches zur Brunftzeit heißt Schreien, Orgeln oder Röhren, das leise Brummen Knören oder Trensen, der zarte Brunftlaut der Tiere Mahnen, der kurze, gestoßene Angstlaut Schrecken, der durch Schmerz hervorgerufene Klagelaut Klagen. Ein ange-

schossener Hirsch ist angeschweißt und gilt in verwundetem Zustand als krank. Der Anschuß bezeichnet die Stelle, wo der Hirsch den Schuß erhielt.
Hat nun der Jäger einen Hirsch krank geschossen, und ist das Wild zusammengebrochen oder hat es sich niedergetan, so liegt es im Wundbett und wird mit dem Hirschfänger abgefangen, mit dem Weidmesser abgenickt oder erhält den Fangschuß. Nach dem Verenden wird es durch Öffnen des Leibes gelüftet oder gänzlich aufgebrochen und das Geräusch, nämlich Herz, Lunge und Leber, und das Gescheide, also der Magen, weidmännisch Pansen, und das Gedärm ausgeworfen. Später wird der Hirsch aus der Decke geschlagen oder zerwirkt und fachmännisch zerlegt, vorher aber das Geweih „abgeschlagen". Das Blut des Hirsches heißt Schweiß, das Fleisch Wildbret und das Fell Decke.

Hege mit der Büchse

... Im Hochwildrevier geht der Tod um! Ein unheimliches Wesen mordet seit Jahren mit einem langen Dolch die besten Hirsche. Der wertvolle Bestand ist in höchster Gefahr, wenn der arge Schädling nicht in kürzester Zeit beseitigt wird. Dazu ist der Mörder überall und nirgends. Er erscheint bald hier, bald dort, ist aber niemals zu spüren oder zu treffen. Das erschwert die Suche nach dem unheimlichen Waldgeist ungemein. Die Beerensucher vom Erlengrund haben ihn vor kurzem gesehen. Er war in einen roten Mantel gekleidet, trug auf dem weißen Schädel ein langes und ein kurzes Schwert und lief auf teuflischen Bocksbeinen – so berichteten sie über die unheimliche Erscheinung. Ruhelos schleicht er im Revier umher, erscheint im Herbst auf den Brunftplätzen des Rotwildes und erledigt die stärksten Kronenhirsche mit der Sicherheit eines gewandten Florettfechters. –
Nun hat sich der Forstmeister mit seinem Heger und ihrem vierbeinigen Jagdgenossen „Hasso" selber auf den Weg gemacht, um den heimlichen Schadhirsch zur Strecke zu bringen. Schon beim Aufgehen der Rotwildjagd hatte er strenge Anweisung gegeben, ausschließlich diesem Mörder nachzuziehen und ihn zu strecken, wo er auch angetroffen würde. Kein anderes Stück Rotwild sollte während dieser Zeit erlegt werden, ehe diese wichtige Aufgabe zur Hebung des Bestandes erfüllt sei. Seit vier Jahren richtete der „Mörder" schlimmste Verheerungen in dem Bestande an, ohne daß ihm sein Handwerk gelegt werden konnte. Noch in dieser Brunft forkelte er den hoffnungsvollen Kronenzehner und den kapitalen Achtzehnender vom Moosbach. Die Verluste waren nicht mehr zu tragen.
Die beiden Weidmänner sehen durch die hohen Stangen die Suhle schimmern, die der „Mörder" ab und zu annimmt. Sie scheint frei zu sein – aber die Fährte des „roten Teufels" führt dorthin. Obwohl die beiden Grünröcke gegen den Wind zogen, hatte der heimliche Leisetreter sie schon wieder weg! Keiner zweifelte daran, daß der Schadhirsch die Suhle besucht hatte. Und wirklich – Schaum liegt wie Sahne auf dem breiigen Wasser der Suhle. Überall treiben langsam zusammenfallende Blasen an der Oberfläche des Wassers. Und dort am Rande der Suhle hat der Bursche im Schlamm gelegen. Der weiche Boden zeigt ein genaues Negativ seines Körpers. Ganze Haarfluren lassen sich in dem weichen Boden erkennen. Mit Mühe orientieren sich die Männer. „Hasso" zerrt wild am Riemen, und es dauert nicht lange, da finden die Weidmänner auch die mächtige Fährte des Schadhirsches. Sie führt links in die Dickung. Da fühlt er sich sicher!
„Pst!" zischt der Forstmeister. Seit dreißig Jahren hat er das erstemal wieder Jagdfieber! Seine Hände zittern wie Espenlaub. Wie ist das nur möglich? Der Heger weist ihm die Stelle, wo er den sorglos dahinbummelnden Hirsch frei hat. Aber der Forstmeister winkt ab! Noch näher will er sich an den Mörder heranpirschen, um seiner Sache ganz sicher zu sein. Der Schuß durch das Laubgewirr ist ihm auf die große Entfernung zu unsicher.
Der Forstmeister ist verschwunden. Es vergehen fünf Minuten. Dann zerreißt ein Büchsenschuß die Waldeinsamkeit und zerflattert in den hohen Stangen des Holzes.
„Weidmannsheil, Herr Forstmeister!" ruft der Heger, „der ist Ihnen sicher. Er hat gut gezeichnet!" Beide eilen zum Anschuß. Dort in der kleinen Lichtung innerhalb der Dickung hatte der Hirsch sich eingestellt. Hier ist der Anschuß – mit Schnitthaar – dort an den Halmen Schweiß! – „Lungenschweiß, Herr Forstmeister!" ruft freudig der Heger. „Dürfte stimmen", ist die Antwort, „bin tief Blatt abgekommen. Hier führt die Schweißfährte entlang – hier – da – und da!" „Hasso" arbeitet mit der Sicherheit des geschulten Gebrauchshundes die Fährte aus. Endlich „schnallt" der Mann im grünen Rock: „Hasso, such, verwundt!", und wie ein Pfeil jagt der treue Jagdgenosse davon, verschwindet im Tann. Schon nach kurzer Zeit gibt „Hasso" Hals: – der Totverbeller singt dem „roten Teufel" das letzte Lied! –
„Da, Herr Forstmeister, rechts neben dem Eichenstamm; Weidmannsheil!" – „Weidmannsdank!" kommt die aufatmende Antwort zurück, „das ist einer der schönsten Tage meines Lebens! Lassen Sie uns hier einen Augenblick niedersetzen, Reinhard! Ich muß das Geschehen des heutigen Tages erst mal überdenken!" Dann betrachten die beiden das Geweih des „roten Teufels". Die linke Stange ist verkrüppelt und trägt nur zwei kümmerliche Enden, aber die rechte ist zu einem regelrechten, armlangen Dolch ausgewachsen. Sie trägt nicht ein einziges Ende und ist dazu spitz wie eine Nadel! „Ja, ja", sagt der Forstmeister, „der Hirsch kann noch so stark sein wie er will und ein noch so kapitales Geweih tragen: einem Gegner mit solcher Waffe ist er nicht gewachsen. Er rennt sie ihm beim ersten Angriff in die Dünnung wie eine Turnierlanze. – Und mit dieser Mordwaffe hat uns der Unhold neun hoffnungsvolle und kapitale Hirsche umgebracht! – Jetzt erst hat es Sinn, den Bestand wieder aufzubauen!" ...
Und dieser Einzelfall fügt sich an tausend andere Vorgänge, die schließlich die allgemeine Grundlage zur Hebung unseres Wildbestandes bilden. Als Einzelmaßnahme wäre er zwecklos, wenn die Weidgerechtigkeit durch das vorbildliche Reichsjagdgesetz nicht in feste Formen gegossen wäre.

Vom edelen Hirschen

Unser Edelwild trägt den wissenschaftlichen Namen Cervus elaphus. Da das Rotwild in den verschiedenen Teilen unserer Heimat nicht gleichartig aussieht und innerhalb bestimmter Gebiete in Färbung, Größe, Geweih- und Schädelbildung wechselt, hat der deutsche Zoologe Matschie dieser Frage vor dem Kriege sein Augenmerk zugewandt und nach langjährigen, eingehenden Untersuchungen die bestehenden Unterarten oder Rassen des Rothirsches festgelegt und beschrieben. Diese Arbeiten wurden sowohl von der Forschung als auch von der Jägerschaft wenig beachtet oder ablehnend beurteilt, weil die Unterschiede oft nicht genügend ins Auge fielen, um sofort eine sichere Unterscheidung der Rasse herbeiführen zu können. Dennoch besteht kein Zweifel, daß diese Rassen vorhanden sind. Es ist daher verständlich, daß bestimmte morphologische und anatomische Verhältnisse des deutschen Rothirschs nicht in einer Zahl ausgedrückt werden können, vielmehr durch die Abänderungen in den einzelnen Gebieten schwanken, so gibt Raesfeld die Schulterhöhe des jagd-

baren Rothirsches mit 1,25–1,50 m, die Länge vom Geäse bis zum Wedel mit 1,90–2,45 m und das Gewicht, unaufgebrochen, mit 115–225 Kilo an. Entsprechend haben vollerwachsene Alttiere ein Gewicht von 75–90 Kilo und einjährige Kälber ein solches von 32–40 Kilo. Daneben kommen besonders starke Hirsche im Gewicht bis zu 300 Kilo vor. Im allgemeinen ist der ostpreußische Hirsch stärker, der Brandenburger nicht so schwer und der Westfale leicht. Stärkere Hirsche weisen wieder die oberen Donauländer auf. Bekannt durch ihre Schwere und starke Geweihbildung sind die Karpatenhirsche.

Abgesehen davon, daß alle Hirsche im Winter mehr braungraue, im Sommer aber eine leuchtend rotbraune Färbung tragen, schwanken Färbung und Zeichnung in den einzelnen Gebieten. Großen geographischen und auch individuellen Abänderungen sind weiter Form, Ausmaß und Gewicht des Geweihs unterworfen, so daß Matschie diese Teile in erster Linie zur Unterscheidung der verschiedenen Rassen benutzt hat. Im allgemeinen kommen Geweihgewichte von 6–9 Kilo vor, jedoch werden in deutschen Landen noch immer Trophäen von 10–12 Kilo erbeutet. E. v. Dombrowski gibt das Geweih eines im Jahre 1844 im Taunus erlegten Sechzehnenders auf 15,5 Kilo an, während das schwerste Geweih der berühmten Moritzburger Sammlung aus früherer Zeit 18,8 Kilo wiegt. In diesen Verhältnissen bewegt sich auch die Größe der Geweihe. Einer der Rundung entlang gemessenen Stangenlänge von 80–120 cm, allenfalls 130 cm, steht eine Breite von 80–110 cm gegenüber. Indes hat es Geweihe gegeben, die bis 130 cm klafterten. Ein ungerader Sechsundzwanzigender, der seine Stangen in Baden abgeworfen hatte, besaß eine Stangenlänge von 132 und 133 cm und stellt damit das längste bekannte Geweih überhaupt dar.

Erdgeschichtlich gehört der Rothirsch zu den jugendlichsten Formen der Säugetiere. Fossile Reste sind uns reichlich aus dem Diluvium oder Schwemmlande bekannt geworden. In das Problem des Ur-Rothirsches konnte erst in neuester Zeit durch aufsehenerregende Funde an einer Jagdstelle der Eiszeitjäger bei Wallertheim im Mainzer Becken Licht gebracht werden. Diese neben vielen anderen Funden in reicher Anzahl zutage geförderten Rothirschgeweihe beweisen, daß hier die Wiege unseres Edelwildes gestanden haben muß; sie geben gleichzeitig wichtige Aufschlüsse über das Aussehen des Stammvaters unseres Hirsches. Das Geweih des Wallertheimer Ur-Rothirsches entspricht an Größe und Stärke dem Geweih unseres Rotwildes. Auffallend ist die sehr starke Eissprosse, die an ihrem Grunde mit der Augsprosse sehr eng zusammensteht. Das Wesentlichste aber ist die beachtenswerte Tatsache, daß von einer Krone keine Rede sein kann, vielmehr befindet sich bei allen dort geborgenen Geweihen übereinstimmend eine sehr lange, spitzwinklige, genau quer gestellte Gabel! Geradezu Aufsehen erregen aber dürfte in Weidmannskreisen die Tatsache, daß trotz dieser bei den Wapitihirschen als längs gestellte Schere vorhandenen, vom deutschen Jäger wenig geschätzten Gabelbildung das Geweih des Wallertheimer Ur-Rothirsches edler, formvollendeter und ausgeglichener, also ästhetischer, erscheint als das Geweih des heutigen Kronenhirsches. Das mag unglaubhaft erscheinen, aber Dutzende namhafter Weidmänner haben das Gesagte angesichts der Fundstücke von Wallertheim bestätigt. Daß diese Gabelgeweihe als Waffe im Kampf mit Raubtieren oder Rivalen weit zweckmäßigere Dienste leisteten als die Kronengeweihe des Rothirsches, bedarf keiner Erklärung. Es kann als sicher gelten, daß die ursprünglichen Geweihe des Rothirsches

3 *Abwurfstange eines starken Eissprossenzehners*

4 *Rothirsch nach dem Abwerfen*

vom Wallertheimer Typ bereits im frühen Mittelalter maßgeblich beeinflußt und umgebildet wurden durch überstarke Hege und übermäßige Zufütterung der Hirsche in fürstlichen Wildbahnen, worüber zahlreiche Belege vorliegen. Diese Mästung der Hirsche führte schließlich zur Hypertrophie (Überbildung) der Geweihe durch das Schieben einer zweiten Quergabel, die sich hinter die vordere setzte. Auf diese Weise entstand das in seinem Aufbau praktisch widersinnige Kronengeweih unseres Rothirsches. Andrerseits werden ursprüngliche, reiche Äsungsverhältnisse in freier Natur zu dieser Überbildung des Geweihs ein übriges getan haben. Eine andere Erklärung dürfte es kaum geben, da aus der Zeit der Wallertheimer Urhirsche bisher kein einziges Stück mit einer Kronenbildung bekanntgeworden ist. – Als Verbreitungsgebiet des Rotwildes kann nahezu ganz Europa angegeben werden südlich vom 65. Breitengrad und Polen im Osten und Frankreich im Westen. Es tritt ferner in Irland, seltener in England, dagegen häufig in Schottland auf, bewohnt einzelne Gegenden Skandinaviens und ist in der Ostmark, Ungarn und Siebenbürgen beheimatet. Auf Korsika und Sardinien wird eine kleinere Art, der Zwergedelhirsch, Cervus corsicanus, angetroffen, außerdem eine zwerghafte Form auf den Hebriden. Interessant ist das Vorkommen eines Rothirsches, Cervus barbarus, in Nordafrika, der den Namen Berber- oder Atlashirsch führt und auf der Sommerdecke eine leichte Weißfleckung trägt.

5 *Rothirsche im Bast*

Aus dem Leben des Rotwildes

Als Kulturflüchter bewohnt der in deutschen Landen sowohl in Gattern gehaltene als auch in freier Wildbahn vorkommende Edelhirsch ausgedehnte, zusammenhängende und ruhige Waldungen und verwachsenes Bruchgelände. Da er als durchaus bodenständig zu gelten hat und an seinem Aufenthaltsort und Wechsel zähe festhält, liebt er als scheuer und vorsichtiger Waldbewohner vornehmlich die Ruhe. Nur in der Brunftzeit, während des Geweihaufbaues und bei Nahrungsmangel wechselt er hier und da seinen Standort. Kolbenhirsche lieben die Dikkung. Tagsüber hält sich das Rotwild gern im Walde auf und tritt erst in den Abendstunden auf die Waldblößen, um der Äsung nachzugehen. Bei Beunruhigungen flieht es, wie alle Nasentiere, gegen den Wind, wie es sich überhaupt in erster Linie auf seinen hervorragend ausgebildeten Geruchssinn verläßt. Jüngere Hirsche und Kahlwild leben in besonderen Rudeln, während stärkere Hirsche gleichfalls in Trupps zusammenstehen. Erst in der Brunftzeit lösen sich die Rudel auf, und zu jedem kleinen Verbande tritt nun der Platzhirsch mit der blanken Zier seiner Waffe. Das Rotwild hat ein starkes Wasser- und Schlammbedürfnis, so benutzt es jede Gelegenheit zum Suhlen, nicht zuletzt, um vor den schmerzhaften Angriffen der Stechfliegen geschützt zu sein.

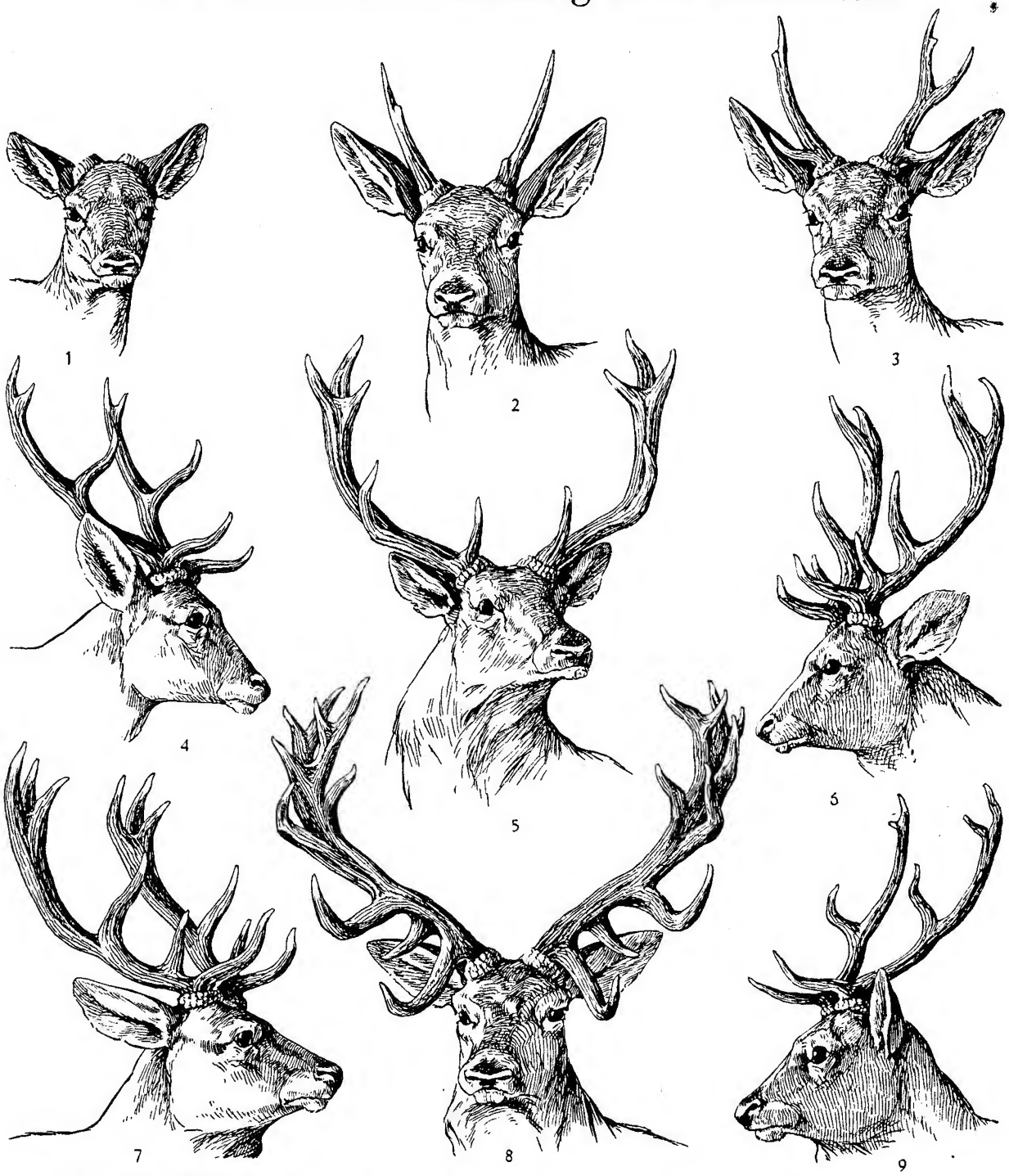
Das Verhalten des Rotwildes in der Brunft haben wir bereits näher kennengelernt. Nach der Brunft, im November, bildet sich das unscheinbare, mehr graue Winterhaar. Kapitale Hirsche werfen im Februar, jüngere meist viel später das Geweih ab, das bei älteren im Juli, bei den jüngeren aber im August wieder fertig ausgebildet ist. Die Kälber des Rotwildes werden im Mai oder Anfang Juni nach einer Tragzeit von 33–34 Wochen gesetzt. Das auf kastanienbraunem Grunde eng weiß gefleckte Kälbchen wird die ersten Tage seines Lebens von der Alten in einem sicheren Versteck, einem Dickicht oder verwachsenen Gebüsch, verborgen gehalten, bleibt tagsüber sich selbst überlassen und wird erst in den Abendstunden von der Alten aufgesucht. Bei Gefahr drückt sich das Kälbchen platt an den Boden und verharrt in dieser Stellung, bis die Alte sich wieder zu ihm gesellt. Zweifellos kann der Weißfleckung die Bedeutung einer vorzüglichen Schutzfärbung beigemessen werden. Sehr bald aber ist das Kälbchen selbständig, so daß es seiner Mutter folgen kann. Ein Alttier mit seinem Kälbchen im grünen Tann zu beobachten, gehört zu den reizvollsten Erlebnissen in freier Natur.

Ganz nach der Jahreszeit wechselt das Rotwild mit der Äsung. Im Frühling hält es sich an die jungen Triebe und Knospen der Laubhölzer, äst aber auch Gräser und Kräuter verschiedener Art und wechselt im Sommer selbst in die Korn-, Kartoffel-, Rüben- und Kohlfelder. Im Herbst bevorzugt es Kastanien und Eicheln, und im Winter wird von ihm in starkem Maße die Rinde verschiedener Baumarten sowie Kräuter und Moose genommen. Nach sicheren Feststellungen soll der Rothirsch erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts den Kartoffeln und der Fichtenrinde nachgehen, die er früher mied. Salz scheint für ihn ein großes Bedürfnis zu sein. Als Verteidigungswaffe dienen dem Kahlwild wie auch dem Hirsch nach dem Abwurf des Geweihs die starken sehnigen Läufe, die sie in nicht zu unterschätzender Weise zu gebrauchen verstehen.

Aufbau und Entwicklung des Kopfschmuckes

Obwohl wir bei unseren Betrachtungen schon manches über das Geweih des Rotwildes erfahren haben, bedarf es einiger grundlegender Ausführungen über den Aufbau und die Entwicklung dieses seltsamen Gebildes, mit dem sich die Naturforscher aller Zeiten eingehend beschäftigt haben. Folgen wir zunächst einmal dem Entwicklungsgang eines Geweihs als organischem Gebilde in allen seinen Erscheinungsformen. Es nimmt seinen Ausgangspunkt von den sogenannten Rosenstöcken, die im neunten Lebensmonat, vielfach aber auch später, als zwei niedrige, rundliche Erhebungen auf dem Stirnbein gebildet werden. Im oberen Teil dieser Rosenstöcke zeigen sich erst später kleine, kranzartige, etwas erhöhte Ringe, die Rosen. Auf den Rosenstöcken voll-

Die Geweihentwicklung beim Rothirsch



1 Hirschkalb. 2 Zweijähriger Hirsch. 3 Ungerader Sechser. 4 Gerader Achter. 5 Kronenzehner. 6 Eissprossenzehner. 7 Kronenzwölfer. 8 Kapitalhirsch. 9 Alter Achter, zehneinhalb Jahre, „Abschußhirsch".

zieht sich nun der Geweihaufbau des jungen Hirsches wie auch der des erwachsenen nach dem Abwurf der Stangen.

Es entstehen nämlich auf den Rosen runde, knuffige, dunkle Gebilde, die mit einer dünnen, kurz- und dichtbehaarten adereichen Nährhaut, dem sogenannten „Bast", überzogen sind und sich heiß anfühlen, da in ihnen das Blut zirkuliert. Das Wachstum des Geweihs erfolgt je nach dem Alter des Tieres bis zu einem gewissen Entwicklungsstadium. Ist das Wachstum abgeschlossen, so wird die Zufuhr von Kalksalzen so reichlich, daß die in der Anlage verlaufenden Gefäße sich verstopfen. Die von der Halsschlagader her erfolgende Blutspeisung des „in den Kolben stehenden" Geweihs hört auf, eine Erhärtung erfolgt, und die Oberhaut, der sogenannte „Bast", löst sich in langen, welken, hautartigen Fetzen ab. Durch die Verkalkung der Geweihstange wird ein Juckreiz verursacht, der das Tier veranlaßt, die Neubildung an Stämmen zu reiben, was als „Fegen" bezeichnet wird. Ist das Geweih völlig gefegt, so hat es sein letztes jeweiliges Aufbaustadium erreicht. Beim Reiben an den Bäumen erhält es durch den Gerbstoff der Rinde, wahrscheinlich auch durch das anhaftende Blut und die Einwirkung des Lichtes die

schöne kastanienbraune bis schwarze Färbung. Sie fehlt denjenigen Hirschen, die beim Fegen zu einer Berührung mit Bäumen keine Gelegenheit haben, den Renntieren und den Pampashirschen.

Nach einer bei den einzelnen Hirscharten verschiedenen Zeitdauer, durchschnittlich 4–5 Monaten, tritt durch Zerfall der Gewebe eine Lockerung und Ablösung des Geweihs vom Rosenstock her ein, die schließlich zum völligen Abwurf führt. Von nun an vollzieht sich bei demselben Stück der gleiche Vorgang, nur daß in den Jugendjahren das Geweih von Abwurf zu Abwurf größeres Ausmaß annimmt und, soweit Verzweigungen vorhanden sind, eine Vermehrung der Enden eintritt, wenn nicht, wie bei „Kümmerern", Rückbildungen zu verzeichnen sind. Sämtliche Hirsche werfen das Geweih im Laufe des Jahres einmal ab. Nur der aus der Mandschurei stammende Milu- oder Davidshirsch macht hiervon eine Ausnahme, denn er wechselt sein Geweih und brunftet zweimal im Jahre. Warum die Natur für die männlichen Hirsche eine so große Arbeitsleistung und Kraftverschwendung vorgesehen hat, konnte trotz vieler Erklärungsversuche noch nicht befriedigend gedeutet werden.

Als Erstlingsgeweih des Rotwildes haben einfache, etwa 15 bis 20 cm lange Spieße zu gelten. Erst im nächsten Jahre bildet sich die als „Rose" bekannte, kranzartige Umwallung am Grunde der Stange. Wenn der Junghirsch zwei Jahre alt ist, also im Mai des dritten Kalenderjahres, wechselt er das Geweih und überspringt fast immer die vom Rehwild her bekannte Gablerstufe, schiebt vielmehr sechs, gelegentlich auch acht, seltener zehn Enden. Die Augsprossen liegen bei den Sechsergeweihen sehr hoch über der Rose und erhalten von Jahr zu Jahr einen tieferen Stand durch das Flacher- und Breiterwerden der Rosenstöcke. Der folgende Achter entsteht entweder durch Bildung der Eissprosse oder durch Gabelung des Stangenendes. Letztere Bildung kommt wesentlich häufiger vor. Als „Eissprossen"- und „Kronenzehner" werden die nächsten Stufen bezeichnet, je nachdem, ob bei der erstgenannten Achterbildung eine Gabelung des Stangenendes erfolgt oder die zuletzt beschriebene Achterbildung an der Endgabelwurzel eine neue Sprosse ansetzt. Der Zwölfer tritt mit Aug-, Eis-, Mittelsprosse und einer dreiendigen Krone in Erscheinung. Durch die Gabelung des hinteren Kronenendes entsteht weiter der Vierzehnender. Wenn im nächsten Jahre ein drittes Ende aus dem Scheitelpunkt der obersten Gabel wächst, entsteht der Sechzehnender, durch weitere Gabelung des hintersten Endes der Achtzehnender.

Als gelegentlich auftretende Geweihformen haben die nach der Kronenbildung benannten Schaufel-, Becher-, Hand- und Doppelkronen zu gelten. Solche vielendigen Kronen kommen vorwiegend in Gegenden vor, wo die Hirsche durch reichhaltige Äsung Gelegenheit zu kräftiger Geweihentwicklung haben. Eine Höchstzahl von Enden hat der berühmte historische Sechsundsechzigender aufzuweisen, den Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1696 bei Fürstenwalde erlegte und der in der Sammlung des Schlosses Moritzburg bei Dresden als besondere Sehenswürdigkeit aufbewahrt wird. Indes haben von diesem Geweih über vierzig „Enden" als reine Wucherungen zu gelten.

Tritt nun der Fall ein, daß die sich gegenüberstehenden Stangen nicht die gleiche Anzahl Enden tragen, so rechnet die am reichsten mit Enden versehene Stange als Grundlage für die Bezeichnung, indem die hier vorhandene Endenzahl verdoppelt und vor die Endenbezeichnung das Wort „ungerader" gesetzt wird. Hat also ein Hirsch an der rechten Stange acht Enden, an der linken aber nur sechs, so zählt er als ungerader Sechzehnender. Es kann als interessante Tatsache gelten, daß der gesunde Hirsch sein Geweih von Jahr zu Jahr in genau gleicher Form und Stellung aufbaut, so daß sich die Abwürfe, soweit sie nicht in der Entwicklung oder in der Rückbildung stehen, oft auf ein Haar gleichen.

Die in der Freiheit am häufigsten vorkommenden Abweichungen vom normalen Geweih werden als Einstangen-, Mehrstangen- und Pendelgeweihe bezeichnet. Die Eigenart dieser Bildungen geht aus ihrem Namen hervor. Als Mönche oder Plattköpfe werden gänzlich geweihlose Hirsche bezeichnet. Perückengeweihe, die wir beim Rehwild besprechen werden, kommen beim Rotwild selten vor. Klima, Nahrung, Witterungs- und Bodenverhältnisse sowie individuelle Veranlagung und Krankheiten können die Geweihbildung erheblich beeinflussen.

Allerlei Wissenswertes vom Rotwild

Zuvor einige erläuternde Bemerkungen über das Gebiß der Säuger. Bekanntlich setzt sich das Dauergebiß der Säugetiere aus vier Gruppen von Zähnen zusammen, die als Schneide-, Eck-, Vorbacken- und Backenzähne bezeichnet werden. Da nun die vielen Säugetierarten und -gattungen eine sehr verschiedene Zahnbildung aufweisen, bedient sich die Wissenschaft kurzer Darstellungen dieser Zahnzusammensetzungen in Gestalt von Formeln, womit langatmige Beschreibungen vermieden werden. Die Schneidezähne werden dabei mit S, die Eckzähne mit E, die Vorbackenzähne mit V und die Backenzähne mit B bezeichnet. Die Zahl der Zähne wird in der Form eines Bruches dargestellt, dessen Zähler die Zahl der Oberkieferzähne und dessen Nenner die der Unterkieferzähne bezeichnet. Nehmen wir als Beispiel für die nach vorstehenden Grundsätzen aufgestellte Gebißformel die Zahnbildung des Rotwildes, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

$$\frac{B3 \cdot V3 \cdot E1 \cdot S0}{B3 \cdot V3 \cdot E0 \cdot S4} \times \frac{S0 \cdot E1 \cdot V3 \cdot B3}{S4 \cdot E0 \cdot V3 \cdot B3} = 34,$$

d. h. also, es sind jederseits im Oberkiefer vorhanden: 3 Backenzähne, 3 Vorbackenzähne, 1 Eckzahn, aber kein Schneidezahn, dagegen im Unterkiefer: 3 Backenzähne, 3 Vorbackenzähne, kein Eckzahn, aber 4 Schneidezähne. Und da regelmäßig sämtliche Zahngruppen, also auch fehlende Zähne mit 0 in der gleichen Reihenfolge angegeben werden, merken wir uns diese Einteilung für die Folge und lassen der Einfachheit halber die Anfangsbuchstaben der Zahngruppen fort, so daß sich für den Rothirsch folgende Formel ergeben würde:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 0}{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 4} \times \frac{0 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 3}{4 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3} = 34.$$

Sämtliche Säugetiere besitzen in jugendlichem Alter ein sogenanntes Milchgebiß, das aus einer geringeren Anzahl Zähne besteht als das Altersgebiß und in einem bestimmten Alter ausfällt und erneuert wird. Die Anführung dieses Milchgebisses bei den einzelnen zur Beschreibung gelangenden Arten würde hier indes zu weit führen.

Aus unserer Schlüsselbezeichnung geht hervor, daß das Rotwild im oberen Kiefer je einen Eckzahn trägt, der beim Elch-, Dam- und Rehwild fehlt. Diese an und für sich rudimentären Eckzähne sind beim Tier wesentlich geringer ausgebildet als beim Hirsch. Sie waren von jeher begehrte Trophäen der Jägerwelt und werden von den Weidmännern häufig als Schmuckstück getragen. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß die Schneidezähne beim Rot- und Damwild erst im zweiten, beim Rehwild aber bereits im ersten Lebensjahre gewechselt werden. Bekanntlich ist die Zahnentwicklung ein sicheres Merkmal für die Altersbestimmung des Wildes, so lassen Form und Größe der Backenzähne gute Schlüsse auf das Alter des Rotwildes zu.

Die Länge und Breite der Fährte wechselt nach Vorkommen und Geschlecht, außerdem nach der Stärke des Einzelstückes. Im allgemeinen kann für den Hirsch eine Durchschnittslänge der Fährte von 8,5 cm, für das Tier eine solche von 7,5 cm und für das Kalb von 5 cm sowie eine entsprechende Durchschnittsbreite von 6,5 cm, 4,5 cm und 3,5 cm angegeben werden. Wie stark die

Fährten in den einzelnen Gebieten des Vorkommens abweichen, geht aus den Aufzeichnungen E. v. Dombrowskis hervor, der eine durchschnittliche Fährtenbreite für die Bukowina von 8,7 cm, für Böhmen von 6,8 cm, für Deutschland von 5,9 cm und für Schottland von 5,6 cm angibt. In der Flucht werden die Schalen gespreizt, und die Afterklauen sind nur in dieser Bewegungsart in der Fährte sichtbar. Über weitere Einzelheiten gibt unser Fährtenbild auf Seite 8 Aufschluß.

Das Aussehen der Losung des Rotwildes ist insofern von Bedeutung für den Weidmann, als sie nach Geschlecht und Jahreszeit wechselt. Von dunkelgrüner bis schwarzer Farbe, ist sie beim Hirsch stärker und nicht so länglich wie beim Kahlwild. Im Winter hat sie eine trockene und harte, im Frühjahr aber eine weiche, zusammenhängende Beschaffenheit. In der Feistzeit trägt sie einen schleimigen Überzug, doch läßt sie meist ihre Form erkennen. Das können für den Jäger wichtige Merkmale sein, da die Feistzeit des Hirsches in den August, die des Tieres aber in den November fällt.

Feinde gibt es für unser Rotwild in Deutschland seit der Ausrottung des Bären, Wolfes und Luchses nicht mehr; an ihrer Stelle ist der Mensch bestrebt, durch die „Hege mit der Büchse" eine Auslese zu treffen, also das schwächliche und kränkelnde Wild abzuschießen. Indes wird das Rotwild von mehreren Krankheiten befallen, die mit Ausnahme des gelegentlich auftretenden Milzbrandes keinen seuchenhaften Charakter tragen. Da das Rotwild viel seltener als das Rehwild mit dem Menschen und Haustieren in Berührung kommt, besteht kaum eine Übertragungsmöglichkeit der Maul- und Klauenseuche, dagegen treten gelegentlich Leberfäule, Ruhr und Strahlenpilzvergiftung auf. Häufiger als mit Infektionen hat das Rotwild mit Invasionen zu rechnen. Unter ihnen stehen die Erkrankungen durch Lungenwürmer, Finnen, Bremsen und einer Läuseart obenan. Die Larven einer Bremsenart durchlöchern, ähnlich wie die Larven der Biesfliege bei den Rindern, vielfach die ganze Decke.

6 *Rothirsch nach dem Fegen der Basthaut*

Von der Jagd auf das deutsche Edelwild

Ist das deutsche Weidwerk in der Welt als mustergültig anerkannt, so erscheint es verständlich, daß der deutsche Jäger seinem edelsten und stolzesten Wilde, dem Rothirsch, jagdlich und hegerisch von jeher seine besondere Liebe und Aufmerksamkeit geschenkt hat. Sein größtes Bestreben galt der Lösung des Problems, neben der Jagd die Hege als aufbauenden Faktor zu setzen, nicht zuletzt, um den Wildstand zu verbessern und eine mustergültige Trophäe zu schaffen, deren Besitz den höchsten Stolz des deutschen Weidmanns bedeutet. Als Ausgleich und Vorbeuge gegen den teilweise recht beträchtlichen Schaden, den das Rotwild vorzugsweise durch das Schälen an den wirtschaftlich wichtigen Baumarten, namentlich an Fichten und Weißtannen sowie Kiefern und Buchen, weiter durch den Verbiß junger Triebe, aber auch durch das Einbrechen in die Getreide- und Kartoffeläcker anrichtet, werden in den Hochwildrevieren große Äcker mit geeigneten Futterpflanzen für das Rotwild angelegt. Im Winter aber nimmt sich der Weidmann des darbenden Wildes besonders an durch Zufütterung von Kastanien, Eicheln, Rüben, Kartoffeln, Kuhkohlstämmen und Heu an festen Futterstellen.

In Deutschland wird das Rotwild auf dem Pirschgang und vom Anstand aus erlegt. Es wird vom Wagen und vom Schlitten aus angegangen und überlistet. Zu den weniger beliebten, aber manchmal notwendigen Jagdarten gehört die Lapp- und Treibjagd, wozu sich in früherer Zeit die mit Recht verfemte Parforce- oder Hetzjagd gesellte. Die Drückjagd entspricht eher der Auffassung des deutschen Weidmannes. Schließlich wird der Hirsch in der Brunftzeit durch das Nachahmen

seiner Stimme auf einem besonderen Instrument, dem Hirschruf, angelockt und erlegt.

Von allen diesen Jagdarten steht die zünftige Pirsch in weidmännischer Beziehung am höchsten, da sie an den Jäger körperlich und geistig die höchsten Anforderungen stellt. Es gilt nichts weniger, als den mit feinsten Sinnen ausgestatteten Hirsch im freien Gelände zu überlisten und ihm die Kugel anzutragen. – Auf dem Anstand oder Ansitz läßt der Jäger das Wild, vielfach auf dem Brunftplatz, von einem geschützten, günstig errichteten Hochsitz aus auf sich zukommen, eine Tätigkeit, die weniger Witz und Muskelkraft erfordert. Auch beim Pirschfahren handelt es sich um das Überlisten des Wildes vom Wagen oder Schlitten aus, da das an und für sich neugierige Rotwild durch die ihm ungewohnte Erscheinung der Pferde nur auf die Zugtiere achtet. Springt der Schütze rechtzeitig hinter dem Wagen oder Schlitten ab, so kann er dem auserwählten Stück Wild meist in Ruhe die Kugel antragen. – Oftmals kann die für einen bestimmten Zeitraum vorgeschriebene Anzahl Kahlwild nicht erlegt werden, so daß einige Jagdarten zur Anwendung gelangen müssen, die die gewünschte Strecke ermöglichen. Diese Jagdarten lernen wir als Lapp-, Treib- und Drückjagd kennen. Bei der Treibjagd wird ein größeres Gelände von einer entsprechenden Anzahl Treiber eingekreist, die mit Beginn des Treibens gemeinsam auf den Mittelpunkt des eingekreisten Gebietes zulaufen. Zwischen einer bestimmten Anzahl Treiber ist ein Schütze aufgestellt, der mit seiner Waffe den Geländeteil bis zur Reichweite des nächsten Schützen nach beiden Seiten bestreichen muß. Das zum Abschuß vorgesehene, durch die Treiberkette durchzubrechen versuchende Wild wird nun abgeschossen. Treibjagden bei Mondschein sind gesetzlich verboten, ebenso die Klingeljagden. – Bei der Lappjagd werden zwei Seiten und die Rückseite eines Geländes durch das Spannen bunter Lappen abgegrenzt. Da das Wild vor den Lappen scheut, sucht es einen Ausweg an der nicht abgelappten, offenen Seite, wird aber von den dort stehenden Schützen mit Pulver und Blei in Empfang genommen. – Für die Drückjagd sind einige Treiber erforderlich, die ein Waldstück abklopfen und damit das Wild veranlassen, nach der anderen Seite zu flüchten, an der einige Schützen aufgestellt sind. – Als unumgänglich, ja geradezu unentbehrlich, hat sich bei der Jagd auf Rotwild die Verwendung eines gut abgerichteten Hundes erwiesen, der seinem Herrn ein treuer, wertvoller Jagdgenosse wird, und der vor allem beim Auffinden krankgeschossenen Wildes unschätzbare Dienste leistet. Die Jagdhundkunde ist eine Wissenschaft für sich, so daß wir auf nähere Ausführungen in diesem Rahmen verzichten müssen. – Als Tötungsart für das Rotwild ist nur der Kugelschuß erlaubt. – Für den Abschuß von Hirschen hat das Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934 die Zeit vom 1. August bis zum 31. Dezember und für Tiere und Hirschkälber die Zeit vom 16. September bis zum 31. Oktober festgelegt. Im Jagdjahr 1936/37 wurden gemäß Angabe des „Jahrbuchs der Deutschen Jägerschaft 1936/37" 17944 Hirsche und 39016 Stück Kahlwild und Kälber erlegt. Diese Zahlen bedeuten dem zünftigen Weidmann deutschen Blutes mehr als nüchterne Berichtsziffern, denn das Weidwerken auf den Kronenhirsch und das Erbeuten seiner Trophäe galten ihm von jeher als eines der erstrebenswertesten Ziele. Kaum ein anderes Wild ist so eng mit dem Sagenkreis unseres Volkes verwachsen, kaum eines hat die Gewaltigen und Großen unserer Erde so begeistert und erhoben, kaum ein anderes Geschöpf der deutschen Landschaft hat der bildenden Kunst so zahlreich als Vorbild klassischer Schönheit gedient wie der edele Hirsch, der stolze König unserer Wälder.

7 *Rottier mit Kalb*

Das Damwild

Man hat das Damwild einen „Fremdling mit deutschem Bürgerrecht" genannt und mit dieser Bezeichnung zum Ausdruck bringen wollen, daß die heute in unserer Heimat vorhandenen Bestände nicht den Urahnen des ehemals bei uns beheimateten Damwildes entstammen, vielmehr anderen Vorfahren, deren Heimat im südlichen Europa lag. Andererseits gehörte diese Hirschart in der Vorzeit schon einmal zur Tierwelt unserer Heimat, doch durch die wiederholten Vergletscherungen, die mit den Eiszeiten der mitteleuropäischen Tierwelt den Untergang brachten, wurde das Damwild vernichtet oder doch stark zurückgedrängt. Gerade in neuerer Zeit konnten vielerlei Belege dafür erbracht werden, daß die Art ehemals über weite Teile Deutschlands verbreitet gewesen sein muß. Aufsehen erregte ein in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Süßwasserkalk bei Belzig in der Mark aufgefundenes vollständiges Skelett eines voreiszeitlichen Damhirsches, aber auch viele kleinere Funde, oft nur Schädel- und Geweihbruchstücke oder Zähne, bekunden das voreiszeitliche Vorkommen dieser Wildform in unseren Landen.

Der erste sichere Nachweis des Wiederauftretens dieser Wildart in Europa stammt aus dem 3. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Diese auf dem europäischen Festlande nachgewiesenen Tiere dürften aus Ägypten, Syrien und Palästina, wo sich das Damwild während der Eiszeiten aufhielt, eingewandert oder wahrscheinlicher eingeführt worden sein. Bei den damals lebenden Damhirschen war noch nicht die wohlausgeprägte Schaufelbildung der heute in Europa beheimateten Art vorhanden, vielmehr zeigte das Geweih bei ihnen mehr eine einfache, etwas flache Stangenbildung mit entsprechenden Enden. Noch heute wird diese ursprüngliche Geweihbildung bei dem auf den Höhenzügen von Luristan vorhandenen sogenannten „mesopotamischen" Damhirsch als einziger noch in ursprünglicher Freiheit auftretenden Damwildart gefunden. Als Stammvater des Damwildes wird ein sikaartiger Hirsch angesehen, der am Ende der Tertiärzeit in Europa und Westasien lebte und nach dem Fernen Osten abwanderte, während die europäische Form sich zu unserem Damwild umwandelte. Andererseits wird das Damwild in nahe stammesgeschichtliche Beziehung zu dem mächtigen Riesenhirsch der Torfmoore Irlands, Megaceros, mit dem gewaltigen Schaufelgeweih gebracht, mit dem es auch im Schädelbau manche übereinstimmende Merkmale zeigt. Bildliche und figürliche Nachbildungen von ursprünglichen Damhirschen des Luristantyps finden sich in größerer Anzahl in den Kulturstätten von Altägypten.

Nur langsam ging die Einbürgerung des Damwildes in Europa wieder vor sich. Sie dürfte auf die großzügigen Tiereinfuhren der Römer zurückzuführen sein. Nachdem es in großer Zahl bei den Kampfspielen in Rom Verwendung fand, gelangte es auf dem Wege der Einführung nach Germanien, Gallien und Iberien. Aus der Zeit der Merowinger wird es zum erstenmal für Deutschland erwähnt. Auch die Normannen sollen Damwild auf ihren Kriegszügen aus den Mittelmeerländern mit nach Norden, nämlich nach Dänemark, gebracht haben, von wo es Eingang in Schleswig-Holstein fand. Als heutiges Verbreitungsgebiet kann neben einigen Küstengebieten Nordafrikas ganz Europa im Norden bis Südskandinavien angegeben werden. In Deutschland wird es in geeignetem Gelände in freier Wildbahn angetroffen, andrerseits aber in Gattern und häufig sogar in Parks gehalten, wo es vorzüglich gedeiht, völlig zahm wird und regelmäßig zur Fortpflanzung schreitet.

8 *Kapitaler Damschaufler*

Damtier im Sommerkleid

In der Größe steht das Damwild zwischen dem Rot- und Rehwilde. Der Hirsch kann eine Länge von 145 cm und eine Schulterhöhe von 95 cm erreichen. Im Kreuz hat das Damwild einen höheren Stand als im Widerrist. Das Tier bleibt in der Größe hinter dem Hirsch erheblich zurück. Ein besonderes Kennzeichen unseres Wildes ist der bis 20 cm lang werdende Wedel. Für starke Hirsche kann ein Gewicht von 110 Kilo angegeben werden. Kahlwild mit einem Gewicht von 50 Kilo wird als stark bezeichnet. Das von der Elchschaufel nicht unerheblich abweichende Geweih, die enge Weißfleckung des braunroten Sommerkleides und die schwarze Umrandung des weißen Spiegels können als eigentümliche Kennzeichen des Damwildes angesehen werden. Das Geweih zeigt im unteren Teil Ähnlichkeit mit dem Aufbau des Rothirschgeweihs, nur daß ihm fast stets die Eissprosse fehlt. Oberhalb der Mittelsprosse verbreitert sich das Geweih zur Schaufel, die im Gegensatz zum Elch am hinteren Rande eine größere Anzahl Enden trägt. Als Unterschied zu unserem Rothirsch kann daneben das Fehlen der Brunftmähne, des sog. „Kragens", und das Vorhandensein eines vom Kurzwildbret herabhängenden „Pinsels" gelten.

Durch die Haltung des Damwildes in halbwildem oder zahmem Zustand haben sich als Entartungserscheinung vielerlei Farbspielarten herausgebildet, von denen wir die am häufigsten auftretende, offensichtlich ursprüngliche, näher betrachten wollen. In der harten Jahreszeit trägt das Damwild ein einfarbig düstergraubraunes Haarkleid, das auf der Unterseite etwas aufgelichtet ist, während die Sommerdecke auf leuchtend braunrotem Grunde eine größere Anzahl teilweise in Reihen angeordneter weißer Flecke aufweist. Der Kopf ist gelblichgraubraun gefärbt, und die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Läufe, der Spiegel und der Wedel tragen weiße Färbung. Längs des Rückgrats verläuft ein schwarzer Streifen, der jederseits von einer Reihe weißer Flecke eingefaßt wird. Die gleiche Färbung tragen die Kälber in den ersten Lebensmonaten.

Obwohl zehn Farbspielarten für dieses Wild unterschieden werden, wollen wir uns auf eine kurze Aufzählung der häufiger auftretenden weißen, dunkelbraunen und porzellanfarbenen beschränken. Bei der weißen Spielart kann es sich um reine Albinos mit roten Augen und rosa Schleimhäuten handeln, doch kommen auch solche mit normal bräunlichen und bläulichgrünen Augen vor. Die dunkel gefärbte Spielart kann schwarz oder braun sein; in letzterem Fall tritt vielfach schwärzliche Fleckung auf. Die porzellanfarbige Spielart trägt auf rötlich isabellfarbenem Grunde weiße Fleckenzeichnung.

In der Auswahl des Geländes ist das Damwild nicht so wählerisch wie der Rothirsch, wie es auch in bezug auf die Äsung als sehr genügsam bezeichnet werden kann, denn es lebt oft nur von dem, was saurer und trockener Boden hervorbringt. Als vorzüglicher Futterverwerter ist diese Hirschart in manchen Hochwildrevieren sehr erwünscht. Sonst entspricht die Nahrung des Damwildes in großen Zügen der unseres Rotwildes. Als eigentümlich hervorgehoben zu werden verdient die Vorliebe des Damwildes für Pilze, die, gleichviel ob eßbar oder giftig, stets genommen werden. Bei einem sehr geringen Wasserbedürfnis besteht eine große Vorliebe für Salz; in den Damwildrevieren ist daher die Anlage von Salzlecken eine Notwendigkeit. Das vom Rotwild her bekannte Suhlen wird beim Damwild nur selten beobachtet. Aufenthalt und Standort wechseln jeweils nach Äsung und Beunruhigung im Revier. Bei seinem geringen Ruhebedürfnis und seiner Neigung zur Zutraulichkeit dem Menschen gegenüber ist das Damwild auch nicht zum eigentlichen Nachttier geworden wie der Rothirsch. Daher kann man häufig äsende oder ruhende

Damwildrudel am Tage auf den Wiesen und Feldern wahrnehmen, die durch ihre geringe Scheu die Möglichkeit zu sehr reizvollen Beobachtungen geben.

In seiner Statur und Haltung, überhaupt im ganzen Äußeren, zeigt der Damhirsch nicht das Edle, Ausgeglichene und Stolze des Rothirschs. Sein Körper ist gedrungener, der Hals kürzer, der Kopf weniger edel und sein Gliederbau schwerer. Seine Bewegungen sind nicht so leicht und ausgeglichen wie die des Rotwildes, dennoch ist der Damhirsch ein überaus sicherer und gewandter Springer, der zwei Meter hohe Hindernisse spielend überfliegt. Die Gangarten entsprechen denen des Rotwildes, mit Ausnahme des sogenannten Prellens. Bei Beunruhigung oder Schreck macht das Damwild nämlich einige Fluchten, wobei es sich mit allen vier Läufen zu gleicher Zeit in die Höhe schnellt. Der Wedel steht bei diesen Sprüngen senkrecht in die Höhe. Ein ganzes Rudel prellender Damhirsche bietet daher einen überaus fesselnden Anblick. Kleinere Rudel ordnen sich auf der Flucht häufig in einer langen Reihe hintereinander, so daß der Beschauer den Eindruck gewinnt, als seien die einzelnen Tiere aneinandergekoppelt. – Da das Damwild in seinem Äußeren und Gebaren mancherlei schafartige Züge zeigt, hat man diese Eigenheit auch auf seine geistige Veranlagung übertragen wollen, doch steht es in der Schärfe seiner Sinne denen des Rotwildes keineswegs nach. So bereitet es dem Jäger oft größere Schwierigkeiten, einen alten, gewitzten Damschaufler als einen kapitalen Rothirsch auf die Decke zu legen. –

Kapitaler märkischer Damschaufler

Stärkere Schaufler stehen während des Sommers in kleinen Trupps vereinigt, ebenso vergesellschaften sich die geringeren und jüngeren Hirsche mit dem Kahlwild und den Kälbern. Die Feistzeit fällt in den September und die Brunft in die 2. Hälfte des Oktobers oder die 1. Hälfte des Novembers. Bereits Ende September vereinigen sich die Schaufler mit dem Rudel und vertreiben die jüngeren Hirsche, die gleichfalls kleinere Verbände bilden und nach Ablauf der Brunftzeit sich wieder beim Hauptrudel einfinden. Während der Brunft werden unter den Schauflern harte Kämpfe um den Besitz der Tiere ausgetragen, die indes meist unblutiger als beim Rotwild verlaufen und oft in wüste Raufereien ausarten. Verkämpfte oder verforkelte Hirsche werden äußerst selten beobachtet, da die Bildung der Schaufelgeweihe hierzu kaum die Möglichkeit gibt. Zu dieser Zeit hören wir häufig den Brunftruf der Schaufler, der indes mit dem kräftigen, volltönenden Baß des Rothirsches nichts gemeinsam hat, vielmehr ein hartes, abgebrochenes Schnarren und Keckern von eintöniger Klangfarbe ist. Eine recht interessante Eigenheit lernen wir in der Anlage der „Brunftbetten" der Schaufler kennen. Zu Beginn der Brunft scharren sich nämlich die schweren Hirsche im Stangenholz oder im lichten Niederwuchs kleine Erdmulden, von denen jeder 6–10 besitzt und die räumlich von denen

10 *Damhirsche im Bast*

der andern getrennt liegen. Diese Betten werden während der ganzen Brunft vom gleichen Schaufler benutzt und gegen Eindringlinge hartnäckig verteidigt. Die Brunft endet etwa Mitte November, und mit Beginn des Winters vereinigen sich wieder die Rudel; später sondern sich die Schaufler ab, um besondere Verbände zu bilden.

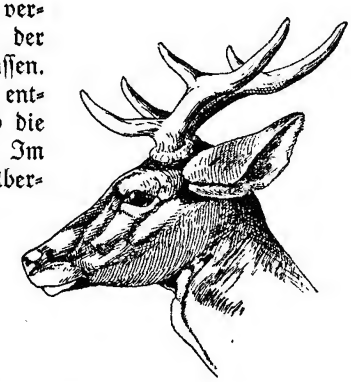
Nach einer Tragzeit von etwa acht Monaten werden in der zweiten Hälfte des Juni oder im Juli ein bis zwei, seltner drei auf fuchsrotem Grunde weißgefleckte Kälber gesetzt, während solche Jungtiere, die von andersfarbigen Eltern stammen, entsprechend heller oder dunkler gefärbt sind. Schon vor dem Setzen hat die Alte eine geschützte Örtlichkeit aufgesucht, um ihren Nachwuchs im Dickicht verbergen zu können. Erst nach etwa zehn Tagen gesellt sich das Tier mit den Kälbern zum Rudel. Mit großer Hingabe und Zärtlichkeit werden die Kleinen von der Mutter betreut und gegen Feinde unter sehr empfindlichen Schlägen der Vorderläufe entschlossen und hartnäckig verteidigt. Oft versucht das Muttertier, Feinde und Störenfriede durch Scheinmanöver von seinem Nachwuchs wegzulocken. Bei Gefahr drücken sich die Damkälber ähnlich frischgesetztem Rot- und Rehwild platt auf den Erdboden, bis die Alte zurückgekehrt ist. Die Kälber werden fast bis zur nächsten Brunft gesäugt; sie können bis zum Spätherbst ein Gewicht von 16 Kilo erreichen.

Geweih eines starken Damhirschs

Der Aufbau des Geweihs erfolgt beim Damwild in gleicher Weise wie beim Edelwild, nur daß sich statt der Kronenenden die Schaufeln bilden. Im Frühjahr des zweiten Kalenderjahres werden unter Bildung einer geringen Rose zwei 5–10 cm lange gerade oder leicht gebogene Spieße geschoben. Diese bereits im Hochsommer fertigen Gebilde werden im Mai des folgenden Jahres abgeworfen, um abermals stärkeren Spießen oder sogar einem schwachen Sechsergeweih Platz zu machen, bei dem Aug- und Mittelsprossen vorhanden sind. In diesem Geweihstadium wird der Hirsch als „Knieper" bezeichnet. Gabler, wie beim Rehwild, werden beim Damwild nicht gebildet. Im folgenden Jahre entwickelt sich nun durch schwache Verbreiterung des oberen Stangenteils unter leichter Auszackung des Hinterrandes die sogenannte Schaufel, und ihr Träger wird in diesem Zustande „Löffler" oder „angehender Schaufler" genannt. Erst im fünften Lebensjahr ist die Schaufel fertig ausgebildet, doch nimmt sie von Jahr zu Jahr an Größe und Endenzahl zu, wodurch der sogenannte Haupt- oder Kapitalschaufler entsteht. Das untere Schaufelende ist meist sehr stark entwickelt und kann sich sogar zu einer Nebenschaufel abteilen und verstärken. Mit zunehmendem Alter bilden sich die Enden der Schaufel zurück, so daß stark zurückgesetzte Geweihe am hinteren Rande nur noch einige Unebenheiten aufweisen. Kapitale Damschaufeln können ein Gewicht von 3–4 Kilo erreichen. – Starke Schaufler fegen das Geweih meist in der zweiten Hälfte des August; der Abwurf erfolgt im Mai, jedoch werden die Stangen nicht zur gleichen Zeit abgeworfen, sondern im Abstand von 1–2 Tagen.

Ein Hirsch in diesem Einstangenstadium des Geweihs gewährt einen höchst eigentümlichen Anblick. Obwohl das Geweih des Damwildes zu vielerlei Unregelmäßigkeiten neigt, werden die vom Rehwild her bekannten Perückengeweihe nur äußerst selten angetroffen. Geweihlose Hirsche und geweihte Tiere konnten bisher noch nicht beobachtet werden. Dagegen tritt die sogenannte Doppelköpfigkeit recht häufig auf, eine Entartung des Geweihs, bei der sich unter dem noch nicht abgeworfenen alten Geweih bereits das neue unter seltsamen Wucherungen bildet.

Über die Herkunft der Bezeichnung „Damwild" ist man sich bis heute noch nicht im klaren. Zwar ist die von Linné gewählte wissenschaftliche Bezeichnung Dama dama der lateinischen Sprache entlehnt, doch ist nicht erwiesen, ob die Römer unter Dama oder Damma das Gamswild oder gar die Gazelle verstanden. Kaiser Gordian I. hat in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. 200 cervi palmati, worunter sicher Damhirsche zu verstehen sind, auf einmal in der Arena in Rom kämpfen lassen. Aus dem Althochdeutschen entstammen für das Damwild die Namen Damo und Tama. Im Jahre 1606 erwähnt der Übersetzer von Geßners „Historia animalium" unser Wild als Dam, Dämlein, Dannhirsch und Damhirsch und von Fläming im Jahre 1719 als Dännhirsch. Auch die Bezeichnungen Danhirz, Damhirz und Tannenhirsch waren in Deutschland gebräuchlich. Es ist verständlich, daß diese vielen Namen zu sehr verschiedenen Deutungen Anlaß gaben. Die Zahnbildung entspricht der des Rehwildes; sie lautet gemäß der gebräuchlichen Formel:

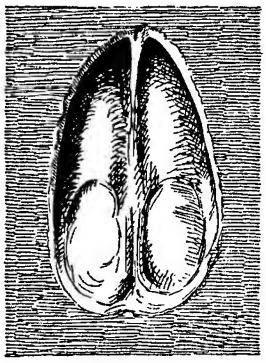


Geweih eines „Kniepers"

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 0}{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 4} \times \frac{0 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3}{4 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3} = 32.$$

Das Damwild ist erst mit dem 25.–27. Lebensmonat im Besitz seines vollen Gebisses, während das Rehwild bereits im 13.–17. Lebensmonat sämtliche Zähne besitzt. Bei der Geburt sind nur die acht unteren Schneidezähne vorhanden.

Die Fährte ist der des Rotwildes nicht unähnlich, nur verhältnismäßig länger und im vorderen Teil spitzer, vornehmlich aber schwächer. Indes können zwischen den Fährten von Damschauflern und Rotwildkälbern manchmal Verwechslungen vorkommen. Die Länge der Fährte beim Hirsch beträgt 7,5 cm, beim Tier 5,5 cm und beim Kalb 4,5 cm, die entsprechende Breite beim Hirsch 4,5 cm, beim Tier 3,5 cm und beim Kalb 2,5 cm. Die Schrittweite von guten Schauflern kann mit 55 cm angegeben werden. Auch die Losung hat im großen ganzen Ähnlichkeit mit der des Rotwildes. Sie ist von Beeren- bis Eichelform und je nach Äsung und Jahreszeit von düsterbrauner bis schwarzgrüner Färbung. Während die einzelne Losungsbeere des Edelwildes eine Länge von 20–23 mm aufweist, ist diese beim Damwild nur 15 bis 20 mm lang. – An Krankheiten wird unser Wild von Milzbrand, Tuber-



Trittsiegel des Damschauflers

kulose und Darmentzündung heimgesucht. Wenn auch der Milzbrand mit seinen verheerenden Folgen und seiner großen Übertragungsgefahr nur selten auftritt, so hat es doch schon verhängnisvolle Epidemien dieser Art gegeben: in den Sommermonaten 1874 wurden in den Staatsforsten der Umgebung von Potsdam nicht weniger als 1300 Stück Damwild von dieser Seuche dahingerafft. – Unter äußeren und inneren Parasiten hat diese Hirschart schwer zu leiden, so werden Haut- und Rachenbremsen ebenso gefunden wie die Biesfliege. Als arge Quälgeister unseres Wildes haben sich die Holzböcke und die Hirschfliegen erwiesen. Weiter wird das Damwild von Leberegeln, Platt- und Fadenwürmern heimgesucht, die teilweise empfindliche Verluste im Bestande herbeiführen. Als eigentliche Feinde kommen nur der Fuchs und wildernde Hunde in Frage, die gelegentlich den Kälbern gefährlich werden. Indes haben diese Räuber mit dem sehr energischen Widerstand der Alten zu rechnen, und es ist des öfteren beobachtet worden, daß die verwegenen Buschräuber bei einem solchen Kampf den kürzeren gezogen haben und unverrichteter Sache mit zerschundenem Fell das Weite suchen mußten.

11 *Damhirsch (Albino)*

Da das Damwild im Gebaren, in den Lebensgewohnheiten, nicht zuletzt durch die Nahrung und den Aufenthalt in naher verwandtschaftlicher Beziehung zum Rotwild steht, werden auf beide Wildformen die gleichen Jagdarten angewandt. Neben der Pirsch wird der Anstand sowie der Ansitz ausgeübt, weiter werden die Drückjagd und in besonderen Fällen auch die Treib- und Lappjagd betrieben. Die Pirsch auf den Schaufler in freier Wildbahn erfordert die gleiche Fertigkeit und Gewandtheit wie die Jagd auf den edlen Rothirsch, zumal ältere Hirsche durch die Schärfe ihrer Sinne und eine überlegene Gewitztheit dem Schützen oft das Jagdglück verderben. Die besten Ergebnisse werden auf der Jagd mit dem Pirschwagen erzielt, da das Damwild sehr neugierig ist und den Wagen lange aushält. Die vom Weidmann für das Damwild angewandten Ausdrücke entsprechen denen des Edelwildes mit Ausnahme der für den Kopfschmuck verwandten Bezeichnungen, die wir bei der Schilderung des Geweihs bereits kennengelernt haben.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen kann die Jagd auf das männliche Damwild vom 1. September bis zum 31. Januar, die auf Kahlwild und Kälber beiderlei Geschlechts vom 16. September bis zum 31. Januar betrieben werden.

Nach dem „Jahrbuch der Deutschen Jägerschaft" 1936/37 wurden im Jagdjahr 1936/37 in Deutschland 4121 Damhirsche und 8622 Damtiere und Kälber erlegt. Um einer zielbewußten Aufartung und einer Höherzüchtung des Geweihs Gewähr zu bieten, wird der Abschuß der Schaufler stark eingeschränkt und der Bestand an Kahlwild und Kälbern möglichst niedrig gehalten. – Die Auswertungsmöglichkeit des Damwildes entspricht der des Rotwildes; in erster Linie wird das Wildbret verwandt, das einen vorzüglichen Braten vornehmlich in der Feistzeit liefert. Die Decken sind weicher und dehnbarer als die des Rotwildes und eignen sich daher vorzüglich zur Verarbeitung für allerlei Lederartikel.

Bei der großen Genügsamkeit des Damwildes sind für die Hege bestimmte Einschränkungen möglich. Im Sommer hebt eine Verbesserung der natürlichen Äsung auf den Grünplätzen den Damwildbestand. Für den Winter empfiehlt sich vornehmlich für die abgekämpften und heruntergekommenen Schaufler eine Zufütterung von Kraftfutter, Kastanien und Eicheln, die mit Kartoffeln, Hackfrüchten und Rüben abzuwechseln sind. Da die Kälber durchschnittlich einen Monat jünger sind als die des Rotwildes, bedürfen sie einer Sonderfütterung.

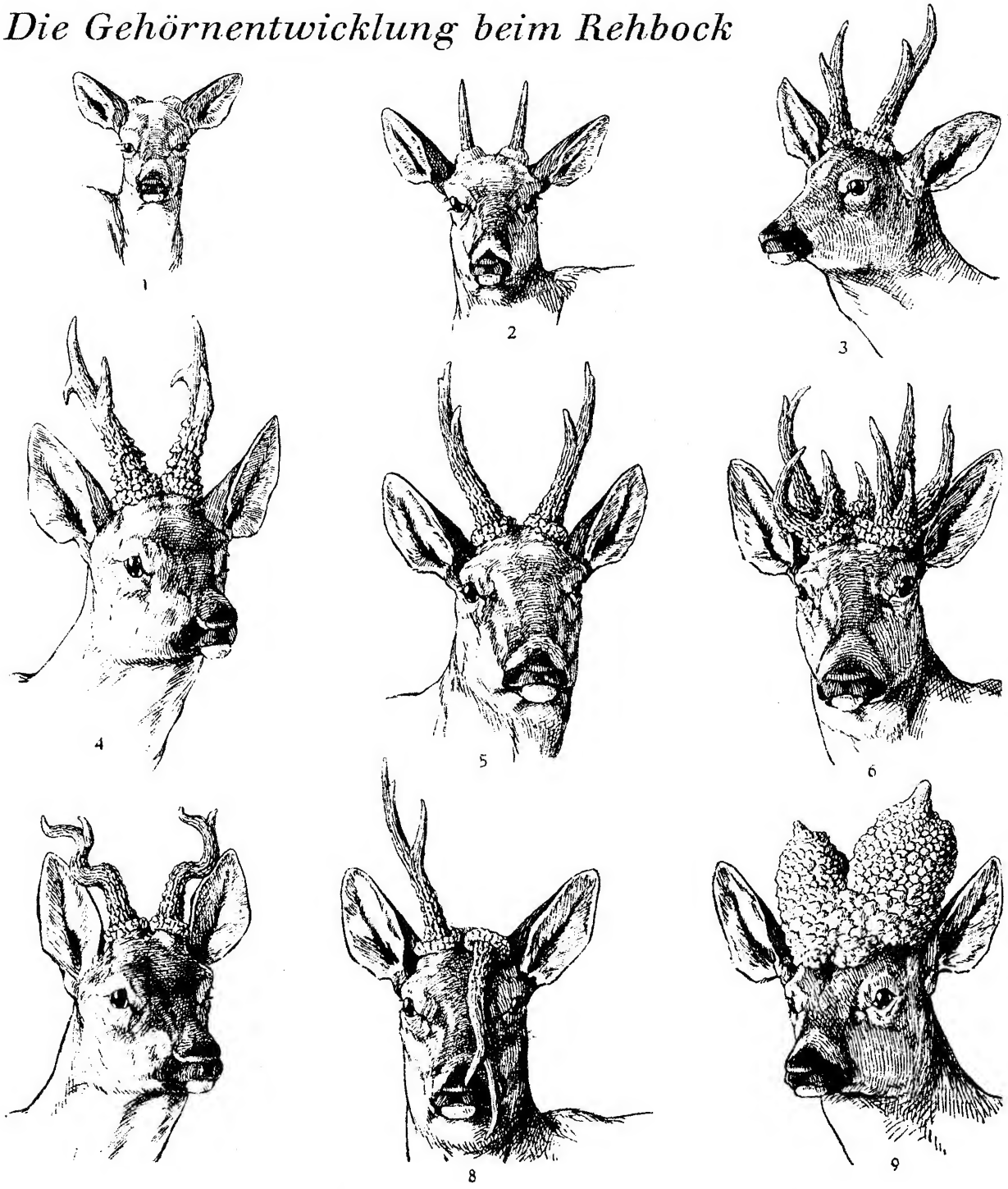
Der vom Damwilde angerichtete Schaden ist wesentlich geringer als der des Rotwildes, da es die Rinde nicht von den jüngeren Bäumen der Länge nach abreißt, sondern in schräger Richtung beknabbert; gelegentlich werden Jungtriebe verbissen. Es gibt mehrere Gegenden, wo ein Schälen dieser Hirschart sogar unbekannt ist. Wegen seiner leichten Zähmbarkeit und Zutraulichkeit hat das Damwild allerorts Eingang in Parks und Tiergärten gefunden, wo es durch seine anmutige Erscheinung zur Belebung und Zierde außerordentlich beiträgt. Zudem sichert ihm sein zutrauliches, anhängliches Wesen die Sympathie weitester Kreise.

Das Rehwild

Artung und Lebensweise

Im Rehwild, Capreolus capreolus, lernen wir den kleinsten in Deutschland beheimateten Vertreter der Hirschfamilie kennen. Gleichzeitig genießt das Reh den Ruf eines der bekanntesten und volkstümlichsten Tiere der deutschen Landschaft. Als bezeichnendes Merkmal hat bei ihm das in seiner Endstufe als Sechsergeweih in Erscheinung tretende sogenannte „Gehörn" zu gelten. Die Bezeichnung „Gehörn" ist für den Kopfschmuck eines hirschartigen Wiederkäuers nicht glücklich gewählt, da sie leicht zu Verwechslungen und Mißdeutungen im Hinblick auf den Kopfschmuck der Hornträger oder Hohlhörner führen kann. Bei den Rindern, Ziegen, Schafen und Antilopen steht nämlich auf dem Stirnbein des Schädels ein mit diesem fest verwachsener Knochenzapfen, der von einer Hornscheide umkleidet ist. Der Kopfschmuck des Rehwildes dagegen entspricht im Aufbau und in der Anlage genau dem der andern Hirschartigen. Wenn auch die Bezeichnung aus dem Altdeutschen überliefert wurde und

Die Gehörnentwicklung beim Rehbock



1 Kitzböckchen. 2 Spießer. 3 Gabler. 4 Kapitaler Bock. 5 Alter Abschußbock. 6 Abnormes Gehörn. 7 Korkziehergehörn. 8 Pendelstangenbock. 9 Perückenbock.

für den Weidmann das Wort „Rehgeweih" ein Unding ist, so sollte man sich auf ein drittes, neutrales Wort einigen, das allen Teilen in gleicher Weise gerecht wird. Wir schlagen dafür die Bezeichnung „Rehkrone" vor.

Das Rehwild ist seinem Aussehen nach der Allgemeinheit so bekannt, daß wir auf eine nähere Beschreibung verzichten könnten. Die im Sommer brandrote Decke nimmt nach dem Haarwechsel die düster braungraue Winterfärbung an, auf der sich die hellen Teile besser abzeichnen als auf der kurzhaarigen Sommerdecke. Auch der Spiegel tritt im Winter augenfälliger in Erscheinung. Die Kitze tragen rötlichgelbe Färbung mit reihenweise angeordneten weißen und gelblichen Flecken. Neben dieser arteigenen Färbung treten in manchen Gegenden Farbabweichungen auf, so sind in der Umgegend von Hannover, im südlichen Mecklenburg, in Westfalen, im Bückeburgischen und am Deister viele schwarze Rehe beheimatet. Daneben werden hier und da in Deutschland, namentlich zu beiden Seiten des Böhmer Waldes, reine und gescheckte Weißlinge gefunden. Schwärzlinge wie Weißlinge tragen gewöhnlich schwache Trophäen. Von allen Säugetieren der Heimat sind bisher solche Farbabänderungen bekanntgeworden. Die Weißlinge entstehen durch den Mangel jeglichen Farbstoffes in der Haut, wodurch das einzelne Haar eine

weiße, die Schleimhäute eine rosa und die Augeniris eine rote Färbung erhalten. In solchen Fällen spricht die Wissenschaft von totalen Albinismen, denen die sogenannten partiellen mit Rot- und Schwarzscheckung gegenüberstehen, die zudem normal gefärbte Augen und Schleimhäute besitzen. Das umgekehrte Verhältnis ist bei den Schwärzlingen oder Melanismen gegeben, denn hier ist das Haarkleid so prall mit schwarzen Farbkörpern angefüllt, daß seine Träger völlig schwarz erscheinen.

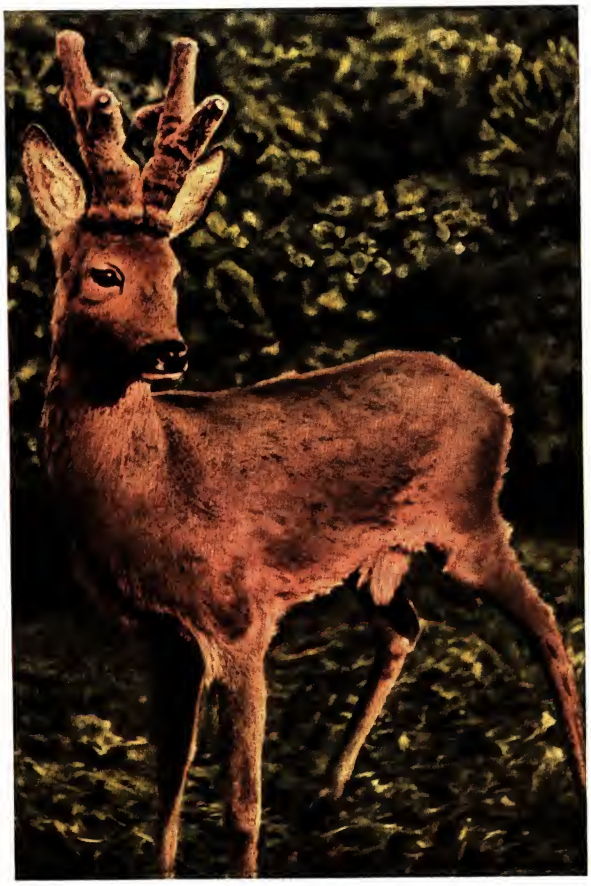
Auch das Rehwild tritt innerhalb der deutschen Grenzen in mehreren Rassen auf, deren Verbreitungsgebiete mit den größeren Stromsystemen zusammenfallen und denen der Rothirschrassen entsprechen. Gemäß diesen gebietsweisen Schwankungen weist die Körpergröße erhebliche Unterschiede auf. Die Körperlänge kann von 0,95 bis 1,30 m, die Widerristhöhe von 60–75 cm angegeben werden. Das kaum in Erscheinung tretende Stummelschwänzchen hat nur eine Länge von zwei Zentimetern. Diesen Maßen stehen die Gewichte von 20–30 Kilo für Böcke gegenüber. In Rußland erreicht das Rehwild ein Gewicht bis zu 35 Kilo, und in Sibirien wird es noch wesentlich schwerer. Da die Rehe in der ganzen gemäßigten nördlichen Zone der Alten Welt von Westeuropa, nämlich Frankreich, Italien und England, bis nach Ostsibirien und dem Amurbekken verbreitet sind, haben sich in diesem großen Gebiete mehrere Arten und Unterarten herausgebildet, die ganz besonders in Südrußland, im Kaukasus und im Tienschangebirge eine erstaunliche Größe erreichen.

Fährte eines vertraut ziehenden Rehes

Fährte eines flüchtigen Rehes

Rehfährten im verschneiten Gelände

Bei unserem deutschen Rehwild hat als Endstufe der Geweihentwicklung das Sechsergehörn zu gelten. Achter kommen selten vor. Dagegen werden in Rußland Achter und Zehner häufig angetroffen, und in Sibirien tragen die Rehkronen bis zwölf Enden bei einer Stangenhöhe von 35 cm und darüber. Aug- und Eissprosse sind am Rehgehörn nie vorhanden. Über die Entwicklung der Rehkronen konnte die Forschung erst in neuerer Zeit Klarheit schaffen. Die Kitze werden im Mai oder Anfang Juni gesetzt. Bereits im Herbst seines ersten Lebensjahres setzt der Kitzbock ein geringes Gehörn von knopfartiger Gestalt auf, das schon nach zwei bis drei Monaten wieder abgeworfen wird. Die Träger dieses kleinen Gehörns heißen Knopfspießer; eine Rose ist bei ihnen noch nicht vorhanden. Noch im Winter beginnt der Bock das Gehörn zu erneuern, das gewöhnlich aus zwei langen, spießartigen Gebilden besteht; sein Träger wird daher als Spießer bezeichnet. Indes kann sich in diesem Alter bereits ein Gabler oder schwacher Sechser entwickeln. Im nächsten Winter wird das Gehörn abermals gewechselt, und nun werden unter normalen Lebensbedingungen auch die Enden



12 *Kapitaler Rehbock im Bast*

geschoben. Der ganze Vorgang geht so vonstatten, daß der Spießer zunächst weit über den Augen je eine Sprosse treibt und dieser „Gabler" die Hauptstange in zwei Enden teilt, indem er im oberen Teil der Stange ein weiteres Ende schiebt, wodurch der „Sechser" entsteht. Welche Abweichungen sich von diesem Normalzustand ergeben können, hat die Wildmarkenforschung in beachtlicher Weise erwiesen. Erwähnenswert ist die auffallend starke Rose und kräftige Perlung des alten Bockes, die dem Rehgehörn ein so schmuckes Aussehen verleihen.
Starke Rehkronen deutscher Herkunft erreichen ein Gewicht von 500–600 g. Krankhafte oder verkümmerte Stücke „setzen zurück", d. h. sie bringen die Kronen nicht mehr voll zur Ausbildung. Weiter treten gelegentlich seltsame Abweichungen von der Normalbildung des Gehörns auf, die ihrer Eigenart gemäß Dreistangengehörn, Kreuzbock, Hubertusbock usw. benannt werden. Durch den Verlust der Brunftkugeln (Hoden) entwikkeln sich die sogenannten Perückenböcke, die statt des Gehörns unförmige, schwammig-weiche, oft über das Gesicht herabhängende Wucherungen treiben und nicht alljährlich gewechselt, sondern zeitlebens getragen werden. Auch sonst bestehen zwischen dem Kurzwildbret und dem Gehörn, wie bei allen Hirschen, die engsten Beziehungen, so daß bei Verletzungen des Kurzwildbrets stets abnorme Geweihe geschoben werden. Erwähnenswert ist ferner die Tatsache, daß bei Verletzungen der rechten Brunftkugel die linke und bei Verletzungen der linken Brunftkugel die rechte Stange verkümmert. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die gelegentlich auftretenden „gehörnten Ricken", die meist ein Bastgeweih tragen.
Dem Aufenthalt gemäß haben sich heute zwei Standortsvariationen des Rehwildes herausgebildet, die vom Weidmann als „Feld"- und „Waldreh" bezeichnet werden. Daneben gibt es Rehwild, das tagsüber die Dickung sucht und erst abends zum Äsen auf den Blößen und Feldern erscheint. Feldrehe lieben die offene Trift und stehen oft mitten auf meilenweiten Wiesen, Getreide- und Kartoffelfeldern. Eigentümlich ist ihr Bestreben, größere Sprünge bis zu 30 und 40 Köpfen zu bilden. Mehr in kleinerem Verband ist das Waldreh anzutreffen, das in seinem Bedürfnis nach Deckung stets eine größere Scheu als das Feldreh an den Tag legt und nicht als typischer Kulturfolger anzusehen ist. Im allgemeinen liebt das Rehwild als Aufenthalt weite, mit Feldgehölzen und kleineren Wäldern durchsetzte Triften. Es zieht an blumige Waldwiesen grenzende, lichte Laubwaldungen den Nadelholzungen durchaus vor. Jungwuchs, Gesträuch und Gras sind Vorbedingung für das Lieblingsrevier des Rehwildes. Von den Laubbäumen werden Eichen, Buchen, Elsen, Ebereschen usw., von den Nadelhölzern Kiefern und Tannen bevorzugt. Es stellt sich auch dort ein, wo Holzbirnen und Roßkastanien ihm einen gedeckten Tisch bieten. Von dem Unterwuchs äsen die Rehe mit Vorliebe die jungen Triebe, sie suchen auch gern Gegenden mit Himbeer- und Brombeergestrüpp, Heidelbeerkraut, Besenpfriem und Heide auf. Auf den Wiesen nehmen sie namentlich Gras und Klee, doch naschen sie auch gern vom Wegerich, Sauerampfer, Knöterich und Rispengras. Schließlich halten sie sich im Sommer auch in den Kulturpflanzungen auf, von denen sie gern das verschiedenartige Korn äsen. Das Rehwild liebt in der Äsung sehr die Abwechslung, ist bei der Aufnahme des Futters sehr wählerisch und nimmt gern eine Veränderung seines Standortes vor. Durch diese Eigenart unterscheidet sich der kleinste Vertreter unserer Hirsche wesentlich von seinem größeren Vetter, dem Rothirsch.
Einen Sprung Rehwild in der Freiheit zu beobachten, ist nicht nur für jeden Weidmann, sondern für jeden Naturfreund ungemein anziehend und reizvoll. Jede Bewegung der zierlichen, feingliederigen Geschöpfe ist ausgeglichen und anmutig. Selbst in

13 *Ricke mit Bockkitz im Dezember*

seinen Weitsprüngen legt das Reh eine bewundernswerte Eleganz an den Tag. Dazu sind es liebenswürdige und angenehme Hausgenossen, und namentlich Kitze können von rührender Anhänglichkeit sein. Leider werden die Böcke in einem gewissen Alter angriffslustig und bösartig, so daß sie ohne Gefahr für die menschliche Umgebung nicht frei gehalten werden können. Seltsamerweise bringt die Gefangenhaltung des Rehwildes als Kulturfolger größere Schwierigkeiten mit sich als die des auf engem Raum gut gedeihenden, als Kulturflüchter bekannten Rothirsches. Hier zeigt sich die wählerische, schwierige Natur des Rehes am besten. Oft gehen die Tiere ohne erkennbare Ursachen ein oder kümmern und siechen dahin. Auch unsere Tiergärten haben bisher noch kein sicheres Mittel gefunden, das Rehwild längere Zeit mit Erfolg zu halten oder zur Fortpflanzung zu bringen.

Die Brunft des Rehwildes fällt in die Zeit von Ende Juli bis Anfang August. Die Ricke hat eine Tragzeit von 40 Wochen. Da bei Ricken, die bis vier Monate nach der Brunft erlegt worden sind, niemals Keimlinge gefunden worden sind, schenkte die Forschung diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit, und erst seit neuerer Zeit wissen wir, daß die befruchtete Eizelle 4 ½ Monate, nämlich bis Mitte Dezember, unverändert liegt, dann aber plötzlich auffallend schnell den Keimling bildet, so daß die eigentliche Entwicklung nur fünf Monate währt. Eine ähnliche Eiruhe in der heimischen Tierwelt ist vom Dachs, dem Marder und den Fledermäusen bekannt geworden. Man hat viel über diesen seltsamen Vorgang nachgedacht und ist zu dem Schluß gekommen, daß die Natur hier Vorsorge getroffen hat, um zu verhindern, daß die zarten Jungen in der harten Jahreszeit gesetzt werden. – Die Ricke bringt Ende Mai oder Anfang Juni gewöhnlich zwei, häufig eines, selten drei Kitze zur Welt. Die zarten Tierchen sind in den ersten Lebenstagen noch unbeholfen und vermögen der Mutter nicht zu folgen. Wenn es den Städter zur schönen Jahreszeit aus den engen Mauern der Großstadt hinauslockt in die freie Natur, begegnet er gelegentlich einem solchen ins Gras gedrückten Kitz, dessen Mutter meist nicht weit entfernt wartet, um das Kleine wieder aufzusuchen. Meist wird das Kitz für verwaist gehalten und liebevoll gestreichelt und vielleicht sogar mit nach Hause genommen, in der guten Absicht, es großzuziehen. Das sind durchaus falsche Handlungen, die fast immer zum Tode des Kleinen führen, denn nur selten gelingt es, ein Kitz in so jugendlichem Alter großzuziehen. Dann fasse man den Findling nicht an, da dem Rehwild der dem Fellchen anhaftende menschliche Geruch unangenehm ist und manchmal die Alte das Kleine deswegen verläßt. Das Mitnehmen von Jungrehen aber ist gemäß den Bestimmungen des Reichsjagdgesetzes Wilddieberei und strafbar. Darum Hände weg vom Jungwild! –

Die Fährte des Rehwildes ist geringer und entsprechend schmaler als die des Rotwildes. Die Länge beträgt 3,5–4,5 cm und die Breite 2,5–3 cm. Die Fährte der Ricke ist zierlicher als die des Bockes. – Die Losung wird in Form dunkel gefärbter, länglicher Beeren abgesetzt. – Die bekannteste Lautäußerung ist das bei Unsicherheit oder Gefahr ausgestoßene Schrecken, ein weithin hörbares, bellendes „bö bö", das gleichzeitig als Warnsignal aufzufassen ist. Der Angstruf ist ein durchdringendes „piä piä". Über das Fiepen der Ricken, das sich der Jäger für die Erlegung des Bockes zunutze macht, werden wir unten berichten.

Die Zahnformel des Rehwildes setzt sich folgendermaßen zusammen: $\frac{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 0}{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 4} \times \frac{0 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3}{4 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3} = 32.$

Beachtlich ist die Tatsache, daß die Rehkitze mit zwölf Vorbackenzähnen zur Welt kommen, die das Rot- und Damwild erst im Alter von zwei Monaten erhält.

74 *Ricke mit Kitz*

15 *Kitz in den ersten Lebenstagen*

Rehen wird in der Freiheit ein Alter bis zu 20 Jahren zugesprochen.

Es ist verständlich, daß das Rehwild bei seiner Kleinheit mehr Feinden ausgesetzt ist als der Hirsch. Da aber, wie schon beim Rotwild erwähnt, Luchs und Wolf in unseren Breiten ausgerottet sind, ebenso auch die für das Rehwild gefährliche Wildkatze, kommen vorwiegend der Fuchs und wildernde Hunde als Schädlinge des Rehbestandes in Frage. Zwar wagt sich der Fuchs nur an Kitze und Schmalrehe, die auch gelegentlich von Mardern und selbst vom Großen Wiesel gerissen werden. In manchen Gegenden werden die wildernden Hunde für den Rehbestand geradezu verhängnisvoll, und der Jäger muß diesen Buschräubern mit Pulver und Blei tatkräftig zu Leibe gehen.

An Krankheiten wird das Rehwild häufig von Darmentzündungen befallen; selten tritt zum Glück der Milzbrand auf. Infektionen von Feldrehen in Gebieten mit Befall von Maul- und Klauenseuche werden gelegentlich beobachtet, ebenso treten hier und da Strahlenpilzvergiftungen auf. Arge Schädlinge und Peiniger sind die Bies- und Dasselfliegen. Die Larven dieser Insekten schmarotzen teils in den Schleimhäuten der Nasenhöhle, teils unter der Haut des Rückens und bereiten ihren Wirten empfindliche Schmerzen. Als weitere Parasiten sind Hirschlaus und Netzzecke zu nennen. Von den inneren Schmarotzern sei der Quesenbandwurm erwähnt, dessen Finne sich im Gehirn des Wildes festsetzt. Durch den Befall von Leberegeln wird die Leberfäule hervorgerufen, während der fadenförmige Palisadenwurm die Lungenwurmseuche verursacht.

Weidwerk und Rehwild

Die uns vom Rotwild her bekannten Jagdarten werden auch für das Rehwild angewandt. Als vornehmste und edelste gilt die Pirsch, bei der der Weidmann dem Wilde in unwegsamem Gelände nachziehen muß, also zum Wilde kommt, während auf dem Anstand oder Ansitz das Wild zum Jäger kommt. Neu für uns ist die Blattjagd, bei der sich der Weidmann eines Laubblattes bedient, um es zwischen die Lippen zu pressen und nun das Liebesfiepen der Ricke oder den gellenden Angstruf des Schmalrehes nachzuahmen. Die liebestollen Böcke lassen sich durch den nachgeahmten Ruf täuschen, suchen nach der Ricke und geben dem Jäger Gelegenheit zum Schuß. In dieser Verbindung ist auch die Bezeichnung „Blattzeit" zu nennen, da der Bock „angeblattet" wird. Sie erstreckt sich vom 20. Juli bis zum 10. August. Zur Nachsuche bedient sich der Jäger eines gut abgerichteten Gebrauchshundes, der dem Mann im grünen Rock viel Zeit und dem Wilde manche Qual ersparen kann. Dem Hunde gegenüber zeigt das Rehwild, ganz nach der Größe und Schnelligkeit des Hundes, verschiedenes Benehmen. Mit dem kleinen, nicht sehr flüchtigen Dachshund spielt das Reh vielfach, indem es vor ihm flüchtet, verharrt und dieses Spiel so lange fortsetzt, bis es unter vielen Haken- und Gegensprüngen zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt. Ängstlich und hochflüchtig verhält sich unser Wild größeren und schnellen Hunden gegenüber, von denen es in angeschossenem Zustande leicht gestellt wird. – Während früher auf den Bauern- und Treibjagden vielfach die Flinte zum Abschuß von Rehwild benutzt wurde, ist heute der Kugelschuß gesetzlich vorgeschrieben. Die Jagd auf Böcke kann gemäß Reichsjagdgesetz vom 1. Juni bis 15. Oktober und auf Ricken und Kitze beiderlei Geschlechts vom 16. September bis 31. Dezember betrieben werden. Eine eigentliche Hege im Sinne der für das Gedeihen des Edelhirsches erforderlichen Winterfütterung gibt es für die Rehe nicht, da diese Kulturfolger in der Zeit der schweren Not sich den Verhältnissen anzupassen wissen. Sie folgen den Holzhauern in den

16 *Sicherndes Schmalreh*

Tann, um die Knospen des dort umherliegenden Reisigs zu äsen. Auch die Bahn des Schneepflugs legt manche Äsung frei, so finden hier die Rehe noch grüne Himbeer- und Brombeerblätter, dazu Heidelbeerkraut und Heide. Winterfütterungen in den zeitweilig vereisten Gebirgsgegenden werden dagegen vom Rehwild regelmäßig angenommen und haben sich gut bewährt.

Der vom Rehwild angerichtete Schaden ist vergleichsweise zu dem des Rothirsches auffallend gering, zumal Schälschäden nicht hervorgerufen werden. Dagegen bearbeiten die Böcke zur Fegzeit mit ihrem Bastgehörn in ungestümer Weise halbwüchsige und kleine Tannen, Fichten, Lärchen, Birken, Wacholder und andere Bäume und Sträucher, und der Forstmann versucht, durch vorbeugende Maßnahmen, nämlich durch Anlegen von Papier- und Drahtmanschetten, den Schaden zu verringern. Schließlich schadet das Rehwild durch Verbiß der Jungtriebe von Buchen, Eichen, Fichten und Kiefern, und auch hier weiß der Forstmann durch Knospenschützer aus Metall und übelriechende Flüssigkeiten den Schaden abzuschwächen.

Es ist wenig bekannt, daß der deutschen Volkswirtschaft durch diese kaum in Erscheinung tretende Wildart ein erheblicher Nutzen erwächst, denn der Erlös für die beispielsweise im Abschußjahr 1936/37 erbeuteten 643364 Stück Rehwild betrug nahezu ein Drittel der gesamten Jagdeinnahmen in Deutschland. Wenn wir weiter daran erinnern, daß zahlreiche der Herstellung von Jagdwaffen, Bekleidungsstücken und Bedarfsgegenständen dienende Industriezweige allein durch die jagdlichen Belange bestehen und einen sehr erheblichen Jahresumsatz erzielen, während weitere Einnahmen aus den Pachten, Gebühren, Steuern und Versicherungen aufgebracht werden, so bedarf es keines weiteren Beleges über den Nutzen des edlen Weidwerks für unsere Volkswirtschaft. – Dennoch steht der ideelle Wert der Jagd ungleich höher. Die Freude an der Naturbetrachtung, die Liebe zum Mitgeschöpf und den Hang zum Weidwerken trägt der Mann im grünen Rock tief in der Brust. Sie sind ihm ein Born ewiger Jugend, aus dem er Lebensfreude und Spannkraft für die Last und Nöte des grauen Alltags schöpft!

„Hie guet Weidwerk allewege!"

Weidmann und Weidwerk im Dritten Reich

Da das Weidwerk bei den Einzelschilderungen des vielgestaltigen jagdbaren Getiers in unserem Werke eingehend zur Sprache gelangt, halten wir es für angezeigt, einige grundlegende Ausführungen über das Wesen des Weidwerks und der Weidgerechtigkeit im neuen Deutschland zu machen.

Es gibt kein Volk auf dem weiten Erdenrund, das nicht zu jeder Zeit der Jagd gehuldigt hätte. Unseren Urvätern schon floß Jägerblut in den Adern. Ihnen war die Jagd Selbstzweck! Das erbeutete Wild spendete ihnen den Lebensunterhalt – Nahrung und Kleidung zugleich. Mit der Entwicklung der kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse erfuhr die Jagd eine bedeutsame Wandlung. Dazu änderten sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende Art und Zahl des jagdbaren Wildes. Noch tiefgreifender aber tritt der Wechsel in den Methoden und Hilfsmitteln bei der Ausübung der Jagd in Erscheinung. Mit den immer klarer zutage tretenden politischen Staatenbildungen und

Bild Nr. 17

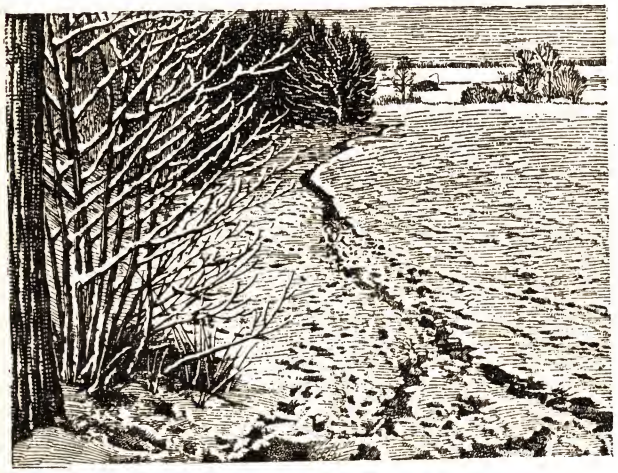
17 *Rehfamilie*

den damit zusammenhängenden Anschauungen über die Ausdehnung und die Grenzen des Jagdrechtes trat die Ausübung der Jagd in eine neue Phase der Entwicklung. Bis zum Mittelalter galt das Wildbret vornehmlich der Befriedigung des Fleischbedürfnisses der Völker. Dann aber wurde die Jagd Herrenrecht und entwickelte sich zur ethischen Höhe des edlen Weidwerks! Sie wurde zu einer männlichen, ritterlichen Betätigung, einem Wirken, das Manneszucht und Mannestugend zu erhalten und zu pflegen berufen war. Welch ein Gegensatz im Wandel der Zeiten! Dort der primitive Höhlenmensch, der mit Findling und Steinbeil dem urigen Wisent und dem grimmen Höhlenbären zu Leibe ging; hier der mit den feinsten Mitteln neuzeitlicher Technik ausgestattete Kulturmensch, der sein tödliches Blei aus großer Entfernung auf sein Opfer lenkt.

18 *Kapitaler Bock „im Bett"*

So erwuchs aus dem Walten roher Kraft zur Stillung des leiblichen Bedürfnisses ein edles Weidwerk und ritterlich Tun, das nicht im Töten den Endzweck der Jagd erblickt, sondern im Aufbau durch Hege und Auslese!

Früher war die Jagd ein Vorrecht der begüterten Klasse. Seit in deutschen Landen das Hakenkreuz im lichten Strahlenkranz des Hubertuskreuzes seinen Platz fand und die Weidgerechtigkeit durch des Volkes Willen in feste Formen gegossen wurde, hat das Weidwerk eine ethische und kulturelle Bedeutung erlangt, denn dem Weidmann ist im Dritten Reich die Pflicht auferlegt worden, dem Wohl des Volkes nach bestem Wissen und Gewissen Rechnung zu tragen, indem er alle ihm anvertrauten Werte dem Volke nutzbar macht. Eigennützige Einzelbelange von Jägern und Jagdvereinen gibt es bei uns nicht mehr. Gemeinnutz gilt auch für den Mann im grünen Rock als



Typischer Wildwechsel am verschneiten Waldrand

höchstes Gebot! Das Jagdrecht ist heute unlösbar verbunden mit dem Recht der Scholle, auf der das Wild lebt und gedeiht. Die Behörden mit den ehrenamtlich Beauftragten tragen Sorge, daß kein Frevler den Zusammenhang zwischen dem Geschöpf und seiner Umwelt stört. Das neue deutsche Reichsjagd- und -naturschutzgesetz soll verhindern, daß unsere Heimat auch nur um eine Tierart oder ein Gewächs ärmer wird, damit sich nicht nur der Mensch von heute, sondern auch unsere Kinder und Kindeskinder an dem Zauber der heimatlichen Landschaft erfreuen können. Diese Bestrebungen finden ihren Ausdruck in den zielbewußten Bestimmungen des Reichsnaturschutzgesetzes.

Wir können diese Ausführungen nicht beenden, ohne eines Mannes zu gedenken, dessen Name mit diesem Werk für alle Zeiten unlöslich verbunden ist: Reichsjägermeister Hermann Göring! Er war es, der durch kluge Maßnahmen in weitschauender Weise Vorsorge traf, einer weiteren Verarmung der heimatlichen Naturschätze vorzubeugen. Die Auswirkung der neuen Gesetze hat schon während der kurzen Zeit ihres Bestehens überraschende Erfolge gezeitigt. Auch der Weidmann hat die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß der Natur- und Tierschutz Gemeingut des deutschen Menschen wird. Zu den ersten Zielen der naturschützerischen Bestrebungen des Reichsjägermeisters gehören neben der Erhaltung und Wiedereinbürgerung auch die „Neuschöpfungen" erloschenen deutschen Wildes in eigens dafür vorgesehenen Wildschutzgebieten. Die Ergebnisse dieser dankenswerten Bestrebungen werden in den Wildgattern der Schorfheide bei Berlin in einem Musterbeispiel vor Augen geführt. Hier werden nicht nur der urige Waldstier Germaniens, der zottige Wisent, und der gewaltige Schaufelhirsch der Moore Ostpreußens, der Elch, durch zielbewußte Züchtung vor dem Aussterben bewahrt, sondern selbst das seit langer Zeit in deutschen Gauen ausgerottete Großwild, der grimme Urochs und das flüchtige Wildpferd, sollen durch planmäßige Aufkreuzung aus den stammesverwandtschaftlich ihnen am nächsten stehenden, ursprünglichen Haustierrassen zu neuem Leben erstehen; eine Aufgabe, deren Lösung dem unermüdlichen Forschergeist der beiden verdienstvollen Tiergärtner Gebrüder Professor Dr. Lutz Heck und Heinz Heck in vorbildlicher Weise gelang. Durch diese Taten setzte sich gleichzeitig der erste Jägermeister des Dritten Reiches ein bleibendes Denkmal! –

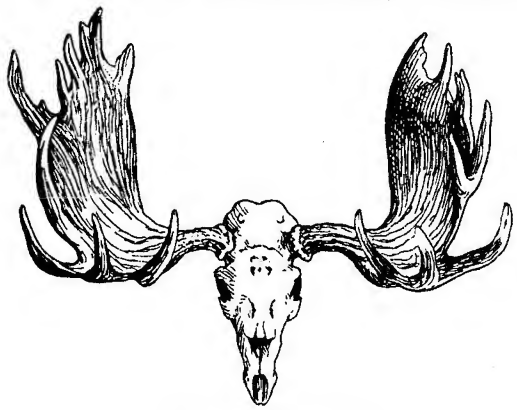
Das nach den Richtlinien Hermann Görings ausgearbeitete Reichsjagdgesetz ist als eine Kulturtat von weittragender Bedeutung zu werten, denn es stempelt das deutsche Weidwerk zu einem wertvollen Stück deutschen Volkstums. Als hervorstechendste Eigenschaft des Weidmanns wird eine edle Gesinnung in der Erfüllung seiner Aufgaben und Pflichten dem ihm anvertrauten Wilde gegenüber verlangt. Der Inhalt des schönen, alten Weidmannsspruchs: „Das ist des Jägers Ehrenschild, daß er beschützt

und hegt sein Wild, weidmännisch jagt, wie sich's gehört, den Schöpfer im Geschöpfe ehrt!" hat einen neuen Sinn erhalten, wenn auch die in dieser Mahnung zum Ausdruck gebrachte Gesinnung dem wahren und anständigen Jäger von jeher Bedürfnis und Pflicht war! All die tausend großen und kleinen Dinge, die zur Kenntnis und Ausübung des Weidwerks gehören, lassen sich nicht in wenigen Sätzen schildern. Das Weidwerk ist ein lebenslängliches Studium ohne Ende, doch auch im Wirken lernt der Mann im grünen Rock nicht aus. Aber gerade deswegen ist die durch das Reichsjagdgesetz verlangte Jägerprüfung nicht nur berechtigt, sondern notwendig, um den Aasjägern und Schießern das Handwerk für alle Zeiten zu legen. Nach den für die Jägerprüfung vorgesehenen Bestimmungen muß jeder deutsche Weidmann moralisch einwandfrei, außerdem aber befähigt sein, das Gewehr im Revier richtig zu handhaben und sein Wild genau zu kennen. Ihm ist es zur heiligen Pflicht gemacht, das von ihm zum Abschuß ausersehene Stück Wild so schnell und sicher wie möglich zu töten. Tagelanges, grauenvolles Umherirren schwerverletzten Wildes soll auf diese Weise vermieden werden. Fangarten, die lange Qualen der zu tötenden Tiere mit sich bringen, sind gänzlich verboten und werden hart bestraft.

Im Vordergrunde der weidmännischen Bestrebungen steht die Hege. Dem Jäger ist genau vorgeschrieben, welche Stücke er erlegen darf: nur abschußwürdiges und abschußpflichtiges Wild kommt dafür in Frage! Jedes abgeschossene Stück muß dem Kreisjägermeister gemeldet werden. Verstöße gegen diese Vorschrift haben die Entziehung des Jagdscheines zur Folge. Die Eingänge in den Wildhandlungen werden streng überwacht, so daß eine doppelte Überprüfung den Verletzungen des Gesetzes vorbeugt. Auf den Jagd- und Trophäenausstellungen werden heute die hegerisch und jagdlich wertvollen und lehrreichen Beutestücke aus allen Gauen Deutschlands zusammengetragen, nachdem sie von den Kreisjägermeistern gesammelt und gesichtet und vom Gaujägermeister nach besonderen Gesichtspunkten für die Ausstellung ausgewählt wurden. Auch die alljährlich veranstaltete Jagdausstellung der „Grünen Woche" hat heute das Gepräge einer wertvollen Lehr- und Hegeschau, deren ungeheurer Vergleichsstoff dem Weidmann Wissen und Anregung in reichstem Maße zu bieten vermag. So gibt es tausend Einzeldinge, die Ausdruck finden in den Belangen des deutschen Weidmanns zu Nutz und Frommen des Wildes, des Jägers und nicht zuletzt des ganzen Volkes!

Das Elchwild

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Elch, Alces alces, nicht nur als größter Hirsch unserer Heimat, sondern auch als größter Hirsch schlechthin zu gelten hat. Kapitale europäische Elchhirsche erreichen eine Schulterhöhe von nahezu 2 m und eine Körperlänge von 2,90 m, während der verkümmerte Schwanz kaum spannenlang ist. Als Höchstgewicht können etwa zehn Zentner für den kapitalen Hirsch angegeben werden. Starke Geweihe werden bis 27 Kilo schwer. Die größten Elche sind in Alaska und auf der Kenai-Halbinsel in Nordamerika



Kapitales Elchgeweih

beheimatet; sie erreichen bei einer Körperlänge von 3,20 m eine Schulterhöhe von 2,30 m und wurden daher als Riesenelch, Alces gigas, von den anderen Formen getrennt. Als Weltrekord des Geweihs galt lange Zeit die von unserm Landsmann Paul Niedieck am 9. Oktober 1906 am Tustamenasee auf der Kenai-Halbinsel erbeutete Trophäe mit einer größten Auslage von 1,97 m, bis ein aus Alaska stammendes Geweih im Field-Museum zu Chikago mit einer größten Auslage von 1,98 m bekannt wurde. Von ähnlichem riesenhaftem Ausmaß ist der noch nicht lange bekannte ostsibirische Elch, eine mit dunklen Läufen und schwarzer Brust ausgezeichnete Art, die Zukowsky im Jahre 1910 unter dem Namen Alces pfizenmayeri in die Wissenschaft eingeführt hat.

Wir haben das Elchwild somit bereits aus sehr verschiedenen Gebieten kennengelernt, und es mag nunmehr die Gesamtverbreitung dieses Wildes kurz gekennzeichnet werden. Abgesehen von der letzten Freistatt der deutschen Elche an der Kurischen Nehrung wird diese Hirschgattung in Skandinavien, Finnland, Nordrußland, Mittel- und Ostsibirien und Kanada bis zur Grenze der Laubhölzer nordwärts angetroffen. Als brauchbares Unterscheidungsmerkmal der Geweihe alt- und neuweltlicher Elche hat der tiefe Einschnitt zwischen Haupt- und Vorderschaufel bei den amerikanischen Arten zu gelten, der bei den altweltlichen Arten fehlt oder nur angedeutet ist.

Erdgeschichtlich kann der Elch auf kein hohes Alter zurückblicken, denn die ältesten Reste kennen wir aus der jüngsten Tertiärzeit, und es ist seltsam genug, daß keinerlei stammesgeschichtliche Zusammenhänge mit andern Hirschformen oder -gruppen nachgewiesen werden konnten. Es ist eine jugendliche, durchaus eigentümliche Form der Hirsche, die in historischer Zeit weiter südlich verbreitet war und noch jetzt in ständigem Vorrücken nach Norden ist, wie vom europäischen und sibirischen Elch mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Als Stammvater des heute lebenden Elches hat zweifelsohne der auch in Deutschland, vornehmlich im Mainzer Becken gefundene Breitstirnelch, Alces latifrons, aus den diluvialen Ablagerungen zu gelten, der noch während der Eiszeiten in Deutschland beheimatet war. Er hatte noch riesigere Ausmaße als der heute lebende Elch, und seine Schaufeln saßen an gewaltigen, halbmeterlangen Tragstangen.

Zur Zeit Cäsars war der Elch in Deutschland noch ein häufiges Wild. Als der große Römerfürst seine Heerscharen in die Urwälder Germaniens führte, wurde ihm von seltsamen großen Huftieren berichtet, die den Namen „Alces" führen. Diese hirschartigen Geschöpfe müßten stehend schlafen, da ihre Füße keine Gelenke besäßen. Daher lehnten sie sich zur Ruhe an große Bäume; eine Eigenheit, die listige Jäger sich zunutze machten, indem sie die Stämme, an denen die Tiere ruhten, abschlügen, wobei die Schläfer durch die Last ihres gegen den Stamm drükkenden Körpers zu Fall kämen und sich nicht mehr erheben könnten, um so eine schnelle und sichere Beute zu werden. In seiner bekannten Schrift „De bello gallico" berichtet Cäsar eingehend über dieses Wild aus dem Herzynischen Walde. – Auch Plinius führt den Elch in seinem Werke „Naturalis historia" auf. Kaiser Gordian I. brachte im dritten Jahrhundert die ersten zehn Elche zu den Kampfspielen nach Rom, Gordian III. die gleiche Anzahl.

Im Nibelungenlied wird der Elch als ein Bewohner des Wasgenwaldes geschildert. Im Jahre 1360 wird er noch für Böhmen, 1540 für Pommern angegeben. Mitte des 16. Jahrhunderts, als der Naturforscher Konrad Geßner sein großes Werk „Historia animalium" begann, war dieses Wild im mittleren und westlichen Deutschland bereits ausgerottet. Der letzte Elch in Sachsen wurde 1746, in Galizien 1760 und in Schlesien 1776 gestreckt. Auch in Ungarn waren Ende des 18. Jahrhunderts keine Elche mehr vorhanden. In Westpreußen dürften die letzten Stücke Anfang des 19. Jahrhunderts erlegt worden sein.

Glücklicherweise hat dieses edle, urige Wild eine bleibende Freistatt in unserm Vaterlande finden können. Dennoch wechselte auch in Ostpreußen der geschützte und geschonte Bestand in recht beachtlicher Weise. Nach glaubwürdigen Berichten betrug die Zahl der ostpreußischen Elche im Jahre 1849 nur 11 Stück, die sich bis 1895 auf 85 vermehrten. Ihre Anzahl im Jahre 1899 betrug bereits 300, 1902 400 und 1904 sogar 800 Stück, von denen in den nächsten Jahren wegen der von den Tieren angerichteten, stetig zunehmenden Forstschäden über 300 abgeschossen wurden. Noch im Kriegsjahre 1918 erfreute sich der Bestand einer Anzahl von 650 Elchen, unter denen sich 15 starke und 120 schwächere Schaufler befanden. Durch zielbewußte, planmäßige Hege und gesetzlichen Schutz wird es gelingen, diese gewaltige Hirschart der Urwälder Germaniens dem deutschen Volke zu erhalten. Unser Elchbestand im Jahre 1938 wurde für Ostpreußen auf 1800 Stück angegeben; außerdem wird dieses Urwild heute in der Schorfheide, am Müritzsee in Mecklenburg und im Gebiete des Darß in Pommern gehalten.

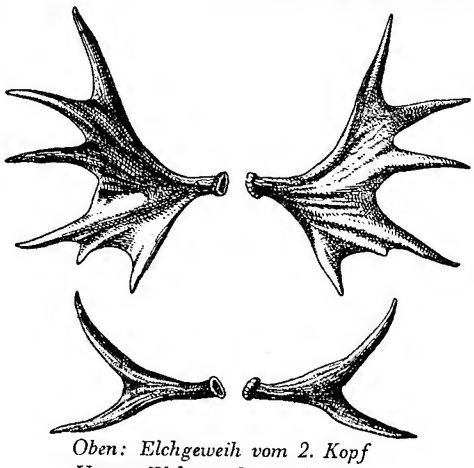
Obwohl der Elch als reines Waldtier anzusprechen ist, wird er häufig in der Moor- und Bruchwildnis angetroffen, die ihm reichlich Nahrung bietet, zumal er nicht wählerisch in der Äsung ist. Zwar steht er am liebsten im Mischwald, besonders wenn dieser von Sümpfen, Morästen, Brüchen und Mooren durchzogen ist. In den nordischen Ländern wechselt das Elchwild oft weit auf die Tundren hinaus, wenn sie mit lichtem Baumwuchs bestanden sind. Das Geselligkeitsbedürfnis ist beim Elch nicht so ausgeprägt wie bei den andern bei uns beheimateten Hirscharten, wie er überhaupt in seinem Wesen und Gebaren mancherlei Eigentümlichkeiten zeigt. Selten stehen während der Brunft mehr als sechs oder acht Tiere beim Hirsch. Jüngere Hirsche duldet der Platzhirsch nicht gern in seiner Nähe, daher besteht eine Gemeinschaft nur aus einigen Stücken. Bei Überschwemmungen, die in den ostpreußischen Elchrevieren verhältnismäßig häufig auftreten, scharen sich dagegen die Elche in Rudeln bis zu 30 und 40 Stück zusammen. Da die Hirsche sehr kampf- und raufluſtig sind, werden ständig Plänkeleien und selbst hartnäckige Kämpfe unter ihnen ausgetragen, wobei die Gehöre fest an den Kopf gelegt werden und die Lichter kampflustig leuchten.

Die Brunft fällt in dem großen Verbreitungsgebiet des Elches nicht in die gleiche Zeit. In Ostpreußen und den baltischen Provinzen kann sie für August angegeben werden, während sie in Skandinavien und dem asiatischen Rußland erst im September und Oktober eintritt. Sie währt etwa 4–5 Wochen. Aus den Raufbolden werden zu dieser Zeit blindwütige Angreifer, und erbitterte, blutige Kämpfe sind an der Tagesordnung. Dann ist auch der dem Hirschschrei ähnliche, aber kürzere, damhirschartige, jedoch sehr tiefe Brunftruf des Elches zu vernehmen, während er sonst nur ein kurzes, tiefes Schrecken hervorbringt. Beunruhigte oder wütende Elche stoßen ein zischendes Schnauben aus. – Nach einer 35–38 Wochen währenden Tragzeit wird in den Ostseeländern Anfang bis Ende Mai, in den andern Gebieten entsprechend später, zum erstenmal ein Kalb, bei den folgenden Sätzen deren aber meist zwei geworfen. Die Kälber sind entgegen denen anderer Hirsche ungefleckt, tragen rotbraune

19 *Elch*

Färbung und erinnern durch ihre Unförmigkeit an einen Esel. Bei einer Höhe von 70 cm und einer Länge von 80 cm hat das neugeborene Kalb ein Gewicht von 10–12 Kilo. Die Alte bringt ihrem Kälbchen eine rührende Zärtlichkeit entgegen; sie verteidigt ihren Nachwuchs mit Todesverachtung und hat dann als sehr gefährlicher, überlegener Gegner zu gelten. Der Elch hat mit sechs Jahren seine volle Größe erreicht, ist aber bereits mit 2½–3 Jahren fortpflanzungsfähig. Sein Alter in der Freiheit wird auf 30–35 Jahre geschätzt.

Sehr interessant ist die Entwicklung des Geweihs bei den Hirschkälbern, da es entgegengesetzt zu allen andern Hirscharten seitlich im rechten Winkel aus dem Schädel hervorgetrieben wird. Eine solche Spießerbildung, die im September gefegt wird, zeigt sich zum erstenmal mit dem vollendeten ersten Jahr. Im dritten Kalenderjahr wird vielfach eine Gabelbildung angetroffen, häufiger aber ein Spießer, selten ein Sechsender. Gut entwickelte Hirsche schieben nach den jährlich regelmäßig erfolgenden Abwürfen nach und nach die Schaufel, die allmählich größer wird und sich zu jenen Riesengebilden auswächst, vor denen wir voll Ehrfurcht und Bewunderung in den Geweihausstellungen und Museen stehen.



Oben: Elchgeweih vom 2. Kopf
Unten: Elchgeweih vom 1. Kopf

Das Geweih des Elches besteht regelrecht aus drei Teilen, nämlich der vom Schädel seitlich ausgehenden Tragstange, der sich nach hinten ansetzenden mächtigen Schaufel und den an deren äußerem und hinterem Rande stehenden Enden oder Sprossen. Seine stärkste Entwicklung zeigt das Geweih im Alter von 15 und 16 Jahren. Danach treten vielfach Rückbildungen insofern auf, als die Enden der Hauptschaufel sich abrunden und selbst verschwinden, so daß der hintere Schaufelrand oft eine leicht gewellte oder gerade Linie aufweist. Ältere Hirsche werfen das Geweih bereits im Oktober und Anfang November ab, während jüngere den Geweihwechsel zur Jahreswende vollziehen. Verschiebungen können auch nach den einzelnen Gegenden und Gebieten auftreten. Eine große Verwirrung hat eine höchst seltsame Bildung des Elchgeweihs in wissenschaftliche und jagdliche Kreise gebracht, die als Stangen- oder Stanglergeweih viel von sich reden machte und vom Weidmann nicht gern gesehen wird. Bei diesem Geweih haben sich statt der normalen Schaufel einzelne im Querschnitt runde Sprossen nach Art des Rothirschgeweihs gebildet. Die Verwirrung wurde noch größer durch die Beschreibung einer neuen Elchart aus Sibirien, die der englische Zoologe Lydekker im Jahre 1902 unter dem Namen „Alces bedfordiae" auf Grund eines solchen Stanglergeweihs vornahm. Daß es sich bei den in Ostpreußen, Skandinavien und Ostsibirien in gleicher Weise aufgefundenen Stangengeweihen nicht um eine besondere Art handelt, beweist die Tatsache, daß in allen von Stanglerelchen bewohnten Gebieten mit Sicherheit auch Schaufelelche angetroffen werden, während andererseits Stanglerelche in Schauflergebieten fehlen können. Eine befriedigende Erklärung für diese eigentümliche Bildung konnte bisher noch nicht gefunden werden. Wenn heute die Stanglerelche geradezu als „Kulturelche" bezeichnet werden und der Grund der Stanglerbildung in einer Überhege gesucht wird, so können wir uns dieser Erklärung nicht anschließen, weil diese Stangengeweihe auch aus den weiten, unbesiedelten Wäldern Ostsibiriens sehr häufig zu uns gelangen. Der Grund könnte möglicherweise darin zu suchen sein, daß das Elchwild eine erdgeschichtlich jugendliche Form ist, die noch stark zur Veränderlichkeit neigt. Bedenklich in der Stanglerfrage ist der Umstand, daß der meist als „Schneider", also Schwächling, geltende Stangler dem kapitalen, edlen Schaufler durch die dolchartige Wirkung der langen Enden überlegen ist, so daß immerhin die Möglichkeit besteht, daß der „Kopfschmuck" dieser Mörder sich mehr und mehr vererbt. Eine zielbewußte Hege mit der Büchse in kultivierten Gebieten erscheint daher geboten! –

Die fertige Zahnbildung des Elches können wir gemäß den beim Rotwilde erfolgten Darlegungen aus folgender Formel ersehen:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 0}{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 4} \times \frac{0 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3}{4 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3} = 32.$$

Aus dieser Schlüsselbezeichnung ist ersichtlich, daß die beim Rotwilde vorhandenen oberen Eckzähne beim Elche fehlen. Im übrigen stimmt die Zahnbildung mit der des Dam- und Rehwildes überein.

An der länglich-birnenförmigen, starken Fährte des Elchwildes ist auffallend, daß der Abdruck der Afterklauen auch bei ruhiger Gangart deutlich zu erkennen ist und die Fährte der Vorderläufe größer ist als die der Hinterläufe. In weichem Boden werden die Hufe weiter gespreizt und die Afterklauen tiefer eingedrückt. Das Elchtier hat eine erheblich kleinere, schmalere Fährte mit ausgesprochener Spitze, die beim Hirsch stumpf ist. Hochtragende Elchtiere schränken stark, worunter die starke Abweichung der rechten und linken Tritte von der Mittellinie der Fährte verstanden wird. Trollende Hirsche setzen stärker auswärts als die Tiere. Vielfach zieht das Elchwild dicht hintereinander, so daß eines in die Fährte des andern tritt. – Die Losung wird in Form länglichrunder, kastanienförmiger Ballen von bräunlicher bis grünlichschwarzer Farbe abgesetzt und zeigt im Winter eine härtere Beschaffenheit als im Sommer. Diese Erscheinung hängt mit der sommerlichen Grünäsung zusammen, während die vielfach aus gerbstoffführender Rinde bestehende Winternahrung stopfend wirkt.

An Krankheiten des Elchwildes ist an erster Stelle der Milzbrand mit seinen tückischen Übertragungsfähigkeiten und verhängnisvollen Folgen zu nennen. Des weiteren ist die Löserdürre erwähnenswert, eine Fieber und Lähmungen hervorrufende, tödlich wirkende pestartige Erkrankung. Vielfach leidet das Elchwild auch an Leberegeln. Als schlimme Feinde haben mehrere Schmarotzer zu gelten, von denen vornehmlich zwei Arten Dasselfliegen und eine Lausfliegenart zu nennen sind. Um den Angriffen dieser Peiniger zu entgehen, suhlen die Elche gern im Schlamm, der beim Trocknen eine dicke Kruste bildet, die sie vor den Stichen der Parasiten schützt. Die Larven der Elchrachenbremse schmarotzen in der Nasen- und Rachenhöhle, die der Elchbiesfliege unter der Haut, während sich die Lausfliege auf der Haut lästig macht.

Feinde im eigentlichen Sinne hat das deutsche Elchwild nicht. Im Auslande tritt in erster Linie der Tiger im Amur- und Ussurigebiet in Erscheinung. Weiter können Wölfe in größerem Verbande und in vereistem Gelände den Riesentieren gefährlich werden. Zu den Feinden des Moosdeer oder Orignals, wie unser Wild von den Amerikanern genannt wird, rechnen der Silberlöwe und gelegentlich wildernde Hunde. Der Vielfraß und auch der Luchs dürften hin und wieder einem Kälbchen gefährlich werden. Bei der Wehrhaftigkeit des Elchwildes wird sich das Raubzeug nur bei Nahrungsmangel zu einem Überfall entschließen, denn nicht nur in den gewaltigen Schaufeln des Hirsches liegt eine achtunggebietende Waffe, sondern auch in

der Pendelkraft der mächtigen Läufe, von denen die Tiere sehr ergiebig Gebrauch zu machen verstehen.
Es ist verständlich, daß die Vermehrung und Verminderung, ja selbst die Vernichtung der Elchbestände in den europäischen Kulturländern durchaus in der Hand des Menschen liegt. Aus diesen Gründen wachen die Staaten über das Schicksal des urwüchsigen Großwildes durch besondere gesetzliche Schon- und Schutzmaßnahmen. In reichen Elchländern, wie Schweden und Rußland, wo eine bedenkliche Verminderung oder gar Ausrottung nicht zu befürchten ist, sind diese Schutz- und Schonbestimmungen weit gefaßt und aufgelockert. In Deutschland ist der Fortbestand des Elchwildes voll gesichert. In manchen Zeitläuften hat sich der Bestand so stark vermehrt, daß wegen der schweren Wildschäden ein planmäßiger Abschuß betrieben werden mußte. Daneben betrachten es die deutsche Regierung und die deutsche Jägerschaft als vornehmste Aufgabe, den zum weitaus größten Teil auf Staatsgebiet stehenden und von der Forstbehörde überwachten Elchbestand dem deutschen Menschen als Urwild seiner Heimat zu erhalten. Die Schonzeiten sind demgemäß ausgedehnt worden. Das Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934 bestimmt, daß männliches Elchwild vom 1. September bis 30. September und weibliches Elchwild und Elchkälber vom 1. Oktober bis 31. Oktober gejagt werden dürfen. Die Bestimmungen über das Schutzgebiet der deutschen Elche sind in § 41 des Preuß. Jagdgesetzes vom 18. Januar 1934 verankert. Die Gesamtstrecke an Elchwild im Abschußjahr 1936/37 betrug 246 Stück, wovon 99 auf Hirsche und 147 auf Kahlwild und Kälber entfielen.

Wie der Elch gejagt wird!

Die Jagdart auf den Elch, die der weidmännischen Auffassung des deutschen Jägers am meisten entspricht, ist die Pirsch in freier Wildbahn. Weiter wird in deutschen Landen nur der Abschuß vom Ansitz oder Anstand aus betrieben. Erklärlicherweise erfordert die Pirsch eiserne Naturen, da erhebliche körperliche Anstrengungen mit meilenlangen Märschen durch unwegsames Gelände damit verbunden sind. Über Stock und Stein, durch Brüche und Sümpfe führt die Jagdfahrt, und oft bildet dabei dichter Wald mit struppigem Unterholz eine undurchdringliche Schranke. In allen Fällen aber hat der Elchjäger auf der Pirsch mit Wasser zu rechnen. – Im allgemeinen gelten für das Elchwild die Schußregeln des Rotwildes, wie auch die weidmännischen Bezeichnungen beider Hirscharten gleichartig sind. – In den russischen Ostseeprovinzen wird der Elch vielfach mit Treibern und Hunden gejagt, ebenso sind hier wie auch in Rußland Treibjagden mit Lappen und Netzen üblich. In Skandinavien bedient man sich bei der Elchjagd des kleinen schäferspitzartigen Elchhundes, der indes vom Standpunkt der Jagdhundkunde noch keine feste Rasse darzustellen scheint. Über die jagdlichen Leistungen dieses Tieres besteht indes ein vorzügliches Urteil. Besonders der Geruchssinn des Elchhundes ist hervorragend; er soll das Wild bis auf eine Entfernung von 1200 m wittern können, wohingegen der Elch 800–1000 m sicher die Witterung aufnehmen kann. In vielen russischen Provinzen wird der Elch noch heute in Fallgruben gefangen, und in Sibirien erfinden die Jakuten und Lamuten sinnreiche Fang- und Jagdgeräte, darunter sofort tödlich wirkende Fallspeere und Selbstschüsse mit fein ersonnenen Auslösungsverschlüssen.
Als Waffe wird für den Elch eine kleinkalibrige weittragende oder eine großkalibrige Büchse von 9–10,75 Kaliber empfohlen, immer aber Kugelwaffen mit hoher ballistischer Leistung und starker Durchschlagwirkung. Teilmantelgeschosse mit 2,5 bis 3 g Blättchenpulver haben sich als am besten erwiesen. –

20 *Elchhirsch und Elchtier*

Obwohl das Elchwild nach dem Erlegen voll ausgewertet wird und alle Körperteile Verwendung finden – namentlich das früher zu „Elenkollern" verarbeitete Fell ergibt ein vorzügliches Leder –, steht der wirtschaftliche Ausnutzungswert eines erlegten Elches in keinem Verhältnis zu dem Schaden, den das riesige Wild in den Waldungen und Forsten verursacht. –
So wird sich der riesige Schaufelhirsch nur in Gegenden erhalten, wo ihm in Kulturländern eine Freistatt gewährt wird oder noch keine geregelte Forstwirtschaft die kulturellen Bestrebungen der Menschheit fördern soll. Noch ist dieses imposante, wetterharte Hochwild in den Urwäldern der nordischen Alten Welt in großer Anzahl vorhanden. Mögen sich immer hochherzige und einsichtsvolle Völker und Männer finden, die dieses edle Wild vor dem gänzlichen Untergange bewahren!

Der Wisent

Was ist ein Hohlhörner?

Wir haben die Hirsche bereits als eine Familie der Wiederkäuer kennengelernt, die wiederum der Ordnung der Paarhufer eingegliedert ist. Die Wiederkäuer setzen sich nun weiter aus den Familien der Kamele, Zwergmoschustiere, Giraffen und Horntiere zusammen, von denen wir uns nur mit den letztgenannten zu beschäftigen haben. Als wichtigstes Merkmal der Horntiere hat das der Familie den Namen gebende Horn zu gelten, das als vielgestaltiger imposanter Kopfschmuck in Erscheinung tritt, aber weder in seiner Entwicklung noch im Aufbau mit dem Geweih des Hirsches in Beziehung steht. Betrachten wir das Horn eines Rindes näher, so werden wir die Wahrnehmung machen, daß die lose, hohle Hornscheide einem gleichgeformten Knochenzapfen aufsitzt, der während des ganzen Lebens des Tieres mit dem Stirnbein des Schädels fest verwachsen ist. Schon im Keimlingszustand bildet sich bei den Hornträgern auf dem Stirnbein ein winziger, knopfartiger Knochen, das sogenannte Hornbein, der sich zu dem äußerst festen Hornzapfen auswächst. Ein bewundernswert durchgeführtes System feinentwickelter Druck- und Zugbalken stützt und festigt die Anlage. Erlangen die Horntiere ihre Geschlechtsreife, so schilfern und blättern die äußeren Schichten des Hornes, das sogenannte Jugendhorn, vornehmlich an der Spitze ab, ein Vorgang, der sich mit dem Fegen und Abwerfen des Hirschgeweihs nicht vergleichen läßt. Sämtliche Rinder, Schafe, Ziegen und Antilopen besitzen einen solchen Kopfschmuck; ihre artenreiche Familie wird daher „Hohlhörner" genannt. Eine interessante anatomische Erscheinung steht mit dem Besitz dieser Hörner in engem Zusammenhang, nämlich die Knickung der Schädelachse, die eine Vergrößerung und Versteifung des Stirnbeins herbeiführt, um den Hörnern Halt zu verleihen. Übereinstimmend für alle Hohlhörner ist noch zu bemerken, daß sie eine Gallenblase besitzen, die den Hirschen fehlt, und daß ihre Zahnformel sich folgendermaßen zusammensetzt:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 0}{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 4} \times \frac{0 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3}{4 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3} = 32.$$

Diese Zahnformel gilt gleichzeitig für das später hier zu behandelnde Gams-, Stein- und Muffelwild.

Eine Jagd in Germaniens Urwäldern

. . . Vergebens versucht die Sonne ihr lebenspendendes Licht durch das dichte Blätterdach der riesigen Buchenwaldungen zu senden: zu dicht ist der Laubgang, und nur einzelne Strahlen dringen hinab zum üppig sprießenden Bodendickicht. Wie Säulen stehen die langgeschäfteten Graustämme der Buchen; in einem geisterhaften Halbdunkel träumt der germanische Urwald! Zwei über den Wipfeln kreisende Kolkraben lassen ihre krächzende Stimme ertönen, und ein mächtiger Luchs trottet durch die lichten Stellen des Urwalddickichts, verharrt und äugt aufmerksam nach hinten, setzt geräuschlos über einen gestürzten Baumriesen und verschwindet im Laubwerk. Die Aufmerksamkeit der Fleckenkatze galt drei hochgewachsenen, kräftigen Gestalten, die, in rohe Gewänder gekleidet, nun vorsichtig spähend aus dem Gewirr von Zweigen und Ästen hervortreten. Sie tragen lange Speere und Messer und führen einige Hunde mit sich, die unruhig nach einem Erlenbusch winden. Plötzlich wird der Busch lebendig; krachend bricht es hervor! Die Männer fassen die Waffen fester! Drüben aus dem Dickicht schiebt sich ein mit Krummhörnern bewehrter, mächtiger Zottelkopf. Ein Mähnenberg folgt ihm! Ein Wisent ist's, trotziges Urwild Germaniens, ein Einzelgänger, stets bereit, alles auf sein Kopfgewaff zu nehmen, was sich ihm zeigt! So stürzt der Bulle, ein lebendiger Wollberg, mit tiefgesenktem Kopf und hochgestelltem Wedel auf die mutigen Männer los! Die weichen ihm gewandt aus, soweit es das Bodengewirr zuläßt, und lassen die Hunde los, die sich bellend und belfernd dem Riesen entgegenwerfen. Aber die sonst so verwegenen vierbeinigen Jagdgenossen stellen den Bullen nicht, sondern winseln unentschlossen im Gebüsch herum. Ermunternde Rufe verhallen zwecklos. Das kann bös werden! Der eine Blondkopf springt blitzschnell zur Seite, denn um ein Haar hätte der Bulle ihn auf den Hörnern gehabt. Schon holte er zum Stoße aus! Nun nimmt der alte Kämpe die Richtung auf den anderen Jäger, der ihn spitz von vorn nicht fällen kann! Auch er entkommt dem anstürmenden Riesen durch schnellen Seitensprung. Vorsichtig, den Angreifer unverwandt im Auge, zieht sich die Menschengruppe nach einer kleinen Lichtung des Waldes zurück. Die gibt ein gutes Kampffeld ab! Die Hunde haben sich besonnen! Bellend greifen sie in die Schlacht ein und stellen den Bullen! Einer setzt sich ungeschickt vor den Kopf des Riesen und . . . in hohem Bogen schleudert er den schwerverletzten Jagdhelfer hinter sich ins Gebüsch. Dann fällt der braunzottige Riese über eine Tanne her, entwurzelt sie mit einem Hornstoß und wirft sie gleichfalls über sich hinweg. Wieder naht wie eine Lawine der mächtige Wollberg und stürzt sich auf die in breiter Front stehenden Blondköpfe. Furchtbar hallt der röchelnde, abgebrochene Kampfruf des Bullen durch den Waldesdom! Nun hat er einen Gegner erreicht und holt weit zum Stoß aus – da packt ein an die Seite des Tieres springender Jäger seinen Speer mit beiden Fäusten und jagt ihn dem Anstürmenden mit sicherem Stoß tief hinter das linke Schulterblatt. Das war gut getroffen! Der Bulle bricht zusammen; ein Strom roten Blutes entrinnt der Wunde. Aber er nimmt sich wieder auf und greift erneut an, noch hitziger als zuvor! Doch nicht lange – der Speerstich saß im Leben! Eine hohe Gestalt richtet sich neben dem Bullen auf, und zum zweitenmal sitzt ihm der Speer zwischen den Rippen, und abermals bricht der Riese krachend zusammen. Nun tritt der Alte mit dem aufgesteckten Haar zu dem wild am Boden um sich schlagenden Bullen und weitet ihm mit dem Weidmesser das Herz. Wild pflügt der braune Recke mit seinem Gehörn den Boden, aber langsam färbt sein Blut das sprießende Grün des Bodenwuchses. Es ist zu spät! Das Eisen hat sein Herz geteilt; er streckt die Glieder!
Das war ein harter Kampf! Und doch gibt es für die Söhne Germaniens nichts Schöneres, als dem wehrhaften Riesen zu Leibe zu gehen. Mit verschränkten Armen steht der Alte und betrachtet das schöne Bild, schaut, wie seine helläugigen, blonden Söhne auf dem gefällten Riesen stehen und sich nach hartem Kampf die schwieligen Hände schütteln!

Das war echtes und rechtes, urdeutsches Gejaid! Urdeutsch, dem wehrhaften Wild Aug in Aug gegenüberzutreten und ihm den Nahkampf anzutragen; einen erbitterten Kampf auf Leben und Tod! Doch nicht immer endete der Kampf ohne Opfer für die mutigen Jäger. Wie oft riß der Wisentstier oder der Urochs mit dem mächtigen Gehörn in plötzlichem Angriff klaffende Wunden, und manchmal sogar wurde einer der Helden verstümmelt und verblutend mit brechenden Augen auf der Walstatt vorgefunden. Doch um seinen Mund spielte ein glückliches Lächeln, denn sein Wunsch wurde erfüllt, auf dem Felde der Ehre im wilden Kampf mit einem grimmigen Gegner sein Leben aushauchen zu können. Nichts war den Germanen so verhaßt und entehrend wie der elende Strohtod daheim auf der Matte oder dem Ziegenfell. So starb er wie ein Held, und als Held wird er begraben, und als Held zieht er ein in Walhall! Eine Walküre mit Helm, Brünne und Ger führt ihn auf schwarzem Streitroß in lichte Höhen, Freia reicht dem Helden den Apfel der ewigen Jugend, und Wotan begrüßt ihn als seinen Sohn! – ... Bald schleuderten eroberungssüchtige Heeresmassen die Kriegsfackel in deutsche Urlande und zehnteten die Herden des wehrhaften Großwildes. Später aber erschien ein noch größerer Feind drohend am Platze: die Technik eroberte sich in rasendem Siegeslauf die Welt und entblößte ganze Länderstrecken ihres schönsten Schmuckes, der vielgestaltigen Tierwelt. Der offene Nahkampf mit dem wehrhaften Wilde wich der überlistenden Art der Fernvernichtung. So fiel auch der letzte deutsche Wisent im Jahre 1755 im Tapiauer Forst einer Wildererkugel zum Opfer! – Bald gab es nur noch wenige Reste dieses einstmals weit verbreiteten Vertreters unserer Fauna in Polen und im westlichen Rußland, die später im Walde von Bialowiez vereinigt wurden. Noch im Januar 1914 war hier der ansehnliche Bestand von 231 Bullen, 347 Kühen und 149 Kälbern vorhanden. Bis auf 160 Stück fielen diese Wisente im Kriege der Kugel zum Opfer; der Rest wurde später von den Ukrainekämpfern bis zum letzten Stück vernichtet. Von der ehemals berühmten, noch im letzten Kriegsjahr 74 Stück zählenden Herde des Fürsten Pleß in Oberschlesien konnten nur drei Stück gerettet werden. Auch die wenigen letzten Wisente im Kaukasus wurden bald nach dem Kriege gewildert!

21 *Wisentstier*

Die Rettung des Wisents

Hochherzige Männer, denen das Schicksal des urigen deutschen Wildrindes das Gewissen belastete, schlossen sich im Jahre 1923 auf Anregung des früheren Direktors des Frankfurter Tiergartens, Dr. Kurt Priemel, zusammen und gründeten die „Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents", um die kärglichen, sorgsam umhegten Reste des europäischen Wollbüffels durch zielbewußte, planmäßige Auswahl und Züchtung vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren. Die gleichen Ziele erstrebt die später ins Leben gerufene „Reichsfachschaft der Deutschen Wisentzüchter", die unter der Schutzherrschaft des Reichsjägermeisters Hermann Göring und dem fachlichen Wirken des bekannten Berliner Tiergärtners, Professor Dr. Lutz Heck, hervorragende Erfolge zu verzeichnen hat, so daß nunmehr neben einer größeren Anzahl Kreuzungstiere etwa 100 reinblütige Wisente des schweren Litauer Typs in dem vorbildlichen Naturschutzpark der Schorfheide, im Saupark Springe, in den Naturschutzgebieten Darß und Neandertal sowie in der Wildbahn des Fürsten Pleß und des Grafen Arnim-Boitzenburg und endlich in mehreren Tiergärten vorhanden sind, unter denen die berühmte Zucht des Berliner Zoologischen Gartens qualitativ an erster Stelle steht. Obwohl als das erstrebenswerteste Ziel der modernen Wisentzucht die Erhaltung und Vermehrung der reinen Blutlinie gilt, mußten die Züchter angesichts der stark zusammengeschmolzenen Reinbestände sich entschließen, durch Einkreuzung von Bisonblut eine Verdrängungszucht zu betreiben, um für alle Fälle über eine Reserve zu verfügen, auf die in kritischen Fällen zurückgegriffen werden kann. Von den drei heute betriebenen Arten der Wisentzucht gehen zwei auf das Verpaaren von reinblütigen Wisenten und eine auf die Einkreuzung von Bisonblut zurück. Als Grundlage für die erste Züchtungsgruppe der Reinblut-Wisente gilt das Verpaaren von Vertretern erstklassiger Abstammung innerhalb eines bestimmten Familienkreises, wobei eine gewisse Inzucht unvermeidlich ist und gegebenenfalls auch auftretende Fehler vererbt werden können. – Bei der zweiten Gruppe werden reine Wisente fremder Blutlinien gekreuzt, wobei ein sich günstig auswirkender Austausch von Wisenten entlegener Reviere und Parks mit den in Tiergärten gehaltenen erfolgen kann und eine Vererbung der erwünschten Qualitäten der gegatterten Stücke gewährleistet wird. – Für die dritte Züchtungsgruppe, der sogenannten Rückkreuzungs- oder Verdrängungszucht, werden reine Wisentbullen mit Bisonkühen gekreuzt und diese Halbblutkühe wie auch ihre weiblichen Nachkommen stets von reinblütigen Wisentbullen gedeckt, während alle Kreuzungsbullen zweiter Zucht ausgeschieden werden. Da bei diesen Kreuzungen das Bisonblut gewissermaßen „verdrängt" wird und die Wisentmerkmale immer mehr durchschlagen, ist ein solches Kreuzungsergebnis in der dritten und vierten Generation von einem reinen Wisent kaum mehr zu unterscheiden. Diese Züchtungsgruppe soll indes nur als eine Art Rückversicherung gelten, die nicht mit den reinblütigen Wisenten in Berührung kommt, und auf die erst zurückgegriffen werden soll, wenn sich verhängnisvolle Schäden für den Weiterbestand der reinblütigen Wisente zeigen sollten. – Durch die heutige sinngemäß betriebene Wisenthaltung in sehr verschiedenen, weit entfernt liegenden Gebieten ist die Gewähr gegeben, daß bei auftretenden Seuchen der Befall auf einen Stamm beschränkt bleibt.

Aussehen und Lebensweise des Wisents

Der zur Unterfamilie der Rinder gehörige Wisent trägt den wissenschaftlichen Namen Bos (Bison) bonasus und hat heute in der Freiheit aufgehört zu bestehen. Er bewohnte ehemals große Gebiete Europas, fiel aber der fortschreitenden Kultur zum Opfer. Im Kaukasus trat der Wisent in einer kleineren, bisonähnlichen Unterart, B. (B.) b. caucasius, auf, die der völligen Vernichtung anheimfiel.

Ein vollerwachsener Wisentbulle bietet ein wundervolles Bild urwüchsiger Kraft. Durch seinen stark erhöhten Widerrist macht er den Eindruck eines lebenden Wollberges. Schwer, aber edel erscheint der mit kurzen, gedrungenen, kräftig aufwärts geschwungenen Hörnern bewehrte Kopf. Eine zottige Mähne ziert Kinn, Nacken und Brust; der Schwanz trägt eine lange Quaste. So steht der 1,80 m hohe und mit dem 80 cm langen Schwanz 3,50 m in der Länge messende Riese vor uns! Starke Bullen erreichen ein Gewicht von 14 Zentnern. Die Schalen der Vorderläufe haben eine größte Länge und Breite von 14 × 12 cm und die der Hinterläufe eine solche von 13,5 × 9 cm. Die Kühe bleiben wesentlich kleiner, auch ist bei ihnen der Brustbehang schwächer ausgebildet. – Der Wisent wird heute noch vielfach mit dem im Jahre 1634 in Europa ausgerotteten und damit in seiner Art erloschenen Ur- oder Auerochsen verwechselt, obwohl dieser durch seinen hausrinderbullenartigen geraden Rücken, das kräftige, lange, vorwärts geschwungene Gehörn und die gleichmäßig kurze Behaarung des ganzen Körpers wesentlich vom Wisent abweicht und beide Rinder schon im Nibelungenliede als Jagdbeute Siegfrieds und auch in vielen späteren Veröffentlichungen richtig bezeichnet werden.

Über die Stammesgeschichte des Wisents ist sich die Forschung noch nicht ganz klar. Eine aus dem Diluvium Europas und Nordasiens als Bison priscus bezeichnete Rinderform zeigt große Ähnlichkeit mit dem nordamerikanischen Bison, während eine in den indischen Siwalikschichten aufgefundene, als B. sivalensis bezeichnete Form dem Wisent wesentlich näher stehen soll als dem Bison. Als sicher kann gelten, daß in den Eiszeiten einige Rinderarten gelebt haben, die dem heutigen Wisent sehr nahe standen, wie die aus den Erdschichten zutage geförderten Reste einwandfrei belegen.

Über die Lebensweise des Wisents haben wir aus dem Bialowiezer Forst sichere Kunde erhalten. Danach war dieses Wildrind in der wärmeren Jahreszeit ein Bewohner schattiger und kühler, unterholzreicher, sumpfiger Wälder, der sich gern in Dickungen verborgen hielt, während er sich im Winter in höhere, trockene Lagen zurückzog. Obwohl die Wisente während der Tages- und Nachtzeit rege waren, beschränkte sich ihre Äsung vorwiegend auf die Morgen- und Abendstunden. Als Hauptnahrung dienten ihnen Blattwuchs, Zweige, Knospen und Baumrinde, jedoch wurde auch gern eine in Polen geradezu als „Wisentgras" bezeichnete Grasart geäst. Kleinere Laubbäume, namentlich Eschen, wurden von ihnen ohne weiteres umgebrochen, damit sie besser an das Blattwerk gelangen konnten. Dagegen blieben Nadelbäume meist unberührt. Der Wisent scheint in der Freiheit niemals in größeren Verbänden, vielmehr im Sommer in Rudeln von 15–20 Stück, im Winter aber in Herden von 30–40 Stück aufgetreten zu sein, die ausschließlich aus Kühen und jüngeren Bullen zusammengesetzt waren. Erst zu der in den August oder Anfang September fallenden Rinderzeit gesellten sich die starken Bullen zur Herde. Dann dröhnte im Wald ihr dumpfer, kurz abgebrochener, röchelnder Brunftruf als Herausforderung des Nebenbuhlers, der Besitz von der Herde zu ergreifen wagte. Der Wald stand zu dieser Zeit in hellem Aufruhr, bis die Bullen

Bild Nr. 22

22 Wisentherde

abgebrunftet hatten. Im Mai oder Juni, also nach einer Tragzeit von 9 Monaten, wurden die Kälber gesetzt, die von ihren Müttern mit großer Zärtlichkeit umhegt und bei Angriffen todesmutig verteidigt wurden. Zwillinge wurden nur in seltenen Fällen beobachtet.

Obwohl der Wisentbulle plump erscheint, sind ihm verhältnismäßig leichte, fast elegante Bewegungen eigen; besonders in der Brunft wird er sehr beweglich und zeigt dann neben seiner trabenden Gangart auch den überaus fördernden Galopp. Daß der Wisentbulle ein überaus gefährlicher Gegner werden kann, bedarf angesichts seiner Kraft und Gewandtheit keiner Erklärung. Bei seiner Wehrhaftigkeit hatte er kaum Feinde zu fürchten. Nur der Wolf wagte sich in größerem Verbande hin und wieder an das Riesentier, das den vielen zahnbewehrten Rachen nach langer Hetze und Gegenwehr schließlich zum Opfer fiel.

Als Erkrankungen können Milzbrand, Rinderpest, Klauenseuche und Räude angegeben werden, wozu gelegentlich Darmentzündungen treten. Unter den Parasiten kann der Befall von Dasselfliegen und Leberegeln verhängnisvoll werden.

Wie unsere Vorfahren im germanischen Urwalde die Jagd auf den urigen, grimmen Wisent ausübten, haben wir bereits kennengelernt. Bei den Römern gelangte der Bezwinger eines Wisents oder Auerochsen zu hohen Ehren und wurde als Held gefeiert. Selbst im Mittelalter noch trug der Jäger dem wehrhaften Wilde zu Roß oder zu Fuß den Nahkampf an und bediente sich als Waffe der Lanze. Bei dieser Jagdart versuchte ein Jäger das Wild durch Schwenken von roten Tüchern zu reizen oder durch Schreien auf sich zu lenken, währenddessen sein Partner dem Wisent den Speer hinter die Schulterblätter stieß. Hunde leisteten beim Ablenken des Wildes gute Dienste. – In manchen Gegenden wurde der Wisent in Fallgruben gefangen und abgespeert oder erschlagen. – Die Herrscher Polens früherer Jahrhunderte betrieben die Jagd auf den Wollbüffel durch Treiben. Schon Monate vor dem Jagen wurden tausende Leibeigener aufgeboten, um eine große Waldfläche abzusperren und sämtliches Wild nach einem bestimmten Platze zusammenzutreiben und einzulappen. Später wurde das Wild in enge Krale gedrängt und an einer Stelle des Gatters ein hoher Söller für die hohen Herrschaften erbaut, die an einem festgesetzten Tage mit benachbarten Fürsten und Adligen erschienen und nun von sicherem Hinterhalt aus das vor ihre Büchsen getriebene Wild abschossen. In neuerer Zeit galten allgemein die für das Hochwild angewandten Jagdarten, über die wir beim Rotwild eingehend berichtet haben. Heute nun – ist die Jagd abgeblasen! Der Wisent, das größte und stärkste Wild unserer Heimat, hat in der Freiheit aufgehört zu bestehen! Ein kärglicher, sorgsam umhegter Rest fristet in Gattern sein Dasein. Ob es jemals gelingen wird, den braunzottigen Recken der Freiheit wieder zu schenken, ist eine Frage der Zeit. Der Hochherzigkeit einiger deutscher Männer hat es die Welt vornehmlich zu danken, daß dieses urige Wildrind vor der völligen Vernichtung bewahrt blieb! Möge diesen edlen Bestrebungen ein voller Erfolg beschieden sein!

Das Gamswild

Kinder der Bergwelt

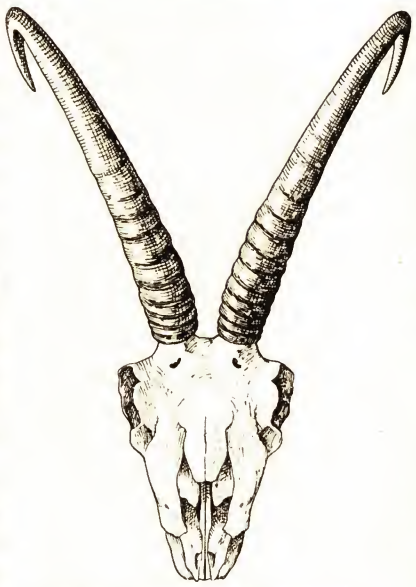
... Weltfernes Schweigen in majestätischer Alpenwelt! Berge und Wolken, Sonne und Wind begleiten uns hinauf zu den Gletscherriesen erhabener Firnwelt. Auf schroffen Graten und Klippen führt der Weg hinan; mit Krüppelholz und Schneewehen bedeckte, graue Felswände starren vom jenseitigen Hang. Darüber träumt in verklärter Majestät das von ewigem Eis und Schnee bedeckte mächtige Haupt des Ferners! – Gefallenen Kämpfern gleich liegen unter uns einige Baumriesen auf einsamer Halde. Hier wuchtet über einer Tanne, grabsteingleich, eine Felsplatte, schwer und stumm. Tief unten blinken saftiggrüne Matten und Hänge. In steinigem Bett rauscht der Bergbach sein wildes Lied. Höhengeschichten erzählt er, und wer ihm mit wachen Sinnen lauscht, dem raunt er von Sagen und Menschengeschehen in herber Bergeinsamkeit! –

Auf der mißfarbenen, von grünen Latschen bestandenen Hochalm drüben regt es sich. Dunkle Gestalten tauchen auf und verschwinden. Mit dem Glase erkennen wir die schwärmenden Geister der Bergwelt: gedrungen gebaute Geschöpfe von braunschwarzer Färbung huschen von Grat zu Grat. Gemsen sind's, Kinder der Bergwelt, die dort von ihren verborgenen Schlafplätzen zur Äsung klimmen. Prächtig sind sie dem Leben der rauhen Gebirgswelt angepaßt. Grob und lang ist ihr Haarkleid, steil stehen die hohen Fesseln unter den gedrungenen sehnigen Läufen; so ruht die ganze Last des Körpers auf den Zehenspitzen und begünstigt das Klettern und Springen in hohem Maße. Ihre kurzen, hohen, weit spreizbaren Hufe tragen an den Rändern harte Kanten; sie geben ihnen beim waghalsigen Klimmen festen Halt. Zum besseren Springen sind die Hinterbeine etwas verlängert. Auf dem kurzen, hohen Kopfe erheben sich bei beiden Geschlechtern fast senkrecht zur Stirn stehende, steile Hörner, die in ihrem Endteil angelhakenartig nach hinten und unten gebogen sind. Seltsam mutet eine längs der Rückenmitte ver-

23 *Sichernder Gamsbock*

24 *Ein Gamsrudel*

laufende Mähne an, die in der Erregung aufgerichtet wird und beim Weidmann den Namen „Gamsbart" führt. Eine Gesichtsmaske wird durch einen breiten schwarzen Strich gebildet, der von der Nase über das Auge zum Ohr verläuft und von der hellen Kopffarbe auffallend absticht. Wer den Tieren im Sommer begegnen würde, wäre erstaunt über den Wechsel der Färbung, denn sie tragen dann eine braungräuliche bis lehmgelbe Färbung und einen dunklen Streifen längs der Mittellinie des Rükkens, den sogenannten Aalstrich.



Gehörn (Krucke) eines Gamsbockes

Sorglos bummelnd steigt das auf breitem Raum verteilte Rudel zu Tal, hier und da von einigen Lieblingspflanzen äsend und äugend. Eine alte Leitgeiß hat die Führung; sie hält sich etwas abseits vom Rudel und windet häufig talauf und -ab. Mit neckischen Sprüngen umtollen zierliche Kitze ihre besorgten Mütter. Eine Geltgeiß kratzt den Grind mit dem Hinterlauf und versucht mit einem Jährling anzubändeln. Dazu wimmelt eine ganze Schar Böcke und Geißen verschiedenen Alters am Hang umher, mitten unter ihnen der durch seine imponierende Größe und Stärke abstechende, kohlrabenschwarze Bock mit kapitalen Krucken. In kurzem Trippelschritt ziehen die einzelnen Gemsen bald hier-, bald dorthin, um einen Leckerbissen auf dem steinigen Boden zu heischen. Es mögen wohl an 20 Gemsen sein, die dort inmitten der schweigenden Gebirgswelt sich unsern Blicken in malerischen Bildern zeigen. Plötzlich wirft die Leitgeiß auf und äugt erregt zur Fernerhöh. Zwei noch eben mit tief gesenkten Köpfen sich raufende Böcke zucken zusammen und stehen wie gelähmt. Auch die andern Mitglieder der Herde äugen mit schiefgehaltenen Köpfen bergaufwärts. Fast gleichzeitig hebt von irgendwo in den Lüften ein schnell zunehmendes Rauschen und Brausen an. Die Richtung des schauerlichen Geräusches ist nicht zu ermitteln. Es scheint die ganze Gebirgswelt zu erfüllen! Im gleichen Augenblick stürmt die Gamsherde in Windeseile seitlich den Hang entlang in der Richtung auf eine mächtige, vorspringende Felsbastion. Über Stock und Stein geht in reißenden Fluchten die Jagd. Klippen und Grate werden spielend genommen, Schotterhalden durchquert und Spalten und Schluchten mit mächtigen Sätzen übersprungen. Manchmal klimmen die Tiere an steilen Hängen, daß ein Fußfassen kaum möglich erscheint. Dann wieder scheinen sie in der Luft zu schweben, denn kaum berühren die weit ausgreifenden, stählernen Läufe den Boden. Der Ausdruck ungeheuren, überschäumenden Lebenswillens liegt in dem Anblick der wild dahinstürmenden, erregten Geschöpfe.

Mit dem Aufkommen des unheimlichen Brausens löste sich vom Ferner her eine riesige weiße Wolke, die schnell talab fuhr und die Luft erzittern machte. Unter der geisterhaften Wolke aber schossen unter furchtbarem Tosen ungeheure Schneemassen zu Tal, Baum und Strauch mit in den Abgrund reißend. Schon

nach wenigen Augenblicken erreichten die sich überschlagenden Schneemassen schauerlich dröhnend und krachend das Tal. Die ganze Luft ist minutenlang in ein Meer weißer Schneekristalle getaucht, die sich allmählich in einer riesigen Wolke niedersenken. Der Geisterspuk ist beendet. Langsam werden die einzelnen Felspartien frei, und nun lassen sich auch als dunkle Punkte unsere alten Freunde, die Gemsen, erkennen. Obwohl sie mitten in den Schneemassen der Lawine waren, fehlt kein Tier! So stehen sie lange und äugen zu Tal. Dann äsen sie weiter und jagen in munteren Spielen über Klippe und Grat: – glückliche Kinder der Bergwelt!

Artung und Lebensweise der Gemse

Ihrer wissenschaftlichen Stellung nach zählt die Gemse, Rupicapra rupicapra, zu den sogenannten Antilopen, einer Gruppe der Horntiere und Wiederkäuer. Zwar hat die heutige Wissenschaft den althergebrachten Begriff „Antilope" aus ihren Listen gestrichen, aber das Wort bezeichnet immerhin eine Gruppe von Huftieren, deren Merkmale auf keine andere passen. Wenn der heute volkstümliche Begriff „Antilope" definiert werden soll, so müßten darunter alle Hohlhörner zusammengefaßt werden, die keine Hirsche, Rinder, Ziegen und Schafe sind, aber dennoch bestimmte Anklänge an diese Gruppen zeigen. Wegen ihrer Verschiedenartigkeit stellt nun die heutige Forschung die nahezu 500 bekannten Antilopenarten in mehreren Gruppen, genauer Unterfamilien, gleichwertig neben die Hirsche, Rinder, Ziegen und Schafe.

Die Gemse hat als der nördlichste Vertreter des artenreichen Antilopengeschlechts zu gelten und tritt in Deutschland verhältnismäßig häufig auf, denn sie bewohnt Kärnten, Steiermark, die Salzburger Alpen und Oberbayern in stattlicher Anzahl, während sie in der Schweiz selten geworden ist. Im übrigen bewohnt sie den Höhengürtel, der sich von Nordspanien über die mitteleuropäischen Gebirge bis zum Kaukasus erstreckt, und bildet innerhalb dieses großen Gebietes mehrere Unterarten. Außerdem werden von den Weidleuten in allen Gebieten zwei Standortsformen unterschieden, von denen die Kees- oder Gletschergemse die höheren Lagen, die Wald- oder Blattgemse aber den Waldgürtel bewohnt. Die ungleichen Äsungsverhältnisse dieser Lagen haben zur Ausbildung einiger Merkmale des Gamswildes geführt, denn die Grattiere sind durchweg stärker und dunkler als die im waldigen Gebiet auftretenden Stücke. Der Name „Gemse", im Weidmännischen „der Gams", in der Mehrzahl „die Gams", ist aus dem Althochdeutschen abgeleitet worden, wo unser Wild „gamz" und um die Mitte des 15. Jahrhunderts „Gambs", „Gembs" und „Gembsen" bezeichnet wird. Nach den „Krickeln" oder „Krucken" genannten Hörnern heißt die Gemse auch „Krickelwild". Den „Gamsbart", die stark verlängerten Rückenhaare, haben wir bereits kennengelernt. Wir sehen ihn häufig als Trophäe auf den Hüten der Weidmänner. Die hellen Haarspitzen des Gamsbartes werden als „Reif" bezeichnet. Als „Brunftfeigen" oder „Brunftdrüsen" lernen wir bei den Gemsen beiderlei Geschlechts zwei hinter den Krickeln eingebettete Drüsen kennen, die beim Bock während der Brunft stark anschwellen und einen unangenehmen Geruch verbreiten. Im übrigen entsprechen die weidmännischen Bezeichnungen des Gamswildes, bei dem die Männchen Böcke, die Weibchen Geißen und die Jungen Kitze genannt werden, denen des anderen Schalenwildes. Erwähnenswert ist eine in einzelnen Gebirgszügen auftretende schwarzgraue bis schwarze Farbspielart des Gamswildes, die den Namen „Kohlgams" führt. Helle Farbspielarten oder Weißlinge wurden nur selten beobachtet.

Bei einer Körperlänge von etwa 110–120 cm erreicht die Gemse eine Schulterhöhe von 70–75 cm, doch steht sie durch die langen Hinterläufe im Kreuz etwa 5 cm höher. Der Schwanz hat nur eine Länge von 8–10 cm. Starke Böcke ohne Aufbruch erreichen ein Gewicht von 40–45 Kilo, während die geringeren Geißen durchschnittlich 10 Kilo weniger wiegen. Die Krickel haben eine der vorderen Rundung entlang gemessene Länge von etwa 25 cm, sind bei dem Bock stärker und stehen weiter auseinander. Kenner vermögen nach den übereinanderstehenden Hornkappen, die sich äußerlich durch unregelmäßige und schwach markierte Ringe kennzeichnen, das Alter des Gamswildes zu bestimmen. Widersinnige Gehörne kommen nicht sonderlich häufig vor; sogenannte vierhörnige Gamsschädel haben sich ausnahmslos als Kunsterzeugnisse erwiesen. Höchst eigentümlich ist die leichte Elektrisierbarkeit des Gamshaares. – Die Fährte hat durch ihre Länge und Schmalheit manche Ähnlichkeit mit der unserer Hausziege und auch die gleiche Spreizbarkeit der Schalen. Beim Schreiten werden die Schalen stark auswärts gesetzt; die Afterklauen sind nur auf der Flucht in der Fährte erkennbar. – Die Losung des Gamswildes ist der unserer Hausziege so ähnlich, daß sie nicht zu unterscheiden ist.

Als Tagtier zieht die Gemse in der Morgendämmerung von ihren Schlafplätzen auf die Weide, um Grasspitzen und Kräuter zu äsen. Gegen 10 Uhr macht das Rudel halt und lagert sich bis um die Mittagszeit, um alsdann einen Waldbestand, eine Krummholzdickung oder höhere Schneelagen aufzusuchen. Nun erfolgt eine ergiebige Rast, wobei sich die Tiere gemächlich dem Wiederkäuen hingeben. Am Frühnachmittag belebt sich das Rudel wieder und wechselt abermals einem Äsungsplatze zu, den es erst in der Dunkelheit verläßt, um die sicheren Schlafplätze zu beziehen. Im Winter aber ist Schmalhans Küchenmeister, und das Gamswild muß sich günstigenfalls mit Zweigen und Knospen, oft sogar mit Flechten, Moosen und Rinde

25 *Brunftiger Gamsbock*

begnügen. Ein ausgesprochenes Wasserbedürfnis zeigt die Gemse nicht, dagegen nimmt sie gern Salzlecken an. Da das Gamswild oftmals Pflanzenwolle und auch Haare des eigenen Körpers zu sich nimmt, bleiben diese unverdaulichen Stoffe vielfach im Magen liegen, wo sie sich zu runden Kugeln von Walnuß- bis Hühnereigröße zusammenfilzen und in diesem Zustande vom Weidmann als „Gamskugeln" bezeichnet werden; sie wurden in früheren Zeiten als Allheilmittel gegen allerlei Krankheiten und Gebrechen sehr geschätzt.

Die im dritten Lebensjahr fortpflanzungsfähigen Geißen setzen nach einer Tragzeit von 21 Wochen Ende April oder Anfang Mai das erstemal ein Kitz, später aber gewöhnlich deren zwei. Die Brunftzeit fällt in die Zeit von Ende Oktober bis in den Dezember; dabei werden unter den Böcken vielfach harte Kämpfe ausgefochten, wobei sie wie die Ziegen hochgebäumt mit den Hörnern aufeinander losgehen und auch ihren dumpfen, blökenden Brunftlaut hören lassen. Die Brunft bringt bei den Gemsen eine ähnliche Bewegung in das Rudel, wie wir es bei den Hirschartigen kennengelernt haben.

Durch ihr Vorkommen in den unzugänglichen Einöden der Gebirgswelt ist die Gemse einigermaßen vor Feinden geschützt. Ihre Schnelligkeit im unwegsamen Gelände verschafft ihr andern Geschöpfen gegenüber eine große Überlegenheit. Zudem hat sie in ihren Krickeln eine nicht zu unterschätzende Waffe, die sie geschickt zu führen weiß. Erwachsenen Gemsen wird in Mitteleuropa nur der Steinadler gefährlich, während sich Fuchs, Uhu und Kolkrabe nur an Kitze heranwagen. In andern Gebieten ihres Vorkommens stellen ihnen an geeigneten Stellen der Bär, der Wolf, der Luchs und die Wildkatze nach. Als schlimmster Feind aber kann der Wilddieb gelten. Unter den Krankheiten nimmt die Räude als gefährlicher Würger die erste Stelle ein: durch sie wurden oft ganze Bestände dieses anmutigen Wildes dahingerafft. Die Art der Räudemilbe ist die gleiche, die auf Ziegen und Schafen schmarotzt. Ein wirksames Mittel gegen diese bei frei lebendem Gamswild auftretende Seuche gibt es noch nicht, es sei denn, daß die erkrankten Stücke abgeschossen würden, je schonungsloser, um so besser. Weiter wurden Fälle von Klauenseuche bekannt, ebenso, aber seltener, der Milzbrand. Der Befall von Lungenwurmseuche hat wiederholt in die Bestände große Lücken gerissen. Durch Blasenwürmer wird manchmal die Drehkrankheit verursacht, die die von unserem Hausvieh her bekannten Erscheinungen hervorruft.

Es ist leicht verständlich, daß der Jagd auf das Gamswild von jeher besondere Wertschätzung beigemessen wurde, handelt es sich doch nicht nur darum, ein edles, überaus scharfsinniges und gewandtes Wild zu überlisten, sondern auch manchmal außerordentliche körperliche Anstrengungen und Strapazen zu ertragen. Ein Gamsjäger muß daher ein ganzer Mann sein, der für das Jagdvergnügen sein Leben in die Schanze schlägt. Dies gilt vornehmlich von der Pirsch, die sehr hohe Anforderungen an den Weidmann stellt. Indes wird auch der Anstand an den Wechseln des Wildes ausgeübt. Als günstigste und ergiebigste Jagdart hat jedoch das Treiben zu gelten, zumal das Gamswild verhältnismäßig leicht der Menschenkette ausweicht. Die Jagd auf das Gamswild hat besondere Reize durch den Umstand, daß sich vielfach unerwartete Zufälle beim Erscheinen des Wildes ereignen. Beim sogenannten Riegeln versuchen nur einige Treiber, das Wild zum Schützen in Schußnähe zu bringen. Gelegentlich wird auch die Jagd mit der Gamshaube ausgeübt, wobei der Schütze eine weiße Zipfelmütze trägt, auf der ein Paar Gamskrickeln befestigt sind. Diesen Aufputz läßt der Jäger über einen Felsblock hinwegragen und versucht damit brunftige, eifersüchtige Böcke heranzulocken, um ihnen die Kugel anzutragen.

Die Jagd auf Gamswild beiderlei Geschlechts und Kitze kann gemäß den gesetzlichen Bestimmungen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Juli betrieben werden. Im Jagdjahr 1936/37 wurden in deutschen Wildbahnen 638 Böcke und 317 Geißen erlegt. Diese Strecke wird sich in Zukunft durch den Anschluß der Ostmark an das Mutterland sehr erheblich erhöhen. Der Hauptnutzen der Gamsjagd liegt keineswegs im Wildbret dieses Tiers, vielmehr in den durch die Pachten erzielten Summen und der Besoldung des Treibpersonals. Über den Geschmack des Wildbrets gehen die Meinungen sehr auseinander. Das Leder wird zu feinen Arbeiten, vornehmlich Handschuhen und Beinkleidern, verwandt.

Wenn bei dem Gamswild auch nicht von einer ausgesprochenen Hege die Rede sein kann, so leisten in strengen Wintern, wenn über das Wild Zeiten der bitteren Not hereinbrechen, Fütterungen von Heu, in Schoberform aufgestellt, doch ausgezeichnete Dienste. Außerdem ist die Anlage von Salzlecken sehr empfehlenswert, die vom Gamswild mit Gier angenommen werden. Einen eigentlichen Schaden verursacht das Gamswild in den wirtschaftlich unwichtigen Einöden des Gebirges kaum. Dagegen entschädigt es auf der andern Seite reichlich durch die Schönheit und Anmut seines Wesens und die hohen Freuden, die es dem Jäger bietet und die ihn zum ganzen Mann werden lassen. Dank der gerade in Deutschland vorbildlich geregelten Schutz- und Schongesetze wird unser Wild der deutschen Jägerschaft für alle Zeiten erhalten bleiben; als schönste Frucht dieser Bestrebungen kann die Tatsache gelten, daß unser Vaterland über den weitaus besten und stärksten Gamswildbestand der ganzen Welt verfügt!

Das Steinwild

Wenn wir unter dem Großwild unserer Heimat Umschau halten, werden wir die Wahrnehmung machen, daß sich von einer einstmals reichen und urwüchsigen Tierwelt nur ein erschreckend geringer Bruchteil erhalten hat, ja, daß manche Geschöpfe vom Erdboden getilgt wurden und für uns und unsere Nachfahren für alle Zeiten unwiederbringlich verloren sind. Auerochs und Wildpferd gehören der Vergangenheit an; der Wisent hat aufgehört, in der Freiheit zu bestehen; seine geringen Bestände werden durch planmäßige Hege wieder aufzubauen versucht. Der Elch hat im äußersten Nordosten unserer Heimat eine Freistatt gefunden. Auch für das große Raubwild, den Bären, den Luchs und die Wildkatze, ist in unserer Heimat kein Platz mehr. Ihr Schicksal teilen die verwegenen Beherrscher des Luftreichs, Steinadler und Lämmergeier. Zu den am Rande des Unterganges stehenden Geschöpfen gehört auch das edle, stolze Steinwild; eine Beschreibung trägt daher fast das Gepräge eines Nachrufes. Diese Tatsache ist um so erschütternder, als zur Vernichtung des Bergwildes neben schnöder Gewinnsucht der Aberglauben enghirniger mittelalterlicher Kurpfuscherei führte. Auch mit dem Zunehmen der Technik geht die Vernichtung der Tierwelt gleichen Schritt. Rudel- und herdenweise wurden die schutzlosen Geschöpfe aus sicherem Hinterhalt niedergestreckt und ganze Länder ihres schönsten Schmuckes beraubt. Viele Tierformen fielen der völligen Vernichtung anheim; Geschöpfe, die wir unsern Nachfahren lebend niemals wieder vor Augen führen können. Übrig bleiben einige billige Bälge und Knochenbündel. In den naturkundlichen Leichenhallen und Schauhäusern unserer Städte werden sich unsere Nachfahren noch die letzten Reste einer Tierwelt betrachten können, die einstmals in Schönheit und Glanz den Erdball bevölkerte. Der Rest ist Schweigen! –

Zur Zeit des Römischen Reiches hatte das Steinwild in der Alpenwelt noch eine weite Verbreitung. Als Beweis dafür kann der Bericht Julius Capitolinus' gelten, nach dem Kaiser Gordian I. 200 lebende Steinböcke auf einmal in die Arena zu den römischen Kampfspielen ließ. Albertus Magnus erwähnt das Steinwild für das 13. Jahrhundert als häufig in den Alpenländern. In der Folgezeit aber gingen die Bestände stark zurück. An ihrer Vernichtung beteiligten sich in brüderlicher Gemeinschaft die Herren des Landes, Raubschützen und Wilderer. Aber sie trieb nicht nur die Jagdlust oder die Habgier, sondern der Gewinn des Gehörns, des Blutes, der Herzknochen und der Bocksteine, die damals als kräftigende Heilmittel galten und sehr begehrt waren. Heute lebt von dem riesigen Steinwildbestand der Alpenwelt nur noch ein kärglich Häuflein in den italienischen Alpen, im Aostagebiet südlich des Montblanc, wo es unter strenger gesetzlicher Überwachung eine letzte Freistatt gefunden hat. Die Rettung des letzten Steinwildes ist ein Verdienst Viktor Emanuels II. Auch Kaiser Franz Joseph versuchte, einen Bestand im Höllengebirge in Oberösterreich einzubürgern und zu hegen, doch entsprachen die Ergebnisse nicht den Erwartungen. Bessere Erfolge erzielte der Fürst Pleß im Jahre 1876 mit einem geringen Bestand im Tännengebirge im Salzburgischen, der sich indes stark vermischte und später in den Besitz des Fürsten Hohenlohe-Öhringen überging und in der Hohen Tatra angesiedelt wurde. Im Jahre 1936 wurde ein Stamm Steinwild in den bayrischen Alpen ausgesetzt.

Wie alle Gebirgstiere unserer Heimat, so war auch das Steinwild in der Diluvialzeit ein Bewohner der Niederung, der erst später nach den Eiszeiten mit dem Rückgang der Vergletscherung Mitteleuropas sich in die höheren Lagen zurückzog und hier als wenig empfindliches, dem Bergleben angepaßtes Tier verblieb. Andere Formen zogen schrittweise dem zurückweichenden Eise nach und verbreiteten sich weiter nach Norden. Aus allen vorzeitlichen Funden geht hervor, daß das Steinwild im östlichen Alpengebiet seinen Hauptwohnsitz hatte.

Der zu den echten Wildziegen gehörige Alpensteinbock, Capra ibex, ist von gedrungenem, kräftigem Wuchs, auch die Halspartie und die Gliedmaßen sind kräftig und muskulös. Der verhältnismäßig kleine, hohe Kopf hat ziegenartigen Charakter und trägt auffallend kurze Gehöre. Einen stolzen Schmuck verleiht dem Bock das stattliche Gehörn, das eine Länge von rund 1 m erreicht, leicht sichelförmig gebogen ist und nach oben stark auseinanderläuft. Das einzelne Horn ist im Querschnitt viereckig gerundet und trägt auf der Vorderseite stark erhabene, in gleichem Abstand übereinanderliegende, nach oben schwächer werdende Wülste. Als ein wichtiges Merkmal zur Unterscheidung anderer fremdländischer Steinbockarten hat die verhältnismäßig gestreckte Form des Gehörns und vor allem die stets sehr kurze, gerade und stumpfe Spitze zu gelten. Die Geißen haben wesentlich geringere, nur etwa 20 cm lang werdende, flachere und schwächer geringelte Hörner. Die Trophäe eines kapitalen Bockes kann ein Gewicht von 15 Kilo erreichen.

Wie bei den andern Wildarten wechselt auch beim Steinwild die Körperfärbung mit den Jahreszeiten. Im Sommer zeigt das Haarkleid am Körper lebhaftere, gelblichrotbraune Tönung, während Nase und Stirn braune, die Wangen gelbliche, die Lippen weißliche, der Hals mehr graue, die Hinterschenkel rostige und der Unterleib wieder weißliche Färbung tragen. Über die Rückenmitte verläuft ein dunkelbrauner Aalstrich. Im Winter ist die Behaarung wesentlich länger und düsterer, von mehr dunkelbrauner Tönung. Zudem trägt der starke Bock in der harten Jahreszeit einen kleinen, runden Stutzbart. Als Körperlänge für starke Böcke können 1,40 bis 1,60 m, als Schulterhöhe 85–90 cm und als Schwanzlänge etwa 12 cm angegeben werden. Das Gewicht starker Böcke beträgt etwa 100 Kilo. Die Geißen sind wesentlich schwächer.

Das gesellig, in Rudeln von 6–15 Stück lebende Steinwild steigt in der Nacht zur Äsung gewöhnlich in die hohen Bergwälder hinab, doch entfernen sich die Rudel nicht weit von ihren Zufluchten auf Schroffen und Graten. Mit der Morgendämmerung ziehen sie wieder in höhere Lagen, um den Tag über auf hohen, unzugänglichen Klippen und Spitzen ruhend und wiederkäuend zu verbringen. Alte, einsiedlerisch oder in kleinen Sprüngen lebende Böcke stehen gern auf hohem Fels, um oft stundenlang talab Umschau zu halten. Hierbei bieten sie mit ihrer trotzigen Gestalt und dem Säbelgehörn inmitten der romantischen Gebirgswelt überaus malerische Bilder. Während das Steinwild in der wärmeren Jahreszeit bis in die höchsten Höhen der Gletscherwelt hinansteigt, zieht es sich zu Beginn des Winters in tiefere Lagen zurück, um seinen Stand zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung in Bergwäldern zu nehmen. Dort bietet sich ihnen noch ein gedeckter Tisch in Gestalt von Jungtrieben, Flechten und Moosen, außerdem äsen sie in den Waldgebieten gern Fallfrüchte. Während des Sommers besteht die Äsung des Steinwildes vorwiegend aus Trieben von Tannen, Laubbäumen und Büschen, außerdem werden gern Riedgräser und Mutterkräuter genommen. An salzigen Felsen lecken die Steinböcke oft stundenlang. Während der im Januar erfolgenden Brunft kommt es unter den starken Böcken zu heftigen Kämpfen. Die Tragzeit währt nur sechs Monate, denn manchmal werden die Lämmer bereits in der zweiten Hälfte des Juni beobachtet; die Setzzeit währt bis Anfang Juli. Meist kommt nur ein katzengroßes, wollhaariges Junges zur Welt, das in unzugänglichen Felslabyrinthen gesetzt wird und der Alten sofort nach der Geburt in die Gebirgswelt folgt.

In der Fähigkeit des Springens, Kletterns und Klimmens übertrifft das Steinwild die Gemse um ein beträchtliches. Die

26 Alpensteinbock

Schnelligkeit und Sicherheit der Fortbewegung in allen Teilen des Hochgebirges ist erstaunlich. Kraftvollen und sicheren Schrittes überwinden die Tiere alle Hindernisse und Fährnisse der Gesteinswelt. Die steilsten Felswände erklimmen sie mit spielender Leichtigkeit, Abgründe erschrecken sie nicht, und breite, klaffende Bergspalten nehmen sie mit sicherem Sprung. Mit Begeisterung erzählt ein Beobachter, wie er im schwierigsten Gelände einen Steinbock neben einer Gemse flüchten sah. Während die kleinere Gemse sich nur in vorsichtigen Zickzacksprüngen fortbewegen konnte, raste der Steinbock über den Klippenhang in gerader Linie, ohne daß ihm die geringste Anstrengung anzumerken gewesen wäre. Steinwild fußt auch meisterhaft auf den geringsten Vorsprüngen, die für das menschliche Auge kaum wahrnehmbar sind. Dazu ist es mit noch feineren Sinnen als das Gamswild ausgestattet, so daß seine Überlistung nur in seltenen Fällen möglich ist. Solche geistigen und körperlichen Vorzüge sind für die Kinder der Bergwelt zur Daseinsmöglichkeit aber auch notwendig, nicht nur, um die spärliche Äsung an allen gefährlichen und unzugänglichen Stellen der Gebirgswelt zu erlangen, sondern auch, um ihren Feinden zu entrinnen. Und Feinde gibt es auch für diese Geschöpfe hier oben in der stillen Einöde. Weniger zwar stellen ihnen größere Raubtiere nach, denn nur selten wagt sich der Luchs oder die Wildkatze in die heimatlichen Höhenlagen des Steinwildes. Um so gefährlicher aber werden ihnen die Raubritter der Luft, Steinadler und Lämmergeier, die indes in unserem Vaterlande leider schon zu Sagengestalten geworden sind. Beide Luftriesen verstehen es meisterhaft, die Lämmer mit ihren riesenstarken Fittichen in gähnende Abgründe zu schleudern, wobei allerdings die Muttergeiß erbitterten Widerstand leistet und das Kleine mit ihrem Körper vorzüglich zu schützen weiß. – Als Stimme ist ein gedehnter Warnpfiff bekannt, während bei Schreck ein kurzes Niesen und bei Zorn ein lautes schnaubendes Blasen durch die Nasenlöcher hervorgebracht wird. Die Lämmer haben gleich unseren Ziegen eine meckernde Stimme.

Der höchste Preis aller Hochgebirgsjäger ist das Erbeuten eines kapitalen Steinbockes; er kann heute keinem gewöhnlichen Sterblichen mehr zuteil werden, denn das Jagdmonopol auf diese dem Aussterben geweihte Wildart haben sich die italienischen Herrscher gesichert. Nun sorgen streng durchgeführte gesetzliche Maßnahmen dafür, daß dieses einstmals weitverbreitete Gebirgswild in einer letzten Zufluchtsstätte der Nachwelt erhalten bleibt. – Als Voraussetzung für den zünftigen Steinbockjäger haben ein vorzüglich geschulter, stählerner Körper, eiserne Nerven sowie Mut und Geistesgegenwart zu gelten, denn die Jagd auf dieses Wild ist eine einzige Kette von Anstrengungen und Gefahren. Gewöhnlich zogen die Steinwildjäger, mit Lebensunterhalt für einige Tage versehen, sowie einer Doppelbüchse und einem Fernrohr ausgerüstet, tagsüber bergan, so daß sie abends in die Nähe des Standplatzes der Tiere gelangten, um die Nacht unter freiem Himmel zu verbringen. Die Färbung ihrer Kleidung war steingrau gewählt und glich daher täuschend der Umgebung. Am nächsten Morgen versuchte der Jäger, einen der einzelnen Steinböcke auszumachen, die gern auf hoher Warte stehen, sich vom Morgenwind durchlüften lassen und talabwärts äugen. Nun gilt es, auf Umwegen den Kapitalen anzupirschen, wobei die Windrichtung in erster Linie zu beachten ist, denn unter den Sinnen des Steinwildes ist der Geruch am besten ausgebildet. Aber welche halsbrecherischen Pfade müssen bei dieser Hochtour genommen werden, welche Hindernisse überwunden werden! Es gehört ein überaus scharfsinniger, muskelgestählter Mann dazu, sich unter voller Deckung bis auf Schußweite an das argwöhnische

37 *Alpensteinwildrudel*

28 *Kapitaler Steinbock*

29 *Muffelwidder*

Wild heranzupirschen und ihm die Kugel anzutragen. Die Bergung der Beute stößt auf ähnliche Schwierigkeiten wie das Anpirschen. –

Vielfach wurde die Jagd auch durch Ansitz auf den Wechseln des Wildes betrieben. Der Jäger mußte dann bestrebt sein, noch vor Morgendämmern seinen Stand zu erreichen, an dem bei Sonnenaufgang das Steinwild tagein, tagaus vorüberzog, um in tiefere Lagen zum Asen zu gelangen. Gelegentlich wurden von den Jägern auch solche Wechsel bezogen, die von der Herde zwangsläufig begangen werden mußten, um zu ihren Asungsplätzen zu gelangen. Der als hervorragender Steinwildjäger bekannte König Viktor Emanuel von Italien, dem wir die Rettung des Steinwildes zu verdanken haben, jagte fast immer auf dem Trieb, wobei vorausgesetzt war, daß den Jagdleitern das Gelände und die Gewohnheiten, vornehmlich aber der Wechsel des Wildes aufs genaueste bekannt waren. Die Schützen hatten vor Beginn des Treibens ihre Plätze eingenommen und saßen schußbereit, durch Felsblöcke und Steine verblendet. Gewöhnlich wurden die aufgescheuchten Tiere gegen die Moränen eines Gletschers getrieben, von wo aus der König und seine Jagdgäste 8–10 Böcke zur Strecke brachten.

Daß die gesetzlichen Bestimmungen über die Jagd, die wirtschaftliche Bedeutung und die Hege des Steinwildes keiner Erörterung bedürfen, geht aus unsern Ausführungen eindeutig hervor.

Das Muffelwild

Wer in den malerischen Höhenzügen des Harzes seinen Sommeraufenthalt nimmt und den weiten Waldungen des Harzgeroder Forstes einen Besuch abstattet, wird nicht wenig erstaunt sein, plötzlich auf einer Lichtung seltsamem Getier gegenüber zu stehen, das ihm völlig fremd erscheint, da es nicht zu unserer Fauna gehört. Diese gedrungen gebauten Geschöpfe sind wesentlich größer und stärker als ein Reh und tragen fuchsigrotbraune Körperfärbung, die am Kopfe in fahles Aschgrau übergeht. Geäse, Läufe, Unterkörper und Schwanzseiten aber tragen leuchtendweiße Färbung. Ein besonders starkes Stück fällt durch seinen mächtigen Kopfschmuck auf, der vom Scheitel ab in großen Schneckenwindungen nach außen gedreht, mit feinen Ringen geziert ist und sich nach den Spitzen zu verjüngt. Dieses Stück ist zudem durch eine kurze, hirschartige Mähne und leuchtendweiße Sattelflecke an den Körperseiten ausgezeichnet. Die kleineren Tiere entbehren des Kopfschmuckes; es sind Weibchen, während jüngere Männchen nur handlange, unvollkommene Gehörne tragen. So steht das zwanzig Kopf starke Rudel und äst vertraulich von den saftigen Gräsern der kleinen Waldwiese.

Diese schmucken, schafartigen Geschöpfe entstammen nicht der deutschen Wildbahn, vielmehr sind es von den im Westen Italiens liegenden Rieseninseln Korsika und Sardinien eingebürgerte Fremdlinge. Trotz der scharfen Sinne und der angeborenen Scheu sind die ursprünglichen Bestände dieser sogenannten Mufflons in ihrer Heimat durch die starke Verfolgung so stark zusammengeschmolzen, daß ihre Ausrottung zu befürchten ist, wenn nicht scharfe Schutzmaßnahmen zur Rettung der Art ergriffen werden. Obwohl das Erlegen der Mufflons auf den Inseln verboten ist, fallen sie noch ständig der Kugel wildernder Raubschützen zum Opfer. Dennoch ist jetzt eine Gewähr dafür geboten, daß diese

stattliche Wildart nicht vom Erdboden getilgt wird, selbst wenn der letzte Mufflon in seiner Heimat durch das Rohr eines wildernden Korsen auf die Decke gelegt würde, denn es bestehen heute an mehreren Stellen Mitteleuropas ansehnliche Mufflonbestände, die von eingebürgerten Stücken stammen. Schon Mitte des vorigen Jahrhunderts fand das bei uns unter dem Namen Muffelwild bekannte sardinisch-korsikanische Wildschaf wegen seiner vielen Vorzüge Eingang im Lainzer Tiergarten bei Wien, wo bereits nach zwanzigjähriger Hege über 60 Böcke abgeschossen werden konnten. Mit später in Ungarn ausgesetzten Mufflons konnten dieselben günstigen Erfahrungen gewonnen werden. Die dortigen Bestände zählen nach vielen Hunderten, und ihre Gehörne haben sich teilweise zu wesentlich stärkeren Trophäen entwickelt, als sie die Heimat dieses Wildes hervorbrachte.

Von den Vorzügen, die das Muffelwild zur Einbürgerung in unseren Wildbahnen begehrenswert erscheinen lassen, seien vornehmlich die Heimattreue dieses Wildes genannt, denn es wechselt aus dem einmal angenommenen Revier nur selten aus; ferner fügt es den Kulturen keinerlei Schaden zu, was von den einheimischen Wildarten oft sehr unangenehm vermerkt wird; außerdem paßt es sich den klimatischen Verhältnissen vorzüglich an und pflanzt sich regelmäßig fort. Angenehme Beigaben sind dazu sein vorzügliches Wildbret und seine stattliche äußere Erscheinung, die es zu einem Schmuck der Landschaft werden läßt. Diese in Österreich und Ungarn gewonnenen günstigen Erfahrungen ermutigten einzelne deutsche Forstverwaltungen, einen Einbürgerungsversuch mit dem Fremdling zu unternehmen, und so wurden im Jahre 1903 in der Göhrde in der Provinz Hannover, im Jahre 1906 im Harzgeroder Revier und später noch im Taunus und in anderen Gebieten eine Anzahl Mufflons mit gutem Erfolg ausgesetzt. Dabei gab es für den Weidmann und Forscher insofern eine Überraschung, als die gewissermaßen von Hause aus bergbewohnenden Tiere nicht die schroffen Klippen und steilen Hänge bezogen, sondern das Stangenholz in ebenen Waldungen oder auf den Höhenzügen bevorzugten. So erwarb dieses in seiner Heimat hartbedrängte Geschöpf Heimatrecht in Deutschland. In welcher vorzüglichen Weise das Muffelwild in seiner neuen Heimat gedeiht, beweist die Tatsache, daß im Jahre 1938 nicht weniger als 2500 Stück in deutschen Wildbahnen gezählt werden konnten.

Das unter dem wissenschaftlichen Namen Ovis musimon bekannte Muffelwild erreicht im männlichen Geschlecht eine Körperlänge von 120 cm und eine Schulterhöhe von etwa 70 cm, während der Stummelschwanz nur eine Länge von 10 cm aufweist. Das Gewicht erreicht in unaufgebrochenem Zustand 45 Kilo. Die Schafe, also die Weibchen, bleiben erheblich geringer und sind ungehörnt oder tragen nur kleine, bis 5 cm lange Hörner. Das einzelne Horn eines kapitalen Bockes kann eine der vorderen Rundung entlang gemessene Länge von 85 cm und ein Gewicht von 5 Kilo erreichen.

Das Muffelwild steht tagsüber vorwiegend in den Dickungen des Waldes und tritt erst, ähnlich unseren Hirschen, abends auf die Wiesen oder in die lichten Bestände, um der Äsung nachzugehen und gegen Morgen wieder seinen Stand im Walde aufzunehmen. Als Äsung werden harte Gräser, Heidekraut, Ginster usw. genommen. Ein älteres Schaf übernimmt stets die Führung des Rudels. Die eingangs beschriebene lebhafte Sommerfärbung der Decke weicht mit dem Eintreten der harten Jahreszeit einer düsterbraunen Farbe, wobei Kopf, Kehle, Brust und die Außenseiten der Läufe eine sehr dunkle, fast schwarze Tönung annehmen. Die Brunft fällt in unsern Breiten in die Zeit von Oktober bis Dezember, wobei die Böcke heftige Kämpfe ausfechten. Nach einer fünfmonatigen Tragzeit setzen die Schafe Ende März bis Mitte April ein Lamm; selten wurden Zwillinge beobachtet. Fährten und Losung sind schafartig. Für das Muffelwild gelten dieselben Feinde wie für Dam- und Rehwild. Sehr anfällig sind die frisch gesetzten Lämmer gegen Nässe, und manche Verluste sind durch regnerische Frühjahre in den Beständen eingetreten. – An Krankheiten wird das Muffelwild von der sogenannten Schleuderkrankheit befallen, deren Erreger allerdings noch nicht genügend erforscht ist. Von Parasiten ist der Befall von Holzböcken oft beträchtlich; auch unter Stechfliegen haben die Herden zu leiden.

Das Muffelwild zählt zur hohen Jagd, und demgemäß werden dafür alle die Jagdarten angewandt, die auch für das übrige Schalenwild der hohen Jagd gebräuchlich sind. – Der weidmännische Ausdruck für das Gehörn ist Schnecke, für das Männchen Bock oder Widder, für das Weibchen Schaf und für die Jungen Lämmer, die andern Bezeichnungen decken sich mit denen unseres Schalenwildes. Die Jagd auf Muffelböcke kann vom 1. August bis 31. Januar, auf Muffelschafe und -lämmer vom 16. Oktober bis 31. Januar betrieben werden. – Im Abschußjahr 1936/37 wurden in Deutschland 103 Muffelböcke und 85 Muffelschafe und -lämmer zur Strecke gebracht.

Das Schwarzwild

Zur Familie der Schweine werden solche nicht wiederkäuenden Paarhufer gezählt, die sich durch mittelgroße, plumpe Gestalt, mäßig lange, aber kräftige Glieder und einen vorn in einem stumpfen Rüssel endigenden, zugespitzten Kopf auszeichnen. Kleine Augen und große, lang behaarte Ohren sind weitere Merkmale der Familie. Der Körper trägt eine starke Haut und ist meist in ein dichtes Borstenkleid gehüllt, das auf dem Rücken oft zu einer Mähne und an dem mäßig langen, dünnen Schwanz zu einem Pinsel verlängert ist. Vorder- und Hinterläufe tragen je vier Zehen, von denen indes nur die beiden mittleren den Boden berühren. Im Gebiß fallen die stark verlängerten Eckzähne auf; von ihnen sind die oberen aufwärts und vorwärts gerichtet, während die wesentlich größeren unteren beim Keiler weit aus dem Gebrech hervorragen und sich nach oben und hinten biegen. Die Bachen tragen geringere Gewehre.

In dem Wildschwein, Sus scrofa, unserer Heimat lernen wir den Stammvater unseres Hausschweines kennen. Die Gattung und Art trägt die eben gekennzeichneten Merkmale der Familie. Als eigentümlich hat das Gebiß zu gelten, das in jeder Hälfte des Ober- und Unterkiefers drei Schneidezähne, einen Eckzahn, vier Vorbacken- und drei echte Backenzähne aufweist und durch folgende Formel wiederzugeben ist:

$$\frac{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3} = 44.$$

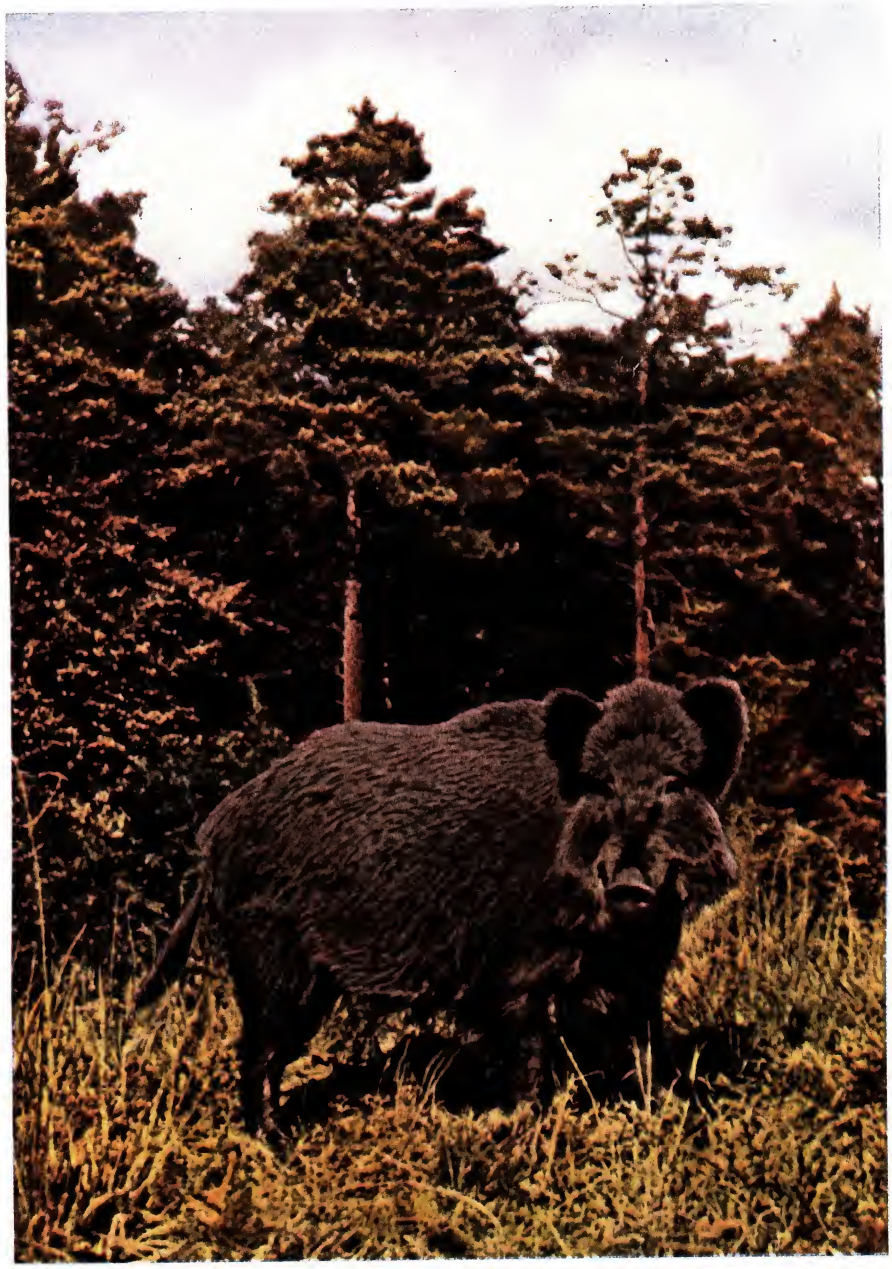
Da die Größe und das Gewicht des Wildschweins nach dem Vorkommen, der individuellen Veranlagung und der Nahrung wechseln, nehmen wir Durchschnittszahlen zur Grundlage, die für die Körperlänge mit 1,35 m, für die Schulterhöhe mit 0,85 m, für die Länge des Schwanzes mit 25 cm und das Gewicht mit 175 Kilo für den Keiler angegeben werden können. Bachen bleiben in der Größe und im Gewicht wesentlich zurück. – Das Wildschwein führt seinen Namen „Schwarzwild" besonders im Winter zu Recht, denn in dieser Jahreszeit nimmt es eine gleichmäßig schwarzgraue Färbung an, während sich das Haarkleid im Sommer zu einem fahlen bis rostigen Braun aufhellt. Da die einzelnen Haare gelbliche und rötliche Ringe und Spitzen tragen, erhält die Grundfärbung ein meliertes Aussehen. Nach den Schalen zu wird sie meist dunkler, fast schwarz, auch tragen die Gehöre meist dunklere Färbung als der Körper, während sie am Gesicht wieder aufhellt und gelbliche Tönung zeigt. Rein

schwarze Färbung weisen der Wurf, die Schalen und der Bürzel auf. Völlig abweichend von den alten Wildschweinen sind die Frischlinge gefärbt, denn sie tragen bis zum 6. Lebensmonat auf leuchtend gelbrotem Grunde weiße und gelbliche Längsstreifen und Flecke. Gelegentlich treten Farbabweichungen auf, vornehmlich weiße, schwarzgescheckte und schwarze, weißgescheckte Stücke. Auch weiße, graue und rostfarbene Wildschweine wurden bekannt, doch liegt bei solchen Farbvarietäten der Verdacht auf eine Kreuzung mit dem Hausschwein nahe. –

Über die Stammesgeschichte des Wildschweins ist kurz zu sagen, daß als erste Urväter in der ältesten Tertiärzeit Westeuropas nicht weniger als vier Gattungen vorkamen, deren Knochenreste große Ähnlichkeit mit denen der heute lebenden südamerikanischen Nabelschweine zeigen. Nach dem Aussterben dieser ursprünglichen Formen erschienen unser Wildschwein und eine verwandte Form, die aber wieder vom Erdboden verschwand. Die vorzeitlichen Wildschweine waren meist von größerem Ausmaß als die heute lebenden Formen, während das sogenannte Torfschwein als Haustier der Bewohner der Pfahlbauten eine Rolle spielte, aber als gezähmter Abkömmling unseres Wildschweins keine sonderliche Größe erreichte.

Ehe wir uns mit den Lebensgewohnheiten des Schwarzwildes beschäftigen, erscheint es geboten, die weidmännischen Ausdrücke einer näheren Betrachtung zu unterziehen, da die meisten Bezeichnungen mit denen des andern deutschen Schalenwildes nicht übereinstimmen. So heißt das Schwarzwild beiderlei Geschlechts im ersten Lebensjahr „Frischling", im zweiten „Überläufer", später aber das Männchen „zweijähriger" und „dreijähriger Keiler", dann vierjährig „angehendes", fünfjährig „hauendes" oder „gutes" und vom siebenten Jahre an „Haupt-" oder „grobes Schwein". Die Bezeichnung „Basse" wird für den fünfjährigen Keiler angewandt. Wenn das Überläuferalter überschritten ist, gelten für das weibliche Schwarzwild die Ausdrücke „zweijährige", „starke" und „grobe Bache". Nach der Rauschzeit, in der die Sauen sich paaren, setzt oder frischt die Bache 5–12 Frischlinge, aus denen nach Jahresfrist Überläufer werden. Der Rüssel wird Gebrech genannt; er trägt an der Spitze den Wurf. Die Hauer bilden das Gewaff oder Gewerf, und zwar werden die oberen als Haderer und die unteren als Gewehre bezeichnet, mit denen die Keiler „wetzen". Die Hauzähne der Bache heißen Haken. Außerdem trägt das Schwarzwild statt der Ohren Gehöre, statt der Haare Borsten, statt des Fells eine Decke oder Schwarte, statt des Schwanzes den Bürzel und statt der Rückenmähne den Kamm. Die Hautpanzerung auf dem Schulterblatt führt den Namen Schild. Das Schwarzwild zieht in Rotten zum Fraß oder ins Gebreche, und zwar fressen sie die als Obermast bezeichneten herabgefallenen Baumfrüchte ebenso wie die Unter- oder Erdmast, also das, was ihnen der Erdboden bietet, nämlich Moose, Pilze, Schwämme und Kleintiere aller Art. Das im Revier steckende Schwein bricht sich den Kessel, suhlt im Schlamm und malt, sich reibend und schubbernd, am Malbaum, schiebt sich ein, wenn es das Lager bezieht, und fährt nach der Ruhe heraus. Auf der Jagd stellt sich das Schwein den Hunden, halten sie es mit den Zähnen fest, so packen die Hunde, die manchmal vom Keiler geschlagen werden. Es kommt auch vor, daß das Schwein den Jäger annimmt; dabei schlägt der Keiler nach dem Jäger, während die Bache beißt.

Wenn wir ein Stück Schwarzwild näher betrachten, werden wir die Wahrnehmung machen, daß sein so seltsam gestalteter Körper in allem auf Zweckmäßigkeit angelegt ist. Bei seiner Suche nach Freßbarem in und unter der Erde und beim Durchstoßen der Laub- und Moosdecke leistet der Rüssel mit der knorpeligen Flachscheibe, in der die Nasenlöcher verborgen liegen, vortreffliche Dienste, wogegen die mächtigen Hauer als Hammer, Brecheisen und Messer beim Herausreißen und Zerschlagen der



30 *Kapitaler Keiler*

harten Wurzeln dienen. Der kegelförmig zugespitzte Kopf, der kurze, aber kräftige Hals und der gedrungene, seitlich stark zusammengedrückte Körper befähigen das Wildschwein, das Dickicht, in dem es sich vorwiegend aufhält, sehr sicher und schnell zu durcheilen. Um dabei eine Verletzung der Augen zu verhindern, sind diese klein geblieben, tief gelagert und von Borsten bedeckt. Zum Schutze gegen die schmerzhaften Stiche von Dornen und Stacheln des Unterholzes trägt das Schwarzwild eine feste, dicke Schwarte. Zum besseren Laufen in sumpfigem und moorigem Boden, auf dem sich die Tiere gern aufhalten, sind ihre Zehen weit spreizbar, so daß sie für den schweren Körper breite Stützflächen schaffen und, aneinandergelegt, sich mühelos aus dem schlammigen Boden herausziehen lassen.

Obwohl der Mensch dem Schwarzwild als argem Schädiger der Kulturen den Kampf angesagt und ihm keine Schonzeit das ganze Jahr hindurch zugebilligt hat, wird es noch allerorts bei uns in freier Wildbahn und auch in Gattern angetroffen. Hier bevorzugt es als Aufenthaltsort feuchte und sumpfige Gegenden in der Nachbarschaft größerer, von dichtem Unterwuchs bestandener Wälder, die ihm auch junge, dicht verwachsene Nadelholzbestände zu ersetzen vermögen. In den Dickungen bereitet sich der alte Keiler sein Lager, indem er unter einem tief beasteten Nadelbaum oder einem Dornbusch das Erdreich aufwühlt, so daß eine Vertiefung entsteht, die mit Moos, Farn und Blattwerk angefüllt wird und ihm eine weiche Ruhestatt gewährt, die manchmal so tief liegt, daß sein Körper aus der Mulde nicht herausragt. Wenn sich die Abenddämmerung über das Gewälde senkt, werden die Sauen regsam, verlassen ihre Kessel und trollen ihrem Äsungsplatze zu, hier und da mit dem Gebrech den Boden aufwühlend, um einen schmackhaften Happen mitzunehmen. Indes sind die Wildschweine in der Nahrungsaufnahme keineswegs wählerisch, vielmehr nehmen sie alles Genießbare mit, was sich ihnen darbietet; so werden während des Sommers Pilze, Wurzeln und Farne ebenso gern gefressen wie tierische Nahrung, nämlich Mäuse, Jungvögel und Eier, Schnecken, Würmer, sowie Larven und Puppen von Kerbtieren. Droht die harte Jahreszeit mit ihrem Nahrungsmangel, so lassen sich die Wildschweine die Fallfrüchte der Kastanie, Eiche, Buche und Hasel munden. Daneben brechen die Sauen in verheerender Weise in die Getreide-, Kartoffel- und Rübenfelder ein, um ein völlig umgepflügtes, wüstes Gelände zu hinterlassen. Wie die andern tierischen Allesfresser verschmäht das Schwarzwild auch Kadaver nicht, ja, es soll bei Mangel an Nahrung selbst krankes und verletztes Wild anfallen und dabei auch die eigene Art nicht schonen.

Eine große Vorliebe zeigt das Wildschwein für Schlammbäder. Nach dem ergiebigen Wälzen und Wühlen im Morast setzt sich auf der Schwarte eine dicke Erdkruste fest, die einen vorzüglichen Schutz gegen Insektenstiche bietet. Haben die Sauen ihr Schlammbad beendet, so benutzen sie zum Scheuern bestimmte Stämme, die als „Malbäume" bezeichnet werden. Durch das heftige Reiben an Nadelholzbäumen bildet sich in der Schultergegend ein aus Harz und Erde bestehender fester Panzer, der dem Weidmann als „Schild" bekannt ist.

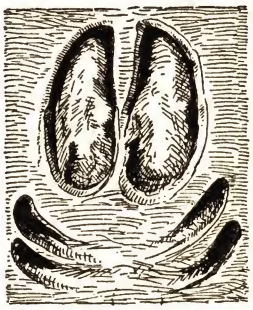
Während starke Hauptschweine den größten Teil des Jahres ein einsiedlerisches Leben führen, gesellen sie sich zu der im November beginnenden und bis in den Januar währenden Rauschzeit zur Rotte und tragen hier mit ihren Nebenbuhlern erbitterte Kämpfe aus. Innerhalb der Rotte herrscht nun reges Leben! Jüngere Keiler werden von den Hauptschweinen abgeschlagen und die Bachen in ständiger Bewegung gehalten. Die abgeschlagenen Keiler erscheinen manchmal in der Umgebung von Dör-

31 *Bache mit Frischlingen*

32 *Wildschwein im zweiten Jahr (Überläufer)*

fern, um sich mit den Hausschweinen zu vereinigen und Mischlinge zu erzeugen, die aber geringe Qualitäten aufweisen; denn solche Bastarde zeichnen sich durch große Reizbarkeit und geringe Mastfähigkeit aus. – Die Bachen setzen im April bis Mai, also nach 18–19wöchiger Tragzeit, 5–12 Frischlinge, und zwar erhalten jüngere Bachen durchweg eine geringere Anzahl als die älteren. Die erste Zeit birgt die Bache ihren Nachwuchs in einem weich mit Moos, Nadeln und Laub ausgepolsterten Kessel. Nach zwei Wochen führt sie ihre mit bunten Streifengewändern geschmückten, sehr beweglichen und possierlichen Sprößlinge zum erstenmal aus, und schnell lernen die Kleinen, mit ihrem Gebreche umzugehen. Sehr frühzeitig, schon mit 18 Monaten, sind die Überläufer fortpflanzungsfähig; seinen vollen Wuchs hat das Schwarzwild mit 5–6 Jahren erreicht.

Das Wohlbehagen bekundet das Wildschwein namentlich beim Fressen und Suhlen durch ein wohlgefälliges Grunzen. Bei Verdacht oder Gefahr stößt es ein scharfes Schnauben aus. Der Schmerzenslaut ist ein quiekendes Kreischen, das indes nur von den Bachen und jüngeren Keilern ausgestoßen wird; der ältere Keiler verhält sich auch bei überaus schmerzhaften Verletzungen völlig stumm. Frischlingen ist ein ähnliches Quieken eigen wie den Ferkeln. – Die Fährte hat mit der des Rotwildes einige Ähnlichkeit, doch sind die sehr langen Afterklauen, das Geäfter des Weidmannes, auch bei der langsamsten Gangart erkennbar, außerdem haben sie einen wesentlich breiteren Stand. Zudem zeigen die Schalen vielfach eine ungleiche Länge, da die inneren meist kürzer sind als die äußeren. Als Fährtenbreite für starke Sauen können 5–6 cm, für mittelstarke 3,5–4,5 cm und für Frischlinge 1,5 bis 2,5 cm angegeben werden. – Die dunkel gefärbte Losung wird in Strangform abgesetzt, doch lassen sich die einzelnen, etwa 3–4 cm dicken Kotkugeln deutlich erkennen. Seinen wenigen Feinden gegenüber behauptet sich das Schwarzwild durch eine gewisse Überlegenheit, denn dem kraftstrotzenden erwachsenen Keiler kann in unserm Lande kein Raubtier gefährlich werden. Dagegen fallen hier und da Frischlinge den vierbeinigen und geflügelten Raubrittern zum Opfer, und namentlich der Fuchs weiß durch vorsichtiges Überlisten gelegentlich einen Frischling im zarten Alter zu schlagen. In den außerdeutschen Verbreitungsgebieten des Schwarzwildes dürften vornehmlich der Wolf und der Luchs den halbwüchsigen Sauen und Frischlingen gefährlich werden, und auch Meister Petz wird sich hier und da einen Wildschweinbraten verschaffen, soweit sich ihm dazu die Gelegenheit bietet. Aber alle diese Räuber werden es auf einen Zweikampf mit einem so stark bewehrten Gegner wie einem Hauptschwein selten ankommen lassen. – Wie bei allen Tieren, die ungefährdet ihr Dasein führen können, die Natur einen Ausgleich im Kräfteverhältnis schafft und einer zu starken Vermehrung Einhalt gebietet, so wird auch unser Schwarzwild vielfach von Seuchen und Krankheiten heimgesucht, die im Bestande oft zu einem beachtlichen Aderlaß führen. Zum Glück werden die Schweinepest und der Milzbrand nur selten beobachtet, dagegen sollen die Schwarzkittel sehr empfindlich sein gegen Halsbräune, die sie gewöhnlich auch schnell dahinrafft. Da hier und da Finnenbefall nachgewiesen werden konnte, ist das Wildbret trichinen-



Trittsiegel und Fährte des Schwarzwildes

33 *Keiler in der Suhle*

schaupflichtig. Hinzu gesellen sich Lungen- und Magenwurmseuchen, die indes nur hin und wieder Lücken in den Bestand reißen. Als äußere Parasiten kommen vornehmlich zwei Räudemilbenarten in Frage. Durch das sofortige, rücksichtslose Abschießen der befallenen Stücke wird der Ausbreitung dieser Hautseuche Einhalt geboten. – Als grimmigster natürlicher Feind hat der Winter zu gelten. Wenn bei hohem Schneefall strenge Kälte einsetzt und den Sauen die Nahrungsquelle verschlossen wird, leiden die Tiere bittere Not. Sie vermögen mit dem Gebreche nicht an den futterspendenden Erdboden zu gelangen, außerdem zerschneiden sie sich an der der Oberfläche des Schnees aufliegenden Eiskruste die Läufe und fügen sich schwere Verletzungen zu, die häufig brandig werden und in harten Wintern ganze Bestände dahinraffen.

34 *Frischling „drückt sich"*

Seit alter Zeit galt die Jagd auf das Schwarzwild und vornehmlich das Erbeuten eines schweren Bassen als hochangesehenes, ritterliches Weidwerk. In welcher Weise der Anstand ausgeübt wird, haben wir beim Rotwild kennengelernt. Auch werden die Sauen auf dem Pirschgang erlegt, doch betreibt man alle diese Jagdarten weit weniger als das Weidwerken mit der Findermeute. Für viele Weidmänner bedeutet die Hetze mit der Findermeute die Krone des Jagens überhaupt. Die hierbei zur Verwendung gelangenden Hunde gehören keiner bestimmten Rasse an, sondern sind mit Schäferhund- oder Terrierblut eingekreuzt, um die erforderliche Schärfe zu erzielen. Neuerdings werden die wieder zu Ehren gelangten Bracken erfolgreich für die Saujagd mit der Findermeute verwendet. Diese Hunde setzen sich aus Findern und Packern zusammen. Ihre Tätigkeit bei der Jagd geht aus ihren Bezeichnungen hervor. Die Meutehunde haben eine einseitig harte Abrichtung erfahren, so daß sie nur die Fährte des Schwarzwildes halten, aber andere Wildfährten unbeachtet lassen. Verwegenheit, Mut und Entschlossenheit sind die bemerkenswertesten Eigenschaften der Packer. Sie haben den Keiler zu stellen und zu decken. Der Rüdemann, der Leiter der Meute, ist die wichtigste Person bei der Hatz auf Sauen mit der Meute, da von ihm das Gelingen der Jagd abhängt. Haben die Hunde den Keiler gestellt, also so umstellt und beschäftigt, daß er ortsgebunden ist, so wird er durch das Lautgeben der Meute vom Jäger leicht aufgespürt und erhält die Kugel. Angeschweißte und gedeckte Keiler werden mit der Saufeder abgefangen. – Häufig wird auch die Drückjagd auf Schwarzwild ausgeübt, wobei von Sauen besetzte Waldstücke und Dickungen durch einige Treiber abgeklopft und durchgetrieben werden, während auf der entgegengesetzten Seite einige Schützen gedeckt aufgestellt sind, die auf die austretenden Sauen zu Schuß zu kommen versuchen. Die meisten Sauen aber werden auf der Treibjagd erlegt.

Bei der Schädlichkeit des Schwarzwildes wurde den männlichen Sauen keine Schonzeit eingeräumt, während die Jagd auf Frischlinge führende Bachen vom 16. März bis zum 15. Juni gesperrt ist. Nach den Aufzeichnungen des „Jahrbuchs der Deutschen Jägerschaft" wurden im Abschußjahr 1936/37 in deutschen Gauen 36642 Stück Schwarzwild erlegt. Wegen seines starken Schadens betrachtet der Landwirt den Schwarzkittel als seinen Feind. Man hat ihm den Krieg erklärt und behandelt ihn wie ein Raubtier und schont nur Mutter und Kind. Der Forstmann dagegen sieht das Schwarzwild in seinem Bereich nicht ungern, denn hier macht es sich vielfach recht nützlich, indem es durch das Aufbrechen des Bodens die natürliche Besamung der verschiedensten Holzarten durch Schaffung eines geeigneten Keimbettes erleichtert und die Trockentorfbildung verhindert. Zudem wird das Schwarzwild nützlich durch Vertilgung der verschiedensten Schädiger der Forstwirtschaft in der Kerbtierwelt.

Wir haben gesehen, daß unser Schwarzkittel zur harten Jahreszeit oft bittere Not leiden muß. Der einsichtsvolle Weidmann schreitet dann zur Hege seines Wildes durch die Anlage von „Körnungen", nämlich zweckmäßig angelegten Futterstellen, die regelmäßig mit Eicheln, Bucheckern, Kastanien und Kartoffeln beschickt und von dem darbenden Wild gern angenommen werden.

Die Flossenfüßer oder Robben

Während die Wissenschaft früher die fleischfressenden und fischfressenden Raubtiere in der Ordnung der Raubtiere vereinigte, stehen heute die Robben oder Flossenfüßer als eigene Ordnung Pinnipedia neben den echten Raubtieren, Carnivora. Als ausgesprochene Meeresbewohner sind die Flossenfüßer dem Wasserleben aufs engste angepaßt, sie haben nämlich einen spindel- bis tropfenförmigen Körper, an dem durch einen Fettmantel sämtliche Unebenheiten ausgeglichen werden. Die Gliedmaßen sind zu regelrechten Flossen umgewandelt, da die fünf Zehen durch eine über das Nagelglied hinausgehende starke Schwimmhaut verbunden sind. Da die Arm- und Beinknochen stark verkürzt und weit in die Körpermasse einbezogen sind, wirken die verbundenen Zehenglieder im Wasser wie Ruderblätter. Beim Schwimmen werden die vorderen Gliedmaßen wie die Brustflossen der Fische gebraucht, während die hinteren durch Spreizen und Zusammenschlagen oder durch gleichmäßiges Hinundherschlagen in der Fortbewegung wie der Fischschwanz benutzt werden. Bei den echten Robben stehen die Hinterflossen starr nach hinten, während die Ohrenrobben und Walrosse die Hinterbeine in ihrem unteren Teile nach vorn umlegen können, wo-

durch sie sich auf dem Lande besser fortzubewegen imstande sind als die sehr unbeholfenen seehundartigen Geschöpfe.
Lange Ohren würden den Robben beim Schwimmen hinderlich sein, daher sind die äußeren Ohren zu winzigen Anhängen verkümmert oder fehlen. Dazu ist die Halswirbelsäule stark verkürzt, das Auge groß mit kugelig gewölbter Linse und Nickhaut, die Nasenlöcher verschließbar, die Körperbehaarung kurz und der Schwanz verstümmelt. Ein dicker Fettpanzer dient zum Tragen im Wasser und schützt vor Wärmeverlust. Da die Flossenfüßer das Gebiß nur zum Fangen, aber nicht zum Zerkleinern der Fischnahrung benötigen, tragen die ziemlich gleich großen Zähne nadelfeine Spitzen. Die vorzugsweise in den Küstengebieten der kalten und gemäßigten Zone beheimateten Robben kommen nur ans Land, um zu ruhen, um die Paarung vorzunehmen und die Jungen zu setzen. Sie vereinigen sich meist zu größeren Gesellschaften, um der Nahrung nachzugehen, die vorzugsweise aus Fischen, aber auch aus Krebsen und Mollusken besteht.

Der Seehund

Unter den deutschen Robben ist der Seehund, Phoca vitulina, die bekannteste. Er hat eine weite Verbreitung im ganzen Atlantischen Ozean, bewohnt bei uns die Küsten der Nordsee und den westlichen Teil der Ostsee, wird aber im Osten seltener gefunden und fehlt im Bottnischen Meerbusen. Unter den andern bei uns beheimateten Robbenarten ist der Seehund an der graugelblichen Grundfarbe zu erkennen; sie trägt viele kleine, rundliche dunkle Flecke, die sich indes nicht bis auf den hellgelben Bauch erstrecken. Der kurze, rundliche Kopf zeigt große, ausdrucksvolle Augen und mehrspitzige Backenzähne. Das Gebiß des Seehundes setzt sich folgendermaßen zusammen:

$$\frac{1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 2} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1}{2 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1} = 34.$$

Auffallend ist die Tatsache, daß die weiblichen Seehunde erheblich größer werden als die männlichen. Starke Weibchen erreichen eine Länge von 1,90 m und ein Gewicht von 75 Kilo. Da der Seehund nicht befähigt ist, seine Hinterflossen nach vorn umzulegen und als Fortbewegungsorgan zu benutzen, wird er gleich den andern Vertretern der deutschen Flossenfüßer zu den echten Robben gerechnet, denen auch ein äußeres Ohr fehlt. – Sehr unklare Angaben bestehen noch über die Paarungs- und Tragzeit unseres bekanntesten Flossenfüßers. Indes scheint es sich zu bestätigen, daß in den nördlichen Gebieten die Paarungszeit in den Frühherbst und in den südlichen Breiten in die Frühjahrsmonate fällt. Die Tragzeit wird auf 10–11 Monate angegeben. Interessant ist die Tatsache, daß die Jungen noch im Mutterleibe, und zwar kurz vor der Geburt, den weißlichgelben Wollpelz verlieren, der oft an der Geburtsstätte der Jungen in größeren oder geringeren Resten vorgefunden wird. So gleichen die jungen Seehunde ihren Eltern nicht nur in der Färbung, sondern auch in der Beschaffenheit des Haarkleides. Meist wird nur ein Junges geworfen, das der Mutter bald nach der Geburt ins Wasser folgt und sich sehr schnell zu einem vorzüglichen Schwimmer und Taucher ausbildet. Auch über die Säugezeit liegen widersprechende Angaben vor. Sie soll nach einigen Mitteilungen nur zwei Monate betragen, während nach andern Berichten das Junge erst abgesetzt werden soll, wenn der neue Wurf erfolgt. Die erste feste Nahrung der jungen Seehunde besteht aus kleinen weichschaligen Krustentieren; erst später lernen sie die gewandten Fische fangen und schlingen. Da ein erwachsener Seehund täglich immerhin eine Menge von 5 Kilo Fischen vertilgt, gilt er als arger Schädling, zumal er in seinem Jagdeifer oft die Fanggeräte der Fischer zerstört.
Als ausgesprochene Küstenbewohner bevorzugen die Seehunde die stillen Meeresbuchten und die Nähe der Flußmündungen, in die sie nicht selten große Strecken aufwärts wandern. Nur selten werden sie auf offener See angetroffen. Auf den Inseln der Nordsee pflegen diese gesellig lebenden Meisterschwimmer oft in größeren Gruppen und Herden der Ruhe. So schnell und gewandt sich der Seehund im Wasser zu bewegen versteht, so unbeholfen benimmt er sich auf dem Lande, zumal er die nach hinten gerichteten Hinterbeine nicht zum Laufen benutzen kann. Zur Fortbewegung erhebt sich der Seehund auf die Vorderbeine und schwingt den Körper ruckweise hüpfend vorwärts. Als Lautäußerung geben die Tiere gewöhnlich ein heiseres Gebell von sich, im Zorne ein dumpfes Knurren, und in der Brunft stoßen die sich bekämpfenden Bullen ein lautes Gebrüll aus. Wie alle Robben, so zeichnet sich auch der Seehund durch hohe Intelligenz aus, so daß er häufig zu Abrichtungszwecken benutzt wird. Von seinen Sinnen sind Geruch und Gehör hervorragend entwickelt. Wie andere Herdentiere, so stellen auch alle Robbenarten Wachtposten aus, die nach Gefahren spähen und die Herde rechtzeitig warnen, worauf die Gesellschaft stets mit überraschender Schnelligkeit die Flucht ins Wasser nimmt. Für den Seehund konnte eine Tauchzeit bis zu acht Minuten festgestellt werden.
Der Seehund gehört zum jagdbaren Wild Deutschlands und kann vom 16. Juli bis zum 28. Februar erlegt werden. Die Jagd wird vom Lande und vom Boote aus betrieben und erfordert bei der Scharfsinnigkeit des Wildes größte Umsicht und Gewandtheit. Der Schrotschuß auf Robben ist ebenso wie die früher von den Fischern betriebene Netz- und Hetzjagd verboten. Während in nördlichen Breiten alle Körperteile des Seehundes zu wirtschaftlichen Zwecken verwandt werden, verarbeiten wir nur das Fell zu gewerblichen Gegenständen.
In den heimatlichen Meeren hausen noch einige andere Robbenarten, von denen wir gelegentlich die vorwiegend düstergrau

35 *Seehund*

gefärbte, schwach dunkel gefleckte, bis drei Meter lang und 250 Kilo schwer werdende Kegelrobbe, Halichoerus grypus, in der Ostsee zu Gesicht bekommen. Äußerlich ist das Tier sofort an dem sehr langen, hundeartigen Kopf zu erkennen. Der Name Kegelrobbe ist unglücklich gewählt, denn sie müßte gemäß der eigentümlich spitzen Gestalt ihrer Zähne eigentlich „Kegelzahnrobbe" heißen. – Seehundartiger im Aussehen ist die kleine, nur 1,30 m lang werdende Ringelrobbe, Pusa hispida, die eine grauschwarze Körperfärbung mit unregelmäßigen, hellen Ringen trägt und bei uns vorwiegend in der Ostsee angetroffen wird.
Als Irrgast aus dem hohen Norden kommt gelegentlich die seltsam gefärbte Sattelrobbe, Phoca groenlandica, zu uns, die auf weißem Grunde eine von den Schultern bis zum Schwanz reichende sattelförmige schwarze Zeichnung und ein ebenso gefärbtes Gesicht trägt. Alle diese Robbenarten gleichen in der Lebensweise dem Seehund.

Die Raubtiere

Im Gegensatz zu den wasserbewohnenden, fischfressenden Robben können als die hervorstechendsten Merkmale der Raubtiere die Fleischnahrung und ihr Vorkommen auf dem Lande angegeben werden. Zudem sind sie durch eine ganze Anzahl eigentümlicher Merkmale ausgezeichnet, von denen hier, wie auch bei den andern Gruppen und Arten, nur die des äußeren Körperbaues einer Betrachtung unterzogen werden sollen, wogegen von der Erwähnung der oftmals sehr charakteristischen anatomischen Kennzeichen im Rahmen dieser Darstellung abgesehen werden muß. Alle Raubtiere besitzen einen verhältnismäßig kräftigen, muskulösen Körper von erheblicher Beweglichkeit. Wir finden unter ihnen die nach ihrer anatomischen Eigenheit benannten sogenannten Zehen-, Halbsohlen- und Sohlengänger. Als besonders charakteristisch hat das Gebiß zu gelten, das aus sehr kleinen, meist gleich großen Schneidezähnen, sehr großen, stark vorspringenden Eckzähnen, scharfspitzigen, kräftig entwickelten Vorbackenzähnen und stumpfhöckerigen Backenzähnen besteht. Der letzte obere und der erste untere Backenzahn sind zu mächtigen, scharfschneidenden, meist zwei- bis dreizackigen, sogenannten Reiß- oder Fleischzähnen ausgebildet und dienen zum Zerschneiden und Zerstückeln des Fleisches. Alle vor diesen Reißzähnen stehenden Backenzähne werden als Lückenzähne und alle hinter ihnen stehenden als Höckerzähne bezeichnet. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß den Raubtieren stets ein Schlüsselbein fehlt und die Gliedmaßen in kräftigen Krallen enden, die bei manchen Gruppen zurückgezogen und hervorgestreckt werden können. Die Jungen werden stets blind und in hilflosem Zustand geboren. Zur Nahrung dient ihnen das Fleisch lebender, meist warmblütiger Tiere, die sie überwältigen oder überlisten und töten, nur einige Arten haben sich zu Aas- und Allesfressern ausgebildet. Ihre Verbreitung erstreckt sich über alle Erdteile mit Ausnahme von Australien, wo sie mindestens ursprünglich fehlten.

Der Braunbär

Mancher Leser unseres Bilderwerkes wird sich wundern, in dem Kreis deutscher Säugetiere dem seit langen Jahren als ausgestorben geltenden Meister Petz zu begegnen. Und doch liegt zu seiner Erwähnung eine wichtige Begründung vor, denn im August 1938 wurde auf Anordnung des Reichsjägermeisters Hermann Göring der Braunbär mit sofortiger Wirkung als deutsches Wild in das Deutsche Reichsjagdgesetz aufgenommen, und gleichzeitig wurden Bestimmungen über den Abschuß nach Deutschland wechselnder Bären erlassen.
Den Anlaß zu dieser Verfügung gab ein im August 1938 in einem Engtal der nördlichen Karawanken, also noch in deutschem Reichsgebiet, aufgefundener, frisch erlegter Bär. Das vier Zentner schwere, außergewöhnlich schöne Stück war über die jugoslawische Grenze gewechselt und der Kugel eines Wilddiebes zum Opfer gefallen. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Irrgast aus dem Ländchen Gottschee, jener kleinen deutschen Sprachinsel in Krain, wo noch heute ein stattlicher Bärenbestand vorhanden ist. Indes zeichnen sich diese Tiere durch ihre Größe und die Braunfärbung ihres Fells vor den sogenannten Alpenbären aus, die noch heute an der früheren österreichisch-italienischen Grenze in Südtirol in geringer Anzahl vorkommen. Es ist wenig bekannt, daß noch in neuerer Zeit gelegentlich ein Stück dieser Alpenbären nach Bayern eingewechselt ist und daß im Jahre 1904 ein Bär am Schliersee festgestellt wurde. Die in etwa zehn Exemplaren vorhandenen Alpenbären Südtirols sind harmlose, kaum Schaden stiftende Hochgebirgsbewohner und werden dank der strengen Schutzbestimmungen des italienischen Staatschefs Mussolini der Nachwelt erhalten bleiben. Diese einer besonderen Unterart angehörenden Stücke zeichnen sich durch sehr große, gelblich gefärbte Ohren und langes, weiches, kastanienbraunes Körperhaar aus, während der Rücken und die Gliedmaßen dunkelbraune Färbung tragen.
Die Bären, deren Familie die Wissenschaft als Ursidae bezeichnet, sind gedrungene bis plumpe Raubtiere mit schwerem, spitzem Kopf, kurzen Ohren und dickem Halse. Sie sind ferner gekennzeichnet als Sohlengänger mit kräftigen Beinen und fünfzehigen, nacktsohligen Füßen, an denen die langen, leicht gekrümmten

36 *Brauner Bär*

Krallen nicht zurückziehbar sind. Außer der glatten Zunge besitzen sie einen von den andern Backenzähnen nicht sonderlich abweichenden, höckerigen Reißzahn. Bären sind Allesfresser, die sowohl tierische als auch pflanzliche Nahrung genießen. – Unser Braunbär, Ursus arctos, bewohnte ehemals große Teile Europas, ist aber heute auf Skandinavien, Rußland, die Karpaten und Pyrenäen, den Balkan und kleine Teile der Alpen zurückgedrängt worden. In deutschen Landen wurde Meister Petz schon frühzeitig ausgerottet. Noch im 16. Jahrhundert verhältnismäßig zahlreich auftretend, fiel der letzte im Harz Ende des 17. Jahrhunderts, in Thüringen Mitte des 18. Jahrhunderts, in Oberschlesien 1770 und in Bayern sogar erst 1835. In den Karpaten, Siebenbürgen und Polen hat der Bärenbestand durch die Ereignisse des großen Krieges starke Einbuße erlitten.

37 *Wolf*

Der Braunbär hat als unser größtes Landraubtier zu gelten, denn er weist eine Länge bis zu 2,25 m und eine Schulterhöhe bis zu 1,20 m auf, während das Gewicht 225–350 Kilo beträgt. Sein Körper ist plump und massig, die Gliedmaßen kurz und stark, der Kopf dick mit spitzer Schnauze, die Ohren klein, der Pelz langhaarig, und der kurze Schwanz liegt im Pelz versteckt. Seine Farbe ist im allgemeinen ein düsteres Braun, doch wechselt sie nach den Gegenden des Vorkommens. Das Gebiß zeigt folgende Formel: $\frac{2 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 2}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3} = 42.$

Der Braunbär wird vornehmlich in großen, zusammenhängenden Wäldern angetroffen, gleichgültig ob sie in der Ebene oder im Gebirge liegen. Als Nahrung dienen ihm als Allesfresser neben lebenden Tieren vom Rind und Pferd bis zur Maus Würmer, Schnecken und Insekten, was ihm erreichbar ist; vielfach geht er auch an Aas. In wasserreichen Gegenden werden die Bären oft beim Fischen angetroffen. Seine durch das Reißen von Haustieren und Wild begründete Schädlichkeit indes ist bei weitem übertrieben worden, denn er lebt oft tage- und wochenlang nur von dem, was ihm der Wald an pflanzlichen Stoffen bietet, seien es Sämereien, Früchte, Wurzeln, Beeren oder Pilze. Der gewöhnlich einzeln und nur in der in den Juni und Juli fallenden Brunft, Bärzeit genannt, paarweis lebende Bär hat eine Tragzeit von 7 Monaten und wirft im Januar 2–3 sehr unentwickelte, blinde Junge, die erst nach 4 Wochen die Augen öffnen und bei der Geburt etwas über spannenlang sind. Bereits im Spätherbst bezieht die Bärin ein sicheres Versteck, in dem sie den Winter über schläft oder hinduselt und die Wochenstube erwartet. Junge Bären sind äußerst possierlich und werden leicht zahm. Obwohl Meister Petz plump erscheinen mag, versteht er vorzüglich zu laufen, zu klettern und zu schwimmen. Dazu ist er mit scharfen Sinnen ausgestattet; unter ihnen stehen Geruch und Gehör obenan. Von Natur aus harmlos, geht der Bär dem Menschen meist aus dem Wege; gereizt oder verwundet, kann er aber zu einem furchtbaren Gegner werden. Seine Jagd ruht in Deutschland; sie war ehemals ein mit vielen wechselvollen Erlebnissen verbundenes, begehrtes Abenteuer!

Der Wolf

Mit dem Wolf lernen wir eine neue Familie der Raubtiere kennen, die mit dem wissenschaftlichen Namen Canidae belegten Hundeartigen. Ihre Vertreter kennzeichnen sich vornehmlich durch den schlanken Körper, den eingezogenen Leib, durch spitzschnäuzigen, gestreckten Kopf, hohe Beine und langen, buschig behaarten Schwanz, Rute genannt. Es sind Zehengänger, die an den Vorderfüßen fünf und den Hinterfüßen vier Zehen tragen, deren stumpfe, leicht gebogene Krallen nicht zurückziehbar sind, sondern aus den Zehengliedern hervorstehen. Die Hundeartigen sind Weltbürger und fehlen in keinem Erdteil. Ihre Nahrung besteht, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend aus lebenden Tieren, die im Laufen erjagt werden.

Obwohl der Wolf, Canis lupus, im eigentlichen Sinne nicht mehr zur Tierwelt unserer Heimat gehört, da er nur noch als gelegentlicher Irrgast und Überläufer zu betrachten ist, spielt er als Fabeltier unter allen Geschöpfen bei uns noch heute die größte Rolle und ist durch die Märchen seit unserer Kindheit mit unserem Gedankengut verwurzelt. Als argem Vernichter von Haus- und Wildtieren jeglicher Gattung und Art hat der Mensch dem scharfzähnigen Graukittel den Krieg erklärt, und da er sich den kulturellen Verhältnissen nicht anpassen kann, vielmehr in seiner Eigenschaft als schnellfüßiges, reißendes Raubtier mordet, wo er nur in Erscheinung treten mag, ist für ihn in unserer Heimat kein Platz mehr. So werden auch die einzelnen Wölfe, die alljährlich von Polen oder Litauen unsere Grenze kreuzen, sofort abgeschossen, wo und wann sie sich zeigen mögen. Neuerdings treten Wölfe auch im westlichen Grenzgebiet, vornehmlich im Saarland auf, die zur harten Jahreszeit aus den französischen Ardennen überwechseln. Daß es solchen Wölfen hin und wieder gelingt, bis in das Herz Deutschlands vorzustoßen, beweist die Tatsache, daß ein Wolf im Jahre 1912 über ein halbes Jahr unerkannt in der Mark Brandenburg hauste, ehe er zur Strecke gebracht wurde. Noch seltsamer aber ist ein verbürgter Fall aus der Grenzmark, wonach es nicht ausgeschlossen gewesen wäre, daß eine ganze Rotte Wölfe in deutschen Landen Heimatrecht erworben hätte. Nachdem nämlich ein Förster vor einigen Jahren einen wildernden Schäferhund zur Strecke brachte, fand er unweit des Anschusses sechs Welpen, von denen er einen zur Aufzucht in sein Haus nahm. Dieses heute im Berliner Zoologischen Garten lebende Tier hat sich nun aber als reinrassiger Wolf entpuppt, und daher wird der vermeintliche Schäferhund mit Sicherheit auch ein zugewechselter Wolf gewesen sein. Diese Begebenheit beweist eindeutig, daß zwischen dem Wolf und dem Schäferhund eine große Ähnlichkeit bestehen muß, indes ist diese Tatsache

an sich nicht verwunderlich, da der Wolf als einer der Stammväter unserer Hunderassen zu gelten hat und sich mit dem Haushund erfolgreich kreuzt.
Der heute noch in Skandinavien, Rußland, Polen, Serbien und den Karpatenländern, jedoch auch in Frankreich, Spanien und Griechenland auftretende Wolf hat eine Körperlänge von 1,15 m und eine Schulterhöhe von 85 cm, während die Rute eine Länge von 45 cm aufweist. Das Gewicht ist den Gegenden gemäß verschieden, jedoch können als Höchstgewicht 45 Kilo angegeben werden. Die Wölfin bleibt in der Größe und im Gewicht zurück. Als Färbung ist ein fahles Graugelb vorherrschend, doch ändert der Farbton nach Gegend, Alter und Jahreszeit. Im Norden hat der Wolf ein längeres Haarkleid als im Süden, und auch im Winter trägt er bei uns einen stärkeren Pelz. Im übrigen kann er in seinem Äußeren mit einem sehr schweren deutschen Schäferhund mit starkem Kopf und Gebiß verglichen werden. Die Zahnbildung des erwachsenen Wolfes zeigt folgende Formel:

$$\frac{2 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 2}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3} = 42.$$

Als echtes Lauftier ist der Wolf kein eigentlicher Waldbewohner wie der Braunbär, vielmehr liebt er als Aufenthalt auch weite, bruchartige Gebiete und selbst Gegenden von steppenartigem Gepräge. Seine aus jeglichem warmblütigen Getier bestehende Nahrung erbeutet er meist in schnellem Lauf durch Hetzen. Während des Frühjahrs und Sommers lebt er einzeln oder paarweise, im Herbst familienweise und im Winter in größeren Verbänden. Trotz seiner Stärke zeigt der Wolf ein feiges Wesen; treibt ihn aber der Hunger, so lassen seine Verwegenheit und Tollkühnheit nichts zu wünschen übrig. Die gebietsweise in verschiedene Zeiten fallende Ranzzeit währt von Ende Dezember bis in den Februar. Dann hört man mehr denn sonst sein langgezogenes, jaulendes Heulen. Nach einer Tragzeit von 64 Tagen werden 4–8 Junge geworfen, die erst nach 2–3 Wochen die Augen öffnen. Zur Anlage der Wochenstube bezieht die Wölfin ein Versteck im Dickicht unter Baumwurzeln oder in Erdhöhlen. Wenn auch der Wolf dem Menschen ausnahmslos ausweicht, so kann er in bedrängtem oder verwundetem Zustande außerordentlich gefährlich werden. – Unter Krankheiten und Seuchen scheint der Wolf wenig zu leiden; hier und da wurden Fälle von Tollwut beobachtet. – Die Jagd auf den Wolf ist in Deutschland abgeblasen; gelegentlich einwechselnde Stücke werden erschossen. In Rußland wird er auf großangelegten Treibjagden, auf Hetzjagden mit Barsois sowie vom Pferde und vom Schlitten aus erlegt. Da ein Dulden des Wolfes in kultivierten Gegenden wegen seiner Schädlichkeit nicht tragbar ist, kann ihm in Deutschland keine Freistatt eingeräumt werden.

38 *Fuchs*

Der Fuchs

Nächst Isegrim, dem „bösen" Wolf, kann Meister Reineke das Vorrecht größter Volkstümlichkeit in deutschen Landen für sich in Anspruch nehmen. In unzähligen Erzählungen, Märchen und Fabeln wird seine Schlauheit gepriesen und seine Überlegenheit Mensch und Tier gegenüber verherrlicht. Mit erstaunlicher Geistesgegenwart und Verschlagenheit weiß er seinen Balg selbst in schwierigsten Lagen immer rechtzeitig in Sicherheit zu bringen und jeder Seite das Beste abzugewinnen. Dabei schauen ihm List und Verschlagenheit aus dem Gesicht, und sein ganzes Äußeres und Wesen machen ihn zu dem Tierhelden, als der er heute in der Vorstellung des Volkes lebt! –
Unser zur Familie der Hunde gehörige Rotfuchs, Vulpes vulpes, ist das häufigste wildlebende Raubtier Deutschlands und konnte sich als Kulturfolger trotz stärkster Verfolgung auf dem gesamten europäischen Festlande erhalten, wo er die Ebene in gleicher Weise wie das Gebirge bewohnt. Sein weicher und

dichter Pelz trägt hellrostrote bis rötlichgelbe Färbung, die auf der Stirn, den Schultern und dem Unterrücken weiß überlaufen ist. Wange und Kehle tragen weiße Färbung; auch die Unterseite des Körpers ist stark aufgelichtet. Die Mundwinkel, die Außenseiten der Ohren und die Vorderseite der Läufe sind schwarz gezeichnet. Der lange, buschige Schwanz trägt eine weiße Spitze. –

Abgesehen von den durch das gebietsweise Vorkommen bedingten Farbabweichungen werden von den Weidmännern zwei überall auftretende Farbvarietäten unterschieden, von denen der Kohl- oder Brandfuchs ein düsteres, mehr graues Haarkleid mit grauer Kehle, dunkler Unterseite und schwarzer Schwanzspitze trägt, während der Birk- oder Goldfuchs durch die vielen im Haarkleid eingestreuten weißen Grannenhaare heller und reiner erscheint als der gewöhnliche Rotfuchs. Beim Kreuzfuchs zieht sich ein dunkler Längsstreifen über die Rückenmitte und ein gleicher Streifen quer über den Rücken bis auf die Läufe. Die Länge des Fuchses kann auf 1,30 m angegeben werden, wovon etwa 45–50 cm auf den Schwanz kommen. Seine Schulterhöhe beträgt 35–40 cm und sein Gewicht 8–12 Kilo. – Die Zahnformel entspricht der des Wolfes:

$$\frac{2 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 2}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3} = 42.$$

Wenn wir einen Fuchs näher betrachten, so werden wir die Wahrnehmung machen, daß sein Körperbau dem Leben eines Buschräubers und Wegelagerers aufs beste angepaßt ist. Da er ein ausgesprochenes Lauftier ist, ruht sein Körper auf den Zehengliedern. Die Verlängerung der Hinterbeine befähigt ihn zu weiten Sprüngen, wobei ihn der lange Schwanz als sicheres Steuer vorzüglich unterstützt. Im Springen erjagt er seine Beute und drückt sie mit den kräftigen Krallen zu Boden. Beim Entschlüpfen von Mäusen, von denen sich Meister Reineke in erster Linie ernährt, gräbt er mit der Brante den Erdboden auf, und beim Hervorholen der kleinen Nager leistet ihm die sehr spitze Schnauze, die ihn zum Eindringen in die kleinsten Spalten befähigt, gute Dienste.

Zwar bevorzugt der Fuchs zum Aufenthalt die Waldungen, aber er dehnt seine Raubzüge auf die Felder und selbst bis in die Ortschaften aus. Als Wohnplatz bezieht er gern verlassene Dachsbauten, ja, gelegentlich läßt er sich als Mieter in bewohnten Dachsbauten nieder. Vielfach gräbt er auch eigene Baue und versieht sie mit vielen Röhren, die nach den verschiedensten Richtungen Ausgänge enthalten. Innerhalb der Röhren werden ein oder mehrere Kessel angelegt, die den Insassen des Baues als Ruheplatz dienen.

Obwohl dem Fuchs von der Jägerschaft der schonungslose Vernichtungskampf angesagt wurde, obwohl er mit Pulver und Blei getötet, aus seinen Schlupfwinkeln gewühlt und mit Gift und Falle beseitigt wird, konnten alle diese Nachstellungen seine Ausrottung nicht herbeiführen. Vielmehr führt er allerorts in unserer Heimat noch sein Räuberleben weiter, und wir würden ihn sicher sehr entbehren, wenn er einmal vom Erdboden getilgt wäre, denn er führt im Haushalte der Natur einen wichtigen Ausgleich herbei, indem er das vererbungsunwürdige, artgefährdende krankhafte und schwächliche Niederwild ausmerzt. Zur Ehrenrettung unseres Freundes Reineke kann angeführt werden, daß seine Nahrung vorwiegend aus Mäusen besteht, die er geschickt zu fangen weiß. Erst seine reiche Wochen- und Kinderstube nötigt ihn, größere Beutestücke zu erjagen, um seinen Nachwuchs zu sättigen. In dieser Zeit allerdings ist er ein arger Würger und Schädiger des Niederwildes und des Hausgeflügels. Von Säugern fallen ihm Rehwild, Hasen, Kaninchen und andere

Bild Nr. 39

Bild Nr. 40

39 *Fuchskopfstudie*

40 *Jungfuchs vor dem Bau*

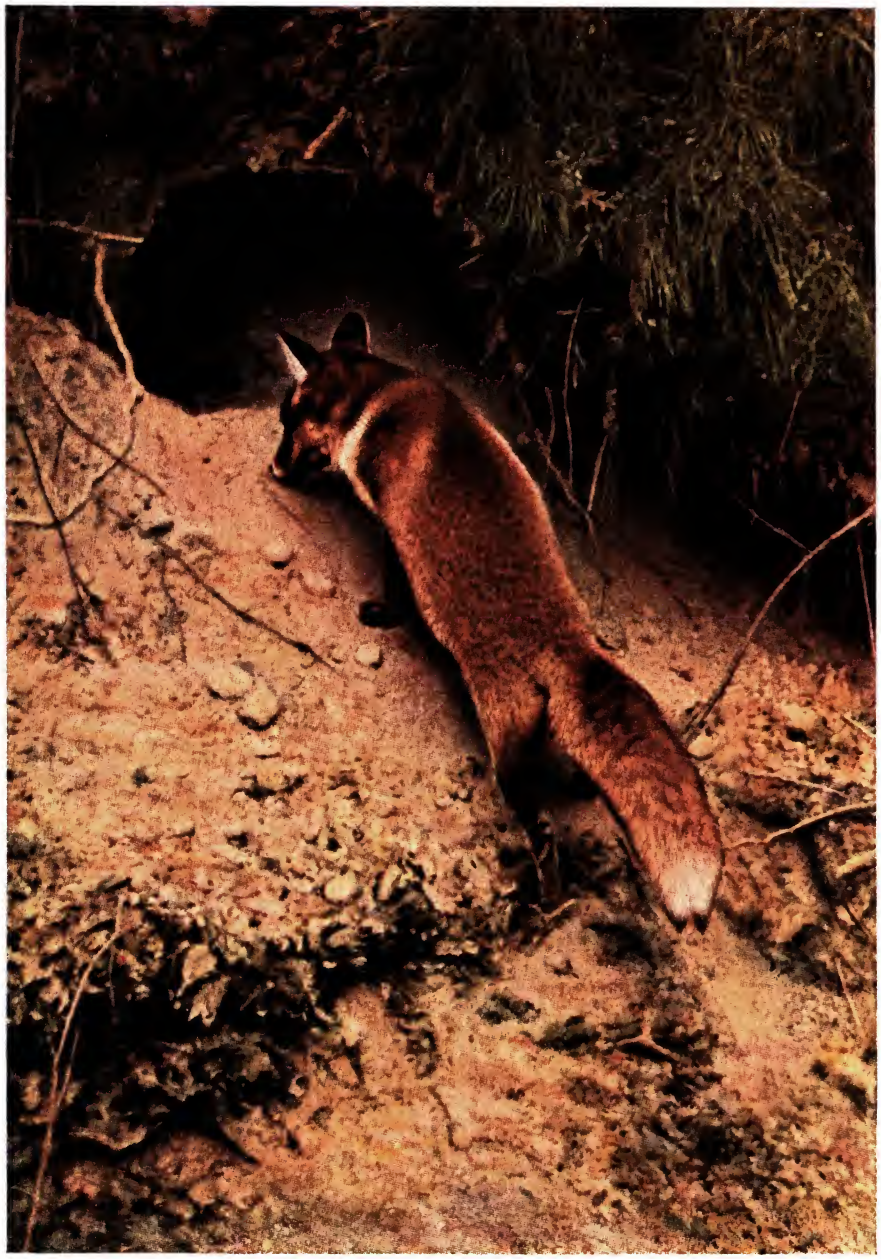
Kleinnager sowie Maulwürfe und Igel zum Opfer. Daneben vertilgt er vielerlei Vogelarten. Von Kaltblütern läßt er sich Eidechsen, Schlangen, Frösche, Kröten und Fische munden. Weiter werden größere Kerbtiere, Krebse, Muscheln, Würmer, selbst Vogeleier und Ameisenpuppen genommen. Als Pflanzenköstler zeigt er Vorliebe für Fallobst aller Art sowie Beerenfrüchte und Weintrauben. Auch Aas verschmäht er keineswegs, und er scheut sich nicht, gelegentlich seinesgleichen anzufallen und zu vertilgen. Endlich seien über die Ranzzeit und die Aufzucht der Jungen noch einige kurze Angaben gemacht. Neun Wochen nach der vom Januar bis Februar währenden Ranzzeit, meist im April, werden im Bau 3–12, gewöhnlich 4–6, zuerst grau gefärbte Junge vorgefunden, die erst nach 12–14 Tagen die Augen öffnen. In den ersten Lebenstagen der Jungen verläßt die Mutterfähe den Bau nicht. In einem Alter von 1–1½ Monaten verlassen die Kleinen das erstemal den Bau, und von dieser Zeit an trägt die Alte dem Geheck lebende und tote Nahrung in reicher Menge zu.

Als gewöhnliche Gangart hat das „Schnüren" zu gelten, eine zwischen Schritt und Trab stehende Fortbewegung, bei der die Fußspuren eine wie die andere in einer geraden Linie hintereinanderstehen. Der Gang des Fuchses ist leicht, federnd und geräuschlos und kennzeichnet seine lauernde Vorsicht. Beim Schnüren verhofft er häufig, um zu winden und zu lauschen, denn er ist überaus vorsichtig und argwöhnisch. Wenn er ein Beutetier beschleicht, so schränkt der Fuchs, indem er die Tritte schräg nebeneinandersetzt. Beim Galoppieren in schnellster Flucht liegen seine Spuren in weiten, regelmäßigen Abständen. Im übrigen hat die Spur große Ähnlichkeit mit der kleiner Hunderassen. Ihre Länge beträgt 4–4,5 cm, die Breite 3 cm und die Schrittlänge 40–45 cm. – In ruhender Stellung rollt sich der Fuchs nach Hundeart zusammen und deckt mit der Lunte die Schnauze zu. – Die Losung wird in hundeartiger Form abgegeben, hat eine Stärke von etwa 1,5 cm, endigt stets mit einer Spitze und enthält häufig Knochensplitter und Haare.

Als Lautäußerung des Fuchses ist ein Kläffen bekannt, das entfernte Ähnlichkeit mit dem Bellen eines kleineren Hundes hat, in rascher Zeitfolge mehrmals hintereinander ausgestoßen wird und meist in einem lauten jaulenden oder krächzenden Ton endet. Ähnlich klingt der zur Ranzzeit abgegebene Paarungslaut, der gleichfalls mit einem sehr lauten, schrillen Schrei endet. Ein vernehmbares Keckern stößt der Fuchs bei Angst oder Wut aus. Mehrere leisere Lautäußerungen wurden von der säugenden Fähe bekannt, womit sie ihren Nachwuchs im Bau und auf den Beutezügen lockt und warnt. Ein rehartiges, sehr lautes, weithin schallendes Bölken oder Schrekken wird bei Beunruhigung ausgestoßen. Bei schweren Knochenverletzungen wird gelegentlich ein langgezogenes Klagen vernommen.

Natürlichen Feinden ist Reineke in unserer Heimat kaum ausgesetzt, es sei denn, daß gelegentlich ein Habicht einmal ein Junges schlägt. In weniger kultivierten Ländern stellen ihm vorwiegend der Wolf und der Luchs nach, außerdem hat er im Steinadler und Uhu sehr beachtliche Feinde. – Der Befall von Krankheiten ist verhältnismäßig gering. Allerdings hat der Fuchs unter der in der wärmeren Jahreszeit auftretenden, in hohem Maße ansteckenden Räude zu leiden. Eine als Darrsucht bezeichnete, der Auszehrung vergleichbare Erkrankung verursacht eine völlige Abmagerung der befallenen Stücke. Außerdem konnte hier und da Tollwut festgestellt werden. – Von den Parasiten ist es in erster Linie der Hundefloh, der dem Fuchs vornehmlich im Winter schwer zu schaffen macht.

Einige Bemerkungen über die für Meister Reineke geltenden weidmännischen Ausdrücke, von denen wir bereits einige gut erklärbare Bezeichnungen kennengelernt haben, seien hier angefügt. Männ-



41 *Fuchs schnürt zu Bau*

liche Füchse werden vom Jäger Füchse oder Rüden, weibliche aber Fähen oder Betzen genannt. Die Augen heißen Seher, die Ohren Gehöre, das Maul Fang, die Zähne Fänge, die Beine Läufe, die Zehen Branten, der Schwanz Fahne oder Lunte und seine Spitze Blume. Das Fell wird als Balg bezeichnet. Der Rüde trägt die Brunftrute und die Fähe die Schnalle. Ebenso werden auch die Tätigkeiten mit weidmännischen Ausdrücken belegt, so schleicht der Fuchs in langsamer Gangart, schnürt im Traben und wird flüchtig im Galopp. Dazu bellt er, raubt oder maust und frißt sodann den Raub, kriecht zu Baue, steckt im Bau und fährt aus dem Bau, um die vom Jäger ausgelegte Schleppe oder den Brocken und den Vorwurf anzunehmen. Während der Ranzzeit rollt oder ranzt der Fuchs, die Fähen rennen und werfen oder wölfen die Jungen, die zusammen ein Geheck bilden. Den gesetzlichen Bestimmungen gemäß haben die säugenden Fähen vom 16. März bis zum 15. Juni Schonzeit, während der Fuchs zu jeder Jahreszeit als Freiwild gilt. Die der Füchsin mit ihrem Geheck gewährte kurze Schonzeit ist keineswegs als Hegemaßnahme zu betrachten, vielmehr entspricht diese Verordnung einer für ein Kulturvolk selbstverständlichen Pflicht gegenüber der Achtung vor dem Muttertum. Gemäß der neuen Jagdgesetze wurden alle Fallenarten, die das Raubwild nicht unversehrt fangen, als tierquälerisch verboten. Durch den Tritt, also die Schwere des eigenen Körpers, löste der Fuchs beim Tellereisen den die Eisenbügel haltenden Verschluß, doch die zusammenschnellenden Eisenklammern faßten den Fuchs so niedrig, daß vielfach nur die Laufknochen zertrümmert wurden und das Tier bis zu seiner Tötung furchtbare Qualen aushielt. Erlaubt sind heute nur noch solche Fallen, die das Raubzeug entweder unversehrt fangen oder sofort töten. In ersterem Fall wird man sich der Kastenfallen zu bedienen haben, während die sogenannten Schwanenhälse die Gewähr für eine schnelle und sichere Tötung insofern bieten, als die Eisenbügel so hoch schlagen und so stark federn, daß ein stehender Fuchs sofort tödlich gefaßt wird. Indes können solche Eisen auch dem Menschen und dem Wilde gefährlich werden. – Häufig angewandt wird die beliebte Jagd mit Erdhunden, die in den Bau einschliefen und den Fuchs zum Ausfahren nötigen. Beim Fuchsgraben werden sämtliche Einfahrten des Baues verstopft oder verlegt und nun mit Spaten und Hacke so lange Kessel und Röhren freigelegt, bis das Geheck in den Händen des Jägers ist. Das sogenannte Fuchsriegeln entspricht der früher beschriebenen Drückjagd. Am häufigsten aber wird der Fuchs auf der Treibjagd erlegt, indes ist auch der Ansitz auf Meister Reineke üblich, wobei ein nach alter Weidmannssitte hergestellter oder zusammengesetzter Köder gute Dienste leistet und der Jäger mit größter Umsicht und Vorsicht verfahren muß.

Schnürspur des Fuchses

Der Luchs

In Deutschland sind noch geringe Bestände zweier katzenartiger Raubtiere beheimatet, der Luchs und die Wildkatze. Wir lernen somit die dritte Familie der artenreichen Ordnung der Raubtiere kennen. Die Katzenartigen, Felidae, sind gekennzeichnet durch den kurzen, runden Kopf, den schlanken, gestreckten, aber kräftigen Körper und die verhältnismäßig kurzen, kräftigen Beine. Die Gliedmaßen tragen breite, dicke Pranken, die nur mit den Zehen den Boden berühren und kräftige, spitze, stark gebogene und mittels elastischer Bänder zurückziehbare Krallen aufweisen. Das Haarkleid ist glatt und dicht; bei einigen Arten werden Mähne, Bart, Ohrpinsel oder Schwanzquaste angetroffen. Die Zunge der Katzen ist nicht glatt, sondern trägt eine größere Anzahl horniger, rückwärts gerichteter, stachelförmiger Warzen. Das Gebiß ist gekennzeichnet durch kleine gelappte Schneidezähne und sehr kräftige, kegelförmige Eckzähne. Der dritte Backenzahn ist zu einem oben drei- und unten zweihöckerigen, mächtigen Reißzahn umgewandelt. Die Zahnformel ist für alle Katzenarten gleichlautend, gilt also für den Luchs wie für die Wildkatze:

$$\frac{1 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 2 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 2 \cdot 1} = 30.$$

Der europäische Luchs, Lynx lynx, hat nicht mehr als ausgestorbenes Raubwild unserer Heimat zu gelten, denn er gehört seit dem Jahre 1937 wieder zur Tierwelt Deutschlands, und da er den vollen Schutz des Reichsjagdgesetzes genießt, kann mit einer Zunahme des winzigen Bestandes gerechnet werden. Wenn auch zunächst die Tatsache befremdend erscheint, daß ein schädliches Raubwild in unserer Heimat von neuem angesiedelt und sogar geschont werden soll, so ist doch bei der zunehmenden Verarmung Deutschlands an Großtieren das Wiederauftreten des Luchses außerordentlich zu begrüßen. Als ein sehr wichtiger Umstand muß außerdem die Tatsache gewertet werden, daß diese stattliche Großkatzenart weder dem Menschen noch den Haustieren gefährlich wird, vielmehr nur der Niederjagd unerheblichen Schaden zufügt. In großen, zusammenhängenden Waldungen, die dem Rothirsch und dem Elch als Aufenthalt dienen, kann unser Luchs nicht schädlich werden. Wie die Tageszeitungen regelmäßig berichteten, wurden in den letzten Jahren immer wieder vereinzelte Luchse in Ostpreußen und sogar in Bayern

42 *Luchs*

erlegt, die aus Polen und Litauen einerseits und den Donauländern andererseits zugewechselt waren. Seit im Frühjahr 1937 im Kreise Niederung in Ostpreußen ein Paar Luchse einwechselte und verblieb, kann diese Großkatze wieder zum deutschen Standwild gezählt werden. Diese Tatsache ist um so erfreulicher, als im Herbst 1937 zwei Jungluchse im Wohngebiet der zugewechselten Stücke gespürt wurden. Bei der Urwüchsigkeit der ostpreußischen Waldlandschaft treten die Tiere selbstverständlich kaum in Erscheinung.

Schon frühzeitig wurden die letzten frei lebenden Luchse in Mitteleuropa zur Strecke gebracht. Im Thüringer Wald fielen die letzten fünf in den Jahren 1773–96. Der letzte oberschlesische Luchs wurde Anfang des 19. Jahrhunderts, die beiden letzten Harzer Stücke bei Wernigerode in den Jahren 1817 und 1818, der letzte französische in der Haute-Loire im Jahre 1822 und der letzte in der Schwäbischen Alb im Jahre 1846 erbeutet. Vier Jahre später fiel der letzte Luchs in Oberbayern. In Tirol konnte sich dieses Raubtier noch bis zum Jahre 1872 und in Steiermark bis zum Jahre 1892 erhalten. Ansehnliche Bestände an Luchsen weisen noch heute Skandinavien, Polen und Rußland auf, auch in den Karpatenländern ist er beheimatet.

Als Grundfarbe kann ein mit Weiß gemischtes rötliches Grau angegeben werden, das am Kopf, Hals, Rücken, an den Seiten und den Außenteilen der Gliedmaßen mit vielen rundlichen graubraunen bis rotbraunen Flecken besetzt ist. Im Gesicht herrschen rötliche Farbtöne vor; die Außenseite des mit einem langen Haarpinsel geschmückten Ohres trägt braune Färbung mit schwarzer Spitze, die Innenseite ist weiß. Die Lippen, ein Feld um die Augen, der Vorderhals, die Unterseite des Körpers und die Innenteile der Beine tragen gleichfalls weiße Färbung. Der auffallend kurze Schwanz färbt sich nach der Spitze zu schwarzbraun. An den Backen und am Bauche ist die Behaarung verlängert, im Sommerkleid aber nicht so stark ausgeprägt, wie auch die Fleckung mit der Länge des Haarkleides zurückgeht. Auch das Alter und die Gegend spielen in der Verschiedenheit der Färbung und Fleckung eine Rolle.

Starke Luchse können eine Körperlänge von 1,05 m und eine Schulterhöhe von 75 cm erreichen. Der stark behaarte Schwanz ist nur 30 cm lang. Das Gewicht wechselt nach dem Vorkommen, für Alpenluchse kann ein Höchstgewicht von 20 Kilo, für polnische ein solches von 25 Kilo und für skandinavische von etwa 30 Kilo angegeben werden.

Vorbedingung für das Vorkommen des Luchses sind ruhige, geschlossene Waldungen in der Niederung und auf Höhenzügen, die er einzeln oder paarweise bewohnt. Je ungestörter und je schwerer zugänglich die Örtlichkeit ist, um so wohler fühlt sich der Luchs. Als Nahrung dient ihm vornehmlich mittelgroßes Haar- und Federwild, das er durch Überlisten nach Katzenart erbeutet. Bei Nahrungsmangel begnügt er sich auch mit kleinerem Getier aller Art. Die Ranzzeit findet im Januar oder Februar statt, wobei die Partner ein gräßliches Gekreisch und Geheul ertönen lassen. Nach einer Tragzeit von zehn Wochen werden 2–3 blinde, meist in ein weißliches Wollkleid gehüllte Junge geworfen, nachdem die Luchsin ein geschütztes Versteck aufgesucht hat. Wie bei allen Katzen sind das Gesicht und das Gehör hervorragend gut ausgebildet. In der Gefangenschaft pflanzen sich die Luchse häufig fort, aber sie legen eine auffallende Scheu und Abneigung gegen den Menschen an den Tag, die eine Zähmbarkeit ausschließen.

Die Wildkatze

Noch vor dem Erlaß des Reichsjagdgesetzes kam die Wildkatze, Felis silvestris, im Harz und in Oberbayern vor. Durch das Verbot des Tellereisens, jenes furchtbaren Marterinstrumentes, haben sich die geringen Bestände zur Freude des Natur- und Tierfreundes schnell vermehrt, so daß ihr Auftreten in Deutschland als gesichert anzusehen ist. Neben den angegebenen Gebieten können der Westerwald, der Hunsrück, der Thüringer Wald und die ostmärkischen Alpen als deutsches Heimatgebiet der Wildkatze bezeichnet werden. Im übrigen ist dieses Raubtier mit Ausnahme des hohen Nordens über ganz Europa verbreitet.

Als Grundfärbung trägt der Kater ein fahles Grau oder ein dunkles Braungrau, das bei der Katze mehr gelbgrau getönt ist. Vier schwarze Längsstreifen zieren den Kopf, von denen sich zwei auf dem Nacken fortsetzen, um weiter hinten einen stärkeren Strich auf der Mitte des Rückens zu bilden. Von den Sehern ziehen sich ein längerer und ein kürzerer Strich über die Wange. Der Körper ist mit schwärzlichen Querstreifen besetzt. Auch der kräftige, buschige Schwanz trägt mehrere Querringe. Bezeichnend ist ein gelblicher Kehlfleck. Auch der Bauch trägt gelbliche Färbung und ist mit einigen dunklen Flecken besetzt. Es ist verständlich, daß die Forscher bemüht waren, sichere Merkmale herauszufinden, nach denen die Wildkatze von gleich gefärbten Hauskatzen gut zu unterscheiden sind. Als eigentümlich für die Wildkatze wurde der große, schwarze, nackte Sohlenfleck der Hinterfüße, die gelbe Kehle und der starke, sehr buschige, sich nicht verjüngende und an seiner Spitze wie abgehackt erscheinende Schwanz angesehen. Aber da in Deutschland vielerlei Mischlinge mit der Wildkatze vorkommen, werden diese Eigenheiten manchmal auch bei der Hauskatze angetroffen.

Die Wildkatze hat bei einer Körperlänge von 75–85 cm eine Schulterhöhe von 35–40 cm und eine Rutenlänge von etwa 35 cm. Das Gewicht kann auf 6–8 Kilo angegeben werden. –

Am meisten sagen der Wildkatze ausgedehnte Gebirgswaldungen zu; Nadelholz zieht sie dem Laubwald vor. Hier verbirgt sie sich tagsüber gern in hohlen Baumstämmen, Höhlen und Felsspalten, bezieht selbst verlassene Dachs- und Fuchsbaue oder setzt

43 *Wildkatze*

sich im Dickicht von Sümpfen und Waldseen fest. Mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit erklettert sie die höchsten Bäume und springt hier von Ast zu Ast, um auf diese Weise ganze Waldstücke zu durchqueren. Wie alle Katzen, versucht auch der Kuder seine Beute durch Anschleichen und plötzliches Zuspringen zu erlangen und durch Zerreißen der Schlagader mit dem Gebiß zu töten. Hat er einen Fehlsprung getan, so läßt er das verfolgte Stück fast immer fahren und sucht sich ein neues Opfer. In der Kunst des lautlosen Anschleichens und des geduldigen Lauerns ist die Wildkatze ein vortrefflicher Meister. Von den Sinnen sind Gesicht und Gehör ungemein scharf ausgebildet. Im Wesen ist die Wildkatze äußerst scheu, vorsichtig und argwöhnisch. Als Nahrung dienen ausschließlich Warmblüter von Rehkitz- bis Mäusegröße und Vögel aller Art. Da die Beute vorwiegend aus Haar- und Federwild besteht, haßt der Jäger die Wildkatze und versucht sie zu erlegen, wo er sie findet. Obwohl dieser Leisetreter den Menschen meidet und ihm rechtzeitig aus dem Wege geht, wehrt er sich in bedrängtem Zustand so hartnäckig und entschlossen, daß ein unbewaffneter Mann schwere Verletzungen davontragen kann.

Spur der Wildkatze

Bei der in die Monate Februar und März fallenden Ranzzeit führt die Wildkatze ein ähnliches Liebesspiel und Lärmkonzert auf wie unsere Hauskatze, mit der sie im Wesen und Gebaren viel gemeinsam hat. Nach einer neunwöchigen Tragzeit, also im April oder Mai, werden an einem geschützten und versteckten Ort 3–5 Junge geworfen, die erst nach 10–12 Tagen die Augen öffnen. Die Überwachung und Pflege der Kleinen entspricht der unserer Hauskatze. Bei Gefahr oder Beunruhigung werden die Jungen im Rachen einem sicheren Orte zugeführt. Die fast kreisrunde Spur hat große Ähnlichkeit mit der unserer Hauskatze. Im Schritt schnürt der Kuder ähnlich wie der Fuchs. Auch für die Wildkatze hat die Weidmannssprache mehrere Ausdrücke geprägt. Als Kater oder Kuder wird das Männchen, als Katze oder Kätzin das Weibchen bezeichnet. Ihre Augen heißen Seher, die Ohren Gehöre, die Zähne Fänge, die Beine Läufe, die Füße Branten, die Krallen Waffen, das Fell Balg und der Schwanz Rute. Nach der Ranzzeit, in der die Katze ranzt oder begehrt, bringt sie die Jungen, die zusammen ein Geheck bilden. Wenn sie läuft, schnürt oder schränkt sie, wenn sie klettert, bäumt sie, weiter reißt sie das Wild, sitzt am Riß und frißt.

Nach den Bestimmungen des Reichsjagdgesetzes vom 3. Juli 1934 genießt die Wildkatze wegen ihres seltenen Vorkommens völlige Schonung im deutschen Staatsgebiet. Früher wurde die Jagd auf den Kuder durch Pirsch und Ansitz betrieben; vornehmlich aber wurde er auf der Treib- und Drückjagd erlegt und in Fallen verschiedenartigster Konstruktion gefangen.

Der Baum- oder Edelmarder

Durch die nun folgenden Vertreter der heimischen Fauna lernen wir in den Marderartigen, Mustelidae, die vierte Familie der Raubtiere kennen, zu der kleine bis mittelgroße Geschöpfe von gestrecktem Leibesbau und kurzen Gliedmaßen gehören. Die meist fünf Zehen tragenden Füße sind mit nicht zurückziehbaren, mäßig gebogenen, kurzen Krallen bewehrt. Die zu dieser Gruppe gehörenden Tiere sind teils Sohlen- und teils Zehengänger. Da die Mitglieder der Familie in vielen Punkten voneinander abweichen, wurden solche mit sehr übereinstimmenden Merkmalen in kleineren Gruppen zusammengezogen und zum Range von Unterfamilien erhoben, von denen wir uns hier zunächst mit den eigentlichen Mardern, Mustelinae, zu beschäftigen haben. Auch zu dieser Gruppe gehören kleine bis mittelgroße Raubtiere von sehr gestrecktem, langem Körperbau, kurzen Beinen, breitem zugespitztem Kopf und kurzen Ohren. Der gleichmäßig oder buschig behaarte Schwanz erreicht etwa die Hälfte der Körperlänge.

44 Baum- oder Edelmarder

Der Baum- oder Edelmarder, Martes martes, führt seine beiden deutschen Namen zu Recht, denn er hält sich den menschlichen Ansiedlungen meist fern und führt eine zurückgezogene Lebensweise unter dem Blätterdach des Waldes, während er andererseits als der edelste und geistig wie körperlich befähigtste Vertreter seines ganzen Geschlechts zu gelten hat. Obwohl sich seine Verbreitung über den ganzen europäischen Kontinent erstreckt, hat sich seine Zahl gerade in neuerer Zeit bei uns durch die ständige Verfolgung stark verringert. Über die Unterscheidungsmerkmale zwischen Baum- und Hausmarder herrschen vielfach Unklarheiten, und wir werden daher die bezeichnenden Unterschiede hier vergleichsweise zusammenstellen. Während der helle Kehlfleck beim Baummarder eine gelbe Färbung trägt, hat er beim Hausmarder meist weiße Färbung, immer aber ist dieser Fleck beim Baummarder nach der Brust zu gleichmäßig abgerundet, während er beim Hausmarder eine deutliche Gabel bildet, deren Enden fast bis auf die Mitte der Vorderläufe reichen. Weiter sind die Fußsohlen des Baummarders stark behaart, während die des Hausmarders fast nackt sind, wodurch seine Spur deutlicher erkennbar ist. Als wichtiges anatomisches Merkmal ist zu erwähnen, daß beim Baummarder der obere Reißzahn an seinem

Außenrande ebenso lang wie der obere Höckerzahn breit ist und daß dieser an seinem Außenrande eingebuchtet ist, während der obere Reißzahn beim Hausmarder an seinem Außenrande länger als der obere Höckerzahn breit ist und dieser an seinem Außenrande einen spitzen Kerb trägt.

Als Grundfarbe kann für den Baummarder ein gelbliches bis dunkleres Braun angegeben werden, das im Winter noch einen Schein dunkler wird und an der Unterseite aufgelichtet ist. Das Wollhaar hat am Grunde rötlichgraue und an der Spitze licht rostgelbe Färbung. Die Ohren sind hell umrandet. Ein gelber, ungegabelter großer Fleck ziert die Kehle. Die Pranken tragen dunklere Färbung als der Körper. Die Länge des Baummarders beträgt etwa 80 cm, wovon 25 cm auf den Schwanz kommen, während seine Schulterhöhe auf 25 cm anzugeben ist. – Als echtes Baumtier bewohnt er größere Laub- und Nadelwälder mit reichem Unterwuchs. Da er die Ruhe und Einsamkeit liebt, hält er sich im Walde an den dichtesten und finstersten Stellen auf. Als Wohnstätte bevorzugt er hohle Bäume, Felshöhlen oder verlassene Nester größerer Vögel. In diesen Verstecken verschläft er den Tag und erscheint erst in der Abenddämmerung, um seinen Raubzug anzutreten. Wer Gelegenheit hatte, einen Baummarder in voller Bewegung zu sehen, wird dem eleganten und gewandten Spring- und Kletterkünstler zugestehen müssen, daß ihm an Schnelligkeit und Sicherheit des Kletterns im Baumwerk kein Tier der Heimat gleichkommt. So ist vor seinen Fängen kein Kleintier des Waldes sicher. Mit List beschleicht er sein Opfer, überfällt es schlagartig und würgt es mit seinem nadelspitzen Gebiß mit überraschender Schnelligkeit. Neben warmblütigen Tieren verschmäht der Baummarder auch die Eier der brütenden Vögel nicht, er plündert den Honig in den Bienenstöcken und läßt sich im Sommer auch Früchte und Beeren munden. Nur wenn in der Zeit der schweren Not Schmalhans Küchenmeister ist in seinem Revier, sucht er gelegentlich menschliche Ansiedlungen auf, um auf Geflügelraub zu gehen. Besondere Vorliebe zeigt der Baummarder für Eichhörnchen, die er mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit zu fangen weiß, doch dürfte die Veranlassung zu dieser Vorliebe mehr dem Jagdeifer als dem Wohlgeschmack des Eichhörnchenfleisches zuzuschreiben sein.

Die Ranzzeit fällt nach bisheriger Annahme in die Monate Januar und Februar, die Tragzeit beträgt etwa neun Wochen. Die 2–4, seltener 5 Jungen werden im März oder April in einem warm ausgepolsterten Versteck zur Welt gebracht. Nach neueren Feststellungen soll die Ranz in den Juli und August fallen und die neunmonatige Tragzeit durch eine Eiruhe, wie wir sie auch vom Reh und Dachs sowie einigen Fledermausarten her kennen, überbrückt werden. Die in einem grauen Wollkleid zur Welt kommenden Jungen öffnen erst nach 18 Tagen die Augen und werden acht Wochen lang gesäugt, um im Alter von zwei Monaten ihre Geburtsstätte zu verlassen. – Als Feinde kommen bei uns nur der Habicht und gegebenenfalls der Uhu in Betracht. – Der Pelz des Baummarders übertrifft den des Hausmarders an Güte und bildet für den Jäger eine sehr willkommene Beute. Wegen seines starken Rückganges wurde dem Baummarder eine Schonzeit vom 1. Februar bis zum 30. November eingeräumt. Junge Stücke lassen sich leicht zähmen und werden durch ihre Anhänglichkeit bald zu reizenden Spielkameraden.

Der Haus- oder Steinmarder

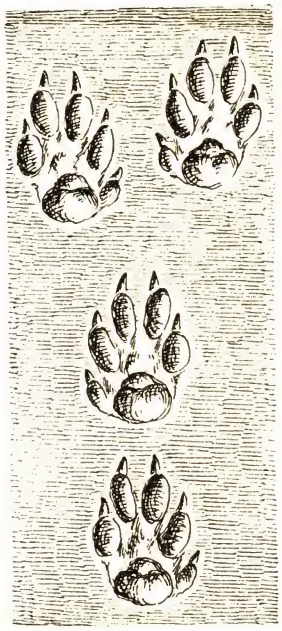
Über die Unterschiede zwischen dem Haus- und Baummarder haben wir im vorigen Kapitel eingehend berichtet, so daß wir uns mit der Beschreibung des Tieres kurz fassen können. Der graubraune Pelz läßt die weißlichen Wollhaare etwas durchscheinen und wird nach den Pranken und der Schwanzspitze zu stark dunkelbraun. Die Ohren sind weiß gerandet, und die Kehle trägt einen weißen, selten gelblichen Kehlfleck, der nach hinten stets in eine Gabel ausläuft. Dazu ist der Hausmarder etwas kleiner als der Baummarder, seine Beine sind noch niedriger, die Ohren etwas kleiner, die Behaarung kürzer und die Fußsohlen schwächer behaart. Als Kennzeichnung der Zahnbildung gilt für Baum- und Hausmarder gleicherweise folgende Formel:

$$\frac{1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 2} = 38.$$

Der Hausmarder, Martes foina, teilt das Verbreitungsgebiet seines im Walde lebenden Vetters, er fehlt jedoch in Skandinavien, Nordrußland, England und Irland und ist bei uns keineswegs so selten wie dieser. Auch der Hausmarder führt seinen Namen mit Recht, denn er meidet den Wald und hält sich vornehmlich im Bereich menschlicher Ansiedlungen auf, wo er den Tag in einsamen Scheunen, Ställen, verlassenen Gebäuden und altem Gemäuer, in Steinhaufen und Holzstößen verschläft und in der Dämmerung die Ställe der Kleintiere, namentlich des Hausgeflügels, aufsucht, um oft entsetzliche Blutbäder anzurichten, da er vielfach mehr mordet, als er im Augenblick vertilgen kann. Ein vom Hausmarder heimgesuchter Hühnerstall oder Taubenschlag bietet ein Bild schlimmster Verwüstung. Neben dem nützlichen Hausgeflügel vertilgt er indes auch Mäuse, Ratten, Eichhörnchen, Kaninchen sowie Vögel aller Art, Eidechsen und Frösche. Seine Vorliebe für Früchte bekundet er durch das Verzehren von Birnen, Pflaumen, Kirschen und allerlei Beerensorten. Als Leckerbissen für den Hausmarder haben Eier zu gelten, die er nie unberührt läßt. Indessen verschmäht er auch Kerbtiere nicht, und vornehmlich in Maikäferjahren läßt er sich die billige Kost munden. Bei der im Februar und März stattfindenden Ranzzeit kommt es unter den Rüden zu wüsten Lärmereien und Raufereien auf Dächern und Mauern der Ortschaften und Gehöfte. Die Fähe wirft Ende April bis Anfang Mai 3–6

45 *Stein- oder Hausmarder*

blinde Junge, die nach etwa 20 Tagen die Augen öffnen. Da auch vom Hausmarder eine Nebenbrunft bekannt ist, die in den Juli und August fällt, mag auch bei dieser Marderart eine Eiruhe bestehen, über die wir bei der Beschreibung des Rehwildes berichtet haben. Junge Hausmarder können zu sehr unterhaltenden und zutraulichen Zimmergenossen werden, zumal sie durch die Anmut, Gewandtheit und Eleganz ihrer Bewegungen stets von neuem die Aufmerksamkeit zu fesseln verstehen.



Marderspur

Auch der Hausmarder darf gemäß Reichsjagdgesetz nur in der Zeit vom 1. Dezember bis zum 31. Januar erlegt werden. Die lange Schonzeit wurde dem hart bedrängten Braunkittel eingeräumt, um seine bereits stark gelichteten Bestände nicht noch mehr zusammenschmelzen zu lassen. Bei dem Erbeuten eines Marders bietet sich für den Jäger meist ein guter Verdienst, denn der Balg eines Baummarders erbringt immerhin den Betrag von 60–80 RM., während für Hausmarderfelle nicht unter 30 RM. erzielt werden, vorausgesetzt, daß die Tiere in der kalten Jahreszeit erbeutet wurden. Seit die tierquälerische Fangart mit dem Tellereisen auf gesetzlichem Wege verboten wurde, beschränkt sich die Jagd auf das sogenannte „Ausklopfen" oder „Ausräuchern". Ist der Ruheplatz eines Marders in einem Baume mit Sicherheit festgestellt, so wird der Stamm mit einem derben Ast so lange bearbeitet, bis der Marder „springt", also sein Versteck verläßt. Bei dieser Gelegenheit versucht der Jäger, seinen Schuß anzubringen. Sollten Marder so fest sitzen, daß sie sich durch das Klopfen nicht zur Flucht entschließen können, werden sie „ausgeräuchert", indem unter dem Baum ein tüchtiges Schwelfeuer entzündet wird. Da den Mardern der Geruch des Rauches zuwider ist, werden sie bald flüchtig und erhalten die Schrote.

Der Iltis

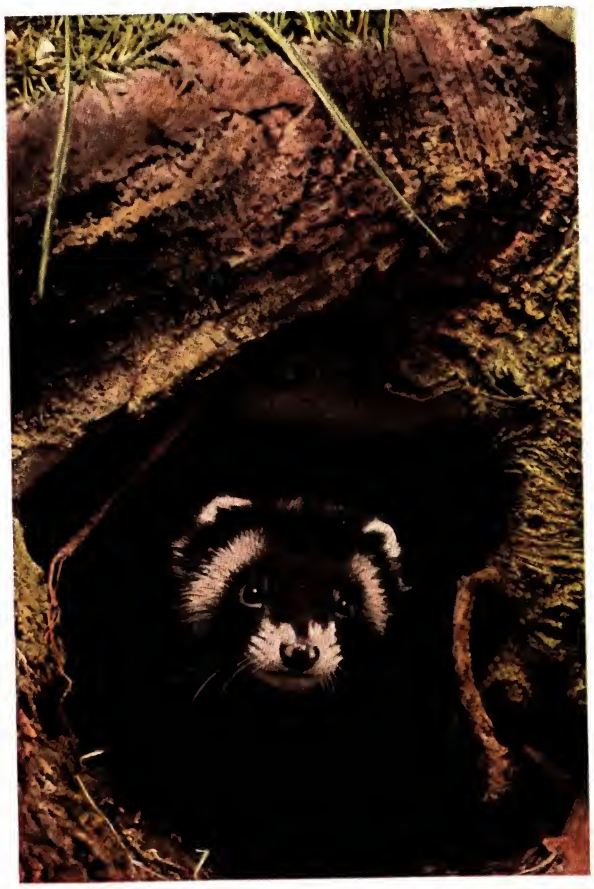
Es hat den Anschein, als sei der Iltis der bekannteste Vertreter der Marderfamilie, doch hat er seine Volkstümlichkeit nur dadurch erlangt, daß alle Marder, gleichviel welcher Art, als Iltis oder Ratz bezeichnet werden, wie der Volksmund auch alle Tagraubvögel unserer Heimat mit dem Ausdruck „Stößer" oder „Habicht" zusammenfaßt. Wird aber einem Zeitgenossen eine der sechs bei uns beheimateten Marderarten einmal vor Augen geführt, so nimmt das Rätselraten kein Ende, und selten wird das Tier seiner Art nach richtig erkannt.

Der Iltis oder Ratz, Putorius putorius, ist etwas kleiner als die bei uns vorkommenden echten Marder, denen er äußerlich in großen Zügen gleicht, nur, daß sein Körper noch etwas gedrungener erscheint. Die Grundfärbung ist ein dunkles Kastanienbraun, das durch die von unten her durchscheinenden gelblichen Wollhaare an einigen Körperteilen aufgelichtet ist. Die Unterseite dagegen trägt dunklere, fast schwarzbraune Färbung, die sich auch auf die Gliedmaßen und den Schwanz erstreckt. Nase, Lippen und Kinn sind von weißlicher Färbung, während der Oberkopf rostgelblich gefärbt ist. Die dunkelbraunen Ohren sind mit weißen Rändern versehen. Der Bauch trägt einen rötlichbraunen Mittelstrich. Trotz des verhältnismäßig dichten Pelzes ist sein Fell keineswegs so schön wie das des Marders und steht daher auch wesentlich niedriger im Preise. Häufig werden weißliche und gelbliche Farbabänderungen angetroffen.

Bei einer Körperlänge von 40–45 cm hat der Iltis eine Schwanzlänge von etwa 15 cm. – Über die Zahnbildung des Iltis wie auch des Frettchens und des Nerzes gibt folgende Formel Auskunft:

$$\frac{1 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 2} = 34.$$

Der auch unter dem Namen Ratz, Stänker und Stinkmarder bekannte Iltis bewohnt mit Ausnahme von Lappland, Irland und Nordrußland ganz Europa und ist in unserer Heimat als häufig zu bezeichnen. Als Aufenthaltsort wählt er jegliches Gelände, das seinen Bedürfnissen Rechnung trägt, so wird er in der Ebene in gleicher Weise wie im Gebirge angetroffen, und in den Wäldern haust er ebenso wie auf den freien Triften; er wird auch häufig in unmittelbarer Nähe von Gewässern gefunden. Ein Bedürfnis scheint ihm die Nähe menschlicher Ansiedlungen zu sein, die er zur harten Jahreszeit gern zu seinem Standquartier erwählt. Als Wohnort ist ihm jeder geschützte Winkel im freien Gelände oder in den Ortschaften recht. Hier entfaltet er oft eine mörderische Tätigkeit, die selbst die Mordgier seiner marderartigen Verwandten in den Schatten stellt. Namentlich in den Behausungen von Kaninchen, Hühnern und Tauben richtet er große Verheerungen an, und er wird in seiner Raubgier um so schädlicher, als er gleich dem Hausmarder oft mehr würgt, als er am Platze verzehren kann. Kein Wunder, daß ihm der Bauer den Kampf bis aufs Messer angesagt hat. Dennoch erweist er sich auf der andern Seite als recht nützlich. Wenn nämlich die Kleintierställe sachgemäß verschlossen und gegen die vierbeinigen Räuber gesichert sind, wird der Iltis zu einem ausgezeichneten Ratten- und Mäusevertilger, so daß er an manchen Stellen vom Landwirt deswegen geradezu gehegt



46 *Iltis im Bau*

47 *Iltis*

wird. Aber auch manches andere Getier steht auf seiner Speisekarte, so stellt er den Schermäusen und Hamstern in gleicher Weise nach wie den Fröschen, Schlangen, Würmern und Schnecken. Auch Kerbtiere werden nicht verschont; leider geht er auch hier und da kleineres Haar- und Federwild an und schlürft die Eigelege von Haus- und Wildvögeln. Gegen den Biß der Kreuzotter soll der Iltis unempfindlich sein, jedoch bedarf seine Giftfestigkeit noch der Bestätigung.

Während der in den März fallenden Ranzzeit verfolgen die Rüden die Fähen unter lautem Kreischen und Schreien und führen erregte Beißkämpfe um die Fähen aus, wobei sie nicht selten als zappelndes Knäuel von den Dächern fallen und auf dem Boden weiterkämpfen. Nach einer Tragzeit von 8–9 Wochen werden an einem versteckten Orte, in einer Höhle oder unter einem Holz- oder Reisighaufen 3–6 Junge geworfen, die erst nach 14 Tagen die Augen öffnen und in den ersten Wochen ihres Lebens eine reinweiße Färbung tragen. Schon im Alter von 6 Wochen sind die Jungen selbständig und gehen mit der Alten auf Raub aus; mit Ablauf des dritten Lebensmonats haben sie die volle Größe erreicht.

Erwähnung verdient ein Abkömmling des Iltis, das unter dem wissenschaftlichen Namen Putorius putorius furo bekannte Frettchen, das seine Entstehung wahrscheinlich der Gefangenhaltung und Zähmung des Iltis verdankt und von der Stammform durch die weißliche oder blaßgelbe Farbe und die roten Augen abweicht, also Albinocharakter hat, wogegen die Gestaltung durchaus der des Iltis entspricht. Das bereits den Römern bekannte Frettchen wurde seit alters her zahm gehalten und für die Jagd auf Kleintiere, namentlich Kaninchen, verwandt. Vielfach werden auch sogenannte „iltisfarbene Frettchen" gehalten, die aus Kreuzungen zwischen Iltis und Frettchen entstehen. Das in allen Lebensäußerungen dem Iltis gleichende Frettchen wird bei ständigem Umgang mit dem Menschen leicht zahm und hält sich bei einem Futter von Fleisch, Semmeln und Milch ausgezeichnet. Die zweimal erfolgende Ranz ist an keine Jahreszeit gebunden; die Tragzeit währt etwa 6 Wochen.

Der Iltis ist in die Reihe der jagdbaren Tiere aufgenommen worden, darf aber das ganze Jahr über erlegt werden mit Ausnahme der säugenden Fähe, die vom 16. März bis zum 15. Juni Schonzeit genießt. Die Jagd auf den Ilk wird nur gelegentlich betrieben; als Tötungsart gilt der Schrotschuß. Zum Fang des kleinen Räubers bedient man sich der Kastenfalle. Erwähnung verdient die interessante Kaninchensuche mittels Frettchens, die meist von Oktober bis Februar betrieben wird. Morgens zieht eine Gruppe von Jägern mit Frettchenkörben aus. An Ort und Stelle angelangt, versuchen sie nun, die Kaninchen durch Beunruhigung zum Einschliefen zu veranlassen. Ist der Bau bezogen, wird vor der Einfahrt jeder Röhre ein kleines, sackartiges, feinmaschiges Netz befestigt und nunmehr das meist mit einem Maulkorb versehene Frettchen in die Hauptröhre gelassen und auch dieser Eingang mit einem Netz verlegt. Sobald die Kaninchen die Anwesenheit ihres Todfeindes bemerken, fahren sie aus den Röhren, verfangen sich aber in den Netzsäcken und werden getötet. Das auf einen bestimmten Pfiff oder Ruf hörende Frettchen kommt nach beendeter Jagd auf das Signal seines Herrn aus der Röhre, wird sogleich aufgenommen und verpflegt, da ihm vor der Jagd nur Milch verabreicht worden ist. Schliefst das Frettchen nach der Jagd nochmals ein, kommt es häufig vor, daß es sich im Bau zur Ruhe legt und lange nicht wieder zum Vorschein kommt. Frettchen ohne Maulkorb ergeben sich während der Jagd manchmal dem Blutrausch und verbleiben im Bau. Es ist verständlich, daß diese Jagdart ihre eigenen Reize hat und reich an interessanten Zwischenfällen ist.

Der Nerz oder Sumpfotter

Als ein Opfer der Entsumpfung unserer Ländereien ist der mit dem wissenschaftlichen Namen Mustela lutreola belegte Nerz oder Nörz in unserer Heimat zu einer so seltenen Erscheinung geworden, daß er von vielen Autoren schon nicht mehr zur Tierwelt Deutschlands gerechnet wird. Indes scheint dieser Wassermarder doch nicht so rar zu sein, wie es den Anschein hat, da er seiner äußeren Erscheinung nach sicher manchmal mit dem Iltis verwechselt wird. In der Tat hat der Nerz recht große Ähnlichkeit mit dem Ilk, nur der flachere Kopf, die breiteren Ohren, das dunklere, glänzendere Haarkleid und der längere Schwanz sind sichere Unterscheidungsmerkmale für den hartbedrängten Sumpfotter, an dem zudem die zwischen den Zehen vorhandenen Bindehäute auffallen. – Die glänzenden, dicht anliegenden und kurzen Grannenhaare tragen dunkelbraune Farbe, während das sehr dichte Wollhaar graulich gefärbt ist. An der Oberseite des Körpers und am Schwanz wird die Färbung deutlich dunkler, während die Unterseite mehr graubraun gefärbt ist. Der vordere Teil der Schnauze und ein kleiner Kehlfleck tragen weiße bis gelbliche Farbe. Die Länge des Tieres kann mit 60 cm angegeben werden, wovon etwa 15 cm auf den Schwanz kommen.

Obwohl der Nerz im östlichen und westlichen Europa in einzelnen Gebieten noch verhältnismäßig häufig anzutreffen ist, sind in Deutschland während der letzten Jahre nur einzelne, wenige Stücke aus Pommern, Schlesien, Ostpreußen, Mecklenburg, Hannover und Brandenburg bekannt geworden. Noch im Jahre 1935 konnte im Taunus ein Stück nachgewiesen werden, ein weiteres wurde im Jahre 1937 im Havelluch gefunden, und im Sommer 1938 wurde ein Geheck unweit Bremen festgestellt. – Der in seinem Körperbau entfernte Ähnlichkeit mit dem Fischotter zeigende Nerz bevorzugt als Aufenthalt stille, entlegene, bruchartige und schilfreiche Gebiete in der Nähe fließender oder stehender Gewässer, wo er seinen Bau unter alten Erlenwurzeln oder auf einer großen

Kaupe anlegt. Die wenigen Ausgänge des Baues münden stets in der Nähe des Wassers, wohin der Nerz bei Beunruhigung auch sofort seine Zuflucht nimmt, um vermöge seiner erstaunlichen Schwimmkunst alsbald den Blicken zu entschwinden. Nur selten gelingt es einem Jäger, auf einen schwimmenden Sumpfotter zu Schuß zu kommen.

In seinen sonstigen Lebensäußerungen ähnelt der Nerz den andern Vertretern der Gruppe. Gewöhnlich verschläft er den Tag in einem sicheren Versteck, um in der Abenddämmerung rege zu werden und seinen Raubzug anzutreten. Dabei legt er eine den Mardern gleiche Gewandtheit und Behendigkeit an den Tag, obwohl er sich auf dem Boden nicht so schnell wie die Marder fortzubewegen vermag. Indes leistet er im Schleichen und Schlüpfen Erstaunliches, späht die kleinsten Löcher und Spalten aus und befindet sich auf seinem Beutezug in ständiger, fiebernder Bewegung. Gleich den andern marderartigen Tieren trägt er im Gehen den Rücken hochgekrümmt. Nur in seltenen Fällen werden von ihm einsam gelegene Fischerhütten und Gehöfte aufgesucht, wo er dann ein Blutbad unter dem Geflügel anrichtet. Seine Nahrung besteht vorwiegend aus dem Getier, das ihm das Wasser und seine Umgebung bietet, so stellt er besonders den Fröschen und Fischen nach und verschmäht auch Schnecken und Krebse nicht. Weiter raubt er erreichbares kleines Wassergeflügel. Eier bieten ihm eine erwünschte Abwechslung. Die Spur ist der des Iltis ungemein ähnlich, so daß sie fast ausnahmslos nicht erkannt wird, da sich die kleinen Schwimmhäute im Trittsiegel nicht abzeichnen.

Die Ranzzeit fällt in den Februar und März. Neun Wochen nach der Paarung gelangen in dem unter Baumwurzeln oder Gestrüpp gut verborgenen Bau 3–6 Junge zur Welt, die in einem mit Federn und Gräsern gut ausgepolsterten Nest ihre erste Jugend verleben und bis zum Herbst bei der Mutter bleiben. Zwar wurde der Nerz in die Liste der jagdbaren Tiere mit aufgenommen, doch gehört er zu jenen Geschöpfen, die gemäß der Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 das ganze Jahr hindurch Schonung genießen. Daß aber dieser wegen seines begehrten Pelzes früher stark verfolgte Sumpfotter in unserer Heimat jemals wieder in größerer Anzahl auftreten wird, ist kaum anzunehmen, da ihm die stetig weiter erfolgende Entsumpfung unserer Ländereien sowohl den Aufenthalt als auch die Nahrung entzieht. So dürfte mit der Kultivierung unseres Landes abermals eine höchst eigentümliche interessante Tierform aus Deutschland getilgt sein!

48 *Nerz oder Sumpfotter*

Das Große Wiesel oder Hermelin

Das in ganz Europa und Nordasien beheimatete Große Wiesel, Mustela erminea, ist eine der häufigsten Marderarten Deutschlands und trägt bei uns im Sommer ein gelblichbraunes Haarkleid, während die unteren Körperteile, nämlich das Kinn, die Kehle, die Brust, der Bauch und die Innenseiten der Beine, weiß gefärbt sind. Das Spitzendrittel des Schwanzes zeigt Schwarzfärbung. Durch einen innerhalb weniger Tage stattfindenden Haarwechsel aber kleidet sich das Tier im Herbst in reines Weiß, wozu die schwarze Schwanzspitze in hartem Gegensatz steht. Auch bei dieser Säugerart können wir die interessante Wahrnehmung machen, daß die im Süden ihres Verbreitungsgebietes vorkommenden Vertreter das ganze Jahr hindurch die sommerliche Braunfärbung, die nordischen Stücke aber ständig ein weißes Haarkleid tragen.

Das Männchen des Hermelins hat eine Körperlänge von 30 cm und eine Schwanzlänge von 10 cm, während das Weibchen in der Größe zurückbleibt. Der Leib ist noch gestreckter und walzenförmiger, und die Beine sind noch kürzer und unscheinbarer als die der andern Marder. An dem ziemlich gleichmäßig zugespitzten Kopf fallen die stumpfe Nase und die rundlichen Ohren auf.

49 *Großes Wiesel oder Hermelin im Sommerkleid*

50 *Hermelin im Winterkleid*

Das Gebiß entspricht dem der Iltisgruppe und zeigt folgende Zusammensetzung:

$$\frac{1 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 2} = 34.$$

Die Ranzzeit des Hermelins fällt in den Februar und März. Nach einer Tragzeit von etwa 10 ½ Wochen wirft die Fähe von Ende April bis Anfang Mai 4–8, seltener mehr Junge, die nach 9–12 Tagen die Augen öffnen. Das Wochenbett schlägt die Fähe gewöhnlich in einem sicheren Versteck auf, meist in einer Baumwurzel, unter einem Holz- oder Steinhaufen, ja, manchmal sogar in Maulwurfsbauen. Der Boden der Wochenstube wird mit weichen Stoffen sorgfältig ausgepolstert. Die Mutterfähe umhegt ihren Nachwuchs mit größter Zärtlichkeit und trägt bei Beunruhigungen die Jungen nach Katzenart im Fang an einen geschützten Ort. Die Pflege des Geheckes geht in ähnlicher Weise vor sich wie bei den echten Mardern, auch werden die Kleinen in den Künsten des Schleichens, Spürens und Mordens eingehend unterwiesen, bis sich die vollerwachsenen Jungen in der harten Jahreszeit von ihrer Mutter trennen, um ein eigenes Dasein zu führen.

Wieselspur

Wir können das Große Wiesel in jeder Landschaft antreffen, wie es auch durch die Schnelligkeit und Gewandtheit seiner Fortbewegung jedwedes Gelände in gleicher Weise meistert. Der Aufenthalt an Waldrändern und auf Feldern sagt ihm am meisten zu. Kein kleineres Tier ist vor dem mörderischen, nadelspitzen Fang sicher. Wenn das Hermelin einerseits durch die Vernichtung von Niederwild und Singvögeln manchen Schaden verursacht, wird es andrerseits recht nützlich durch die Vertilgung schädlicher Nager. Bekannt ist die Jagdart der Großen Wiesel auf Junghasen, zu deren Überlistung indes keine sonderlichen Fähigkeiten gehören. Das Raubtier schleicht sich in die Nähe des Nagers, springt ihm blitzschnell an die Kehle und zerreißt ihm mit den Fängen die Schlagader. Währenddessen rast das Häslein blindlings durch das Gelände, den Räuber als kleinen Reiter festgebissen auf sich tragend. Der Lauf verlangsamt sich, das Beutestück bricht zusammen und verendet unter Zuckungen. Nun hat der Räuber Muße, den frischwarmen Lebenssaft gemächlich einzusaugen. Dann sucht er witternd im Haarkleid des leblosen Körpers, um ihn an einigen wenigen Stellen anzuschneiden.

Im Zorn läßt das Große Wiesel ein helles Zwitschern ertönen, während Ärger durch ein durchdringendes Quieken bekundet wird. In der Angst wird ein zischendes Fauchen hervorgebracht. – Obwohl jung gefangene und eingewöhnte Hermeline leicht zahm werden, ertragen erwachsene den Verlust der Freiheit nicht. Vielfach verweigern sie die Nahrung, hetzen ruhelos umher und laufen sich tot, zudem zeigen sie ein überaus reizbares Temperament. Ihre heftigen Wutausbrüche lassen sie zu wenig angenehmen Zimmergenossen werden. Zu Feinden hat das Hermelin die größeren Räuber der Luft. Als Freiwild kann es zu jeder Jahreszeit erlegt werden. Sein Pelz bietet im Schmuck der winterlichen Farbe ein begehrtes Beutestück. Einen Hermelinmantel zu tragen, war ehemals das Vorrecht gekrönter Häupter!

Das Kleine Wiesel

Abgesehen von einigen unwesentlichen Abweichungen kann das auch Mauswiesel oder Heermännchen genannte Kleine Wiesel, Mustela nivalis, als die verkleinerte Ausgabe des Großen Wiesels bezeichnet werden. Die Färbung entspricht in unseren Breiten dem Sommerkleide des Hermelins und wird das ganze Jahr hindurch unverändert getragen. Als bemerkenswerter Unterschied ist das Fehlen der schwarzen Schwanzspitze zu nennen, indes treten auch gelegentlich Stücke auf, die in dieser Hinsicht dem Hermelin gleichen, aber die Schwarzfärbung beschränkt sich dann nur auf den äußersten Spitzenteil des Schwanzes. In nördlichen Gegenden, manchmal schon in Ostpreußen, wechselt das Mauswiesel das Haarkleid im Winter zu einem reinen Weiß, entbehrt aber der vom Hermelin her bekannten schwarzen Schwanzspitze. Auch in Osteuropa und der Schweiz ist dieser Haarwechsel bekannt geworden. Vielfach werden aber auch braun gefärbte Stücke unter den weißen angetroffen. Daneben treten in der Schneeregion der Gebirge Mauswiesel auf, die ihre weiße Färbung das ganze Jahr über behalten.

Von allen Mardern ist dem Kleinen Wiesel die Fähigkeit des Schleichens und Schlüpfens in höchster Vollendung eigen. Diesen Höchstleistungen entspricht der Körperbau, und daher macht das Mauswiesel den Eindruck einer langen, gleichmäßigen Haarwalze, die nur durch den stumpfschnäuzigen, flachkegelförmigen Kopf und den langsam zugespitzten Schwanz unterbrochen wird. Die auffallend kleinen Beinchen liegen meist unter dem Körper verborgen, so daß es den Anschein hat, das langgestreckte Tierchen ruhe auf dem Bauche. Im Gegensatz zum Hermelin ist die im allgemeinen kürzere und glattere Behaarung zu erwähnen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Formen ist die Kleinheit des Mauswiesels. Da beide Arten fast dieselbe Färbung tragen, werden junge Hermeline vielfach mit erwachsenen Mauswieseln verwechselt. Obwohl diese Art aber durchweg kleiner ist als das Hermelin, schwanken die Maße nicht nur zwischen dem Rüden

und der Fähe, sondern auch innerhalb der Geschlechter sehr erheblich. Nach einer an 56 männlichen und 20 weiblichen Stücken vorgenommenen neueren Untersuchung liegt die Größenschwankung bei den Männchen zwischen 27 und 34 cm und bei den Weibchen zwischen 21 und 25 cm, wovon bei den Männchen 6–8 cm und bei den Weibchen 4–5 cm auf die Länge des Schwanzes kommen. Als Durchschnitt kann eine Körperlänge von 20–22 cm und eine Schwanzlänge von 4,5–5,5 cm für die Art angegeben werden. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß die Männchen bei weitem in der Überzahl vorhanden sind.

Die Verbreitung deckt sich im wesentlichen mit der des Hermelins, mit dem Unterschied, daß eine leichte allgemeine Verschiebung nach Süden zu verzeichnen ist. Im Aufenthaltsort und in den Lebensäußerungen zeigt das Kleine Wiesel eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit seinem größeren Verwandten. Seine Kleinheit befähigt es, auch in Löcher, Ritzen und Spalten zu schlüpfen, die so winzig sind, daß ein Eindringen unmöglich erscheint. So bereitet es unserem Heermännchen keine Schwierigkeiten, selbst Mäuselöcher zu durchstöbern, und da es die Jagd auf die kleinen Nager sehr ausgiebig betreibt, macht es sich im Wirkungsbereich des Landmanns und Gärtners recht nützlich. Zudem ist es überall zu Hause. Wir können es in der Ebene ebenso wie im Gebirge antreffen; es lebt im Walde wie auch auf freiem Felde und findet sich häufig in der Nähe und selbst im Innern von Ortschaften. Bei der erstaunlichen Gewandtheit und Beweglichkeit des Körpers fällt es ihm nicht schwer, jede Geländeschwierigkeit mit Leichtigkeit zu überwinden. Sein furchtbares Raubtiergebiß im Verein mit den gänzlich auf Kampf und Raub eingestellten Wesenseigenschaften ermöglichen es dem kleinen Buschräuber, Kleintiere aller Art bis zur Größe eines Hasen und eines Huhnes zu reißen, wobei die Wiesel gelegentlich gemeinsam jagen, doch dürfte es sich in diesen Fällen immer um eine Mutterfähe mit ihren herangewachsenen Jungen handeln.

51 *Mauswiesel*

Obwohl die Ranzzeit für das Heermännchen im Schrifttum vielfach mit der des Hermelins übereinstimmend angegeben wird, scheint die Paarung das ganze Jahr hindurch zu erfolgen, da nach den sehr eingehenden Untersuchungen Pohls trächtige Weibchen einerseits und Junge andrerseits zu allen Jahreszeiten gefunden werden. Indes bedarf es noch des einwandfreien Nachweises, ob das Weibchen mehrmals im Jahr wirft, oder ob es sich um eine das ganze Jahr über währende Ranzzeit handelt. Die Tragzeit beträgt fünf Wochen und die Anzahl der Jungen 3–8, meist 4–6, die blind zur Welt kommen.

Ein Kleines Wiesel in der Freiheit zu beobachten, bereitet jedem Naturfreund Anregung und Kurzweil. Das kleine, ungemein bewegliche und in seinem Äußeren angenehme Tierchen huscht behende durch das Gelände, hier und da verhaltend und witternd. Beim Wahrnehmen einer fremdartigen Erscheinung setzt es sich häufig nach Hasenart auf die Hinterbeine und äugt aufmerksam nach dem Gegenstand seiner Beunruhigung. Bei seinem verwegenen, mutigen und kampflustigen Wesen scheut sich das Mauswiesel nicht, selbst Menschen anzugreifen und wütend mit den Fängen zu bearbeiten. Für die Gefangenhaltung eignet sich das zierliche Tierchen noch weniger als sein größerer Gattungsgenosse, da es frischer, blutwarmer Nahrung, am besten lebender Kleintiere, bedarf und den Verlust der Freiheit anscheinend nicht erträgt.

Der Fischotter

In diesem fischfressenden Landraubtier lernen wir die zweite Unterfamilie der Marder kennen. Ihre Vertreter sind durch walzenförmigen, gestreckten Körper, kurze Beine und langen, gleichmäßig verjüngten, kurz behaarten Schwanz ausgezeichnet. Der flache, breite Kopf trägt eine stumpfe Schnauze und sehr kleine, runde, verschließbare Ohren. Die Zehen sind mit wohlausgebildeten Schwimmhäuten versehen. Mit Ausnahme von Australien ist die Gruppe über alle Erdteile verbreitet.

Mit diesen Ausführungen ist die Kennzeichnung der otterartigen Tiere kurz umrissen. Um aber ein klares Bild über die vorzügliche Anpassung des bei uns beheimateten Fischotters, Lutra lutra, gewinnen zu können, müssen wir das eigenartige Tier etwas näher in Augenschein nehmen. Zum Schwimmen und Tauchen befähigen den Fischotter vornehmlich die bis zu den Zehennägeln reichenden starken Schwimmhäute und der von oben nach unten abgeplattete, spitz zulaufende Schwanz. Als weitere Anpassung an das Wasserleben können die sehr kleine, abgerundete Ohrmuschel und die Verschließbarkeit des äußeren Gehörgangs durch eine Hautfalte angesehen werden. Um das Eindringen von Wasser in die Nasenhöhle zu verhindern, tragen die schmalen Nasenlöcher wulstige Ränder, die durch besondere Muskeln aneinandergepreßt werden können. Das Haarkleid des Otters gleicht einem Ölmantel, von dem die Tropfen sofort abgleiten, wenn das Tier aus dem Wasser steigt. Diesen Wasserschutz ermöglicht eine starke Absonderung der reichlich vorhandenen Hautdrüsen. Als Ersatz für den bei den Wassertieren vielfach anzutreffenden Fettpanzer dient die beim Schwimmen zwischen den glattanliegenden Grannenhaaren und dem dichten Wollpelz sich erhaltende Luftschicht, die einen schlechten Wärmeleiter darstellt und zudem den Körper nicht übermäßig ausdehnt wie die Speckschicht bei den Robben.

Als Grundfärbung kann ein stumpfes Erdbraun gelten, das an der Unterseite etwas aufgelichtet ist. Hellere Zeichnung tragen die Kopfseiten, der Ohrrand, das Kinn und der Unterhals. Das einzelne Wollhaar hat hellbraungraue Färbung mit dunkelbrauner Spitze. Der Fischotter behält das ganze Jahr über die gleiche Färbung. Seine Länge beträgt 1,25–1,50 m, wovon etwa

52 *Fischotter mit Beute*

40–45 cm auf den Schwanz entfallen. Das Gewicht schwankt zwischen 8 und 12 Kilo, doch kommen gelegentlich starke Rüden bis zu 14 und 15 Kilo vor. Das Gebiß entspricht nicht dem der bisher betrachteten Marder, sondern zeigt folgende Formel:

$$\frac{1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 2} = 36.$$

Die nadelspitzen, feinen, aber festen Zähne sind für das Erfassen und Festhalten der schlüpfrigen Fische hervorragend geeignet, während ein breiter, vielhöckeriger Backenzahn in jeder Kieferhälfte zum Zerstückeln des Fleisches dient und in seiner Funktion wie eine Schere wirkt. Der sehr kurze und schmale Unterkiefer dient als kräftiger Hebel beim Kauen und liegt im vorderen Teil hinter dem Oberkiefer, so daß er die Rachenhöhle gut verschließt, wozu auch die breiten, wulstigen Lippen beitragen. Die auffallend kleinen Augen stehen der Nase näher als den Ohren. Schwimmt der Otter an der Wasseroberfläche, so ist von ihm nur das kleine Feld von der Nase bis zu den Augen wahrzunehmen, so daß das Tier mehr durch die Bewegung des Wassers als durch seinen Körper in Erscheinung tritt.

Der Fischotter findet sich in ganz Europa sowie in Mittel- und Ostasien bis nach Japan, südwärts bis zum Himalaja und wird im Norden fast bis zum Polarkreis angetroffen. Wie bei allen Säugetierarten mit großem Verbreitungsgebiet, spaltet sich auch diese Art des Wassermarders in mehrere Rassen, die indes nur unwesentliche Abweichungen zeigen. Als Aufenthaltsort dienen ihm Gewässer jeglicher Art, soweit sie ihm hinreichend Nahrung bieten; so finden wir den braunen Freifischer in fließenden Gewässern wie auch in Seen und Teichen, die bevorzugt werden, wenn sie von Wald und Schilfdickicht umstanden sind. Im allgemeinen ist der Otter häufiger, als es den Anschein hat, da er sich nicht nur im Wasser, sondern auch auf dem Lande geschickt zu verbergen weiß. Zu ebener Erde bewegt er sich schneller und gewandter, als es die kurzen Beine möglich erscheinen lassen; der Leib liegt dann fast auf dem Boden und wird schlangenartig hin und her bewegt; der weit vorgestreckte Kopf wird im Lauf tief getragen. Bewundernswert ist die Wendigkeit des langgestreckten Körpers und die Fähigkeit, lange auf den Hinterbeinen stehend, den Vorderkörper aufzurichten, eine Stellung, die der Otter gern einnimmt, um Ausschau zu halten.

Das Wasser aber erst ist sein Element, und dank der vorzüglichen Anpassung seines Körpers kann er als unübertrefflicher Meisterschwimmer und Kunsttaucher gelten. Infolge der reißenden Schnelligkeit und verblüffenden Gelenkigkeit beim Schwimmen haben selbst gewandte Fische Mühe, ihrem Verfolger zu entkommen. Einen Otter bei seinen erstaunlichen Schwimmkünsten zu beobachten, zwingt jeden Beschauer zur Bewunderung. Mit schlangenartiger Gewandtheit dreht und wendet er sich im Wasser, wechselt überraschend schnell die Bauch-, Seiten- und Rückenlage, macht die gewagtesten Kopfsprünge und rollt sich dann wieder mehrmals um die eigene Achse. Dabei macht das sich tummelnde Tier, bei dem jede Schwimmbewegung genau berechnet ist, mehr den Eindruck einer Schlange als den eines Säugetieres.

Seinen Wohnsitz nimmt der Otter in unterirdischen Gängen, deren Einfahrten sich etwa 50 cm unterhalb des Wasserspiegels befinden. Von der Einfahrt steigt eine Röhre gewöhnlich 1½–2 m aufwärts zu einem weiten, mit Gras und anderen weichen Stoffen ausgestatteten Kessel, von dem nach der Landseite gleichfalls eine Röhre läuft, deren Öffnung zur Regulierung der Luft oberhalb des Ufers liegt. Zur Anlage der Einstiege werden vom Otter gern überhängende, stark verwurzelte, hohe Uferränder benutzt. Vielfach besitzt der Wassermarder mehrere Baue in einem Revier. Wo er einen festen Standplatz hat, benutzt er stets dieselben Ein-

und Ausgangsstellen am Wasser, die dem geübten Auge leicht erkennbar sind und als „Otterstiege" bezeichnet werden.
Wie die Landmarder, so verbirgt sich auch der Otter den Tag über in einem Versteck, sei es eine hohle Baumwurzel, überhängendes Gezweig oder Binsendickicht, und beginnt mit angehender Dunkelheit seine Raubzüge, die fast immer geräuschlos ausgeführt werden. Beim Jagen verfährt er auf mehrerlei Weise. Meist versucht er eine größere Anzahl Fische in einer Bucht zusammenzutreiben, oft aber peitscht er auch durch Hinundherschlagen des Schwanzes die Wasseroberfläche, um die silberigen Schuppenträger in das Gestein oder die Uferlöcher zu scheuchen, wo sie ihm eine leichte Beute werden. Vielfach aber lauert er auch auf Steinen oder Baumstümpfen, um bei einem sich nahenden Fisch ins Wasser zu stürzen und ihn durch schnelles Nachjagen zu erbeuten. Dabei versucht er stets sein Opfer zu unterschwimmen und von unten her zu packen. – Obwohl die eigentliche Ranzzeit des Fischotters in den Februar fällt, scheint die Paarung an keine Jahreszeit gebunden zu sein, da junge Fischotter in jedem Monat gefunden werden. Nach einer neunwöchigen Tragzeit werden 2–4 Junge geworfen, die 8–10 Tage nach der Geburt die Augen öffnen. Die Wochenstube wird in einem weichgepolsterten, versteckten Kessel angelegt. Die Jungen leben lange mit ihrer Mutter zusammen und jagen gemeinsam, indem sie sich die Beutetiere gegenseitig zutreiben. Jung gefangene Fischotter erweisen sich als reizende, überaus anhängliche und zutrauliche Pfleglinge und folgen ihrem Herrn auf Schritt und Tritt.

Die Spur des Fischotters

Bei Schreck und in der Erregung stößt der Otter ein helles, durchdringendes Pfeifen aus. Denselben Laut gibt er auch in der Ranzzeit von sich. Wohlbehagen bekundet er durch ein leises Kichern. – Kaum ein anderer Vertreter des einheimischen Raubzeugs zeigt so eigentümliche Spuren wie der Fischotter, da sich in den Trittsiegeln die Schwimmhäute deutlich abzeichnen; zudem weisen die Pfoten eine auffallende Spreizung im Spurbild auf. – Die in Strangform abgegebene Losung hat eine Länge von über 5 cm, grünlich düstere Färbung und ist stets mit Fischresten untermischt. Bei Nahrungsmangel unternehmen die Fischotter größere Überlandwanderungen nach fischreichen Gewässern, so daß sie manchmal in Gegenden auftreten, wo sie jahrelang nicht beobachtet wurden.
Der Fischotter gehört zu den jagdbaren Tieren, die das ganze Jahr hindurch Schonzeit genießen. Da diese Marder aber in künstlich angelegten Fischteichen, in denen die silberigen Flossenträger keine Gelegenheit haben, dem gewandten Räuber auszuweichen oder zu entkommen, ungeheuren Schaden anrichten können, ja, die Gewässer gänzlich auszufischen vermögen, wurde den Eigentümern, Pächtern und Nutznießern solcher künstlich angelegter Zuchtteiche ein Sonderrecht insofern eingeräumt, als der Otter hier mit der Schußwaffe erlegt werden darf. Da sein Pelz zu jeder Jahreszeit verwertbar ist und stets gut im Handel steht, bildet der erlegte Otter ein begehrtes Beutestück. Es wurde früher viel darüber geschrieben, daß bei der Verminderung des Fischotterbestandes die Fische an Zahl ungeheuer zunehmen würden. Durch die ständige starke Verfolgung und die Abnahme der Lebensmöglichkeiten ist der Otter stark zurückgegangen, aber auch der Fischbestand schrumpfte mit seiner Abnahme zusammen. So ist nicht der kleine, muntere Wassermarder schuld an dem Rückgang des Fischbestandes, vielmehr der Mensch, weil er durch die Befestigung der Wasserläufe, die Trockenlegung toter Flußarme und Sümpfe und die Vermehrung chemischer Abwässer den Fischen die Lebensmöglichkeiten nahm!

Der Dachs

Die Angehörigen der letzten Unterfamilie der marderartigen Raubtiere werden als Dachse, Melinae, zusammengefaßt. Die hervorstechendsten Merkmale dieser Gruppe sind der starke, gedrungene, breitrückige Körper, der kleine Augen und winzige Ohren tragende, lange, zugespitzte Kopf und die kurzen, stämmigen Gliedmaßen, die im vorderen Paare lange, wenig gekrümmte Grabklauen tragen; weiter der dichte, grobe Pelz und der kurze, stark behaarte Schwanz. Die als Sohlengänger bekannten Dachse kennzeichnen sich durch ihre die Körperlänge um das Achtfache übersteigende Darmlänge neben den Bären als Allesfresser. Über die Zahnbildung gibt folgende Formel Aufschluß:

$$\frac{1 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 2} = 38.$$

Während die Reißzähne bei den Dachsen kleiner als bei den übrigen Mardern sind, werden die oberen Höckerzähne überaus

53 *Dachs verläßt den Bau*

54 *Junge Dachse*

stark. Der erste obere Vorbackenzahn ist sehr klein und fällt im Alter aus, ebenso der untere Höckerzahn. Die Eckzähne erreichen eine stattliche Länge. Mit Ausnahme von Australien sind die Dachse über alle Erdteile verbreitet.

Wenn wir die Gestalt unseres Dachses, Meles meles, näher betrachten, werden wir zu der Überzeugung gelangen, daß der schwere Körperbau, wie wir ihn eben durch die kurze Beschreibung der Unterfamilie kennengelernt haben, nicht zu den schnellen und gewandten Bewegungen der übrigen Marder befähigt. Wenn aber die Ruhe und Gemächlichkeit, die unseren Meister Grimbart kennzeichnen, als Trägheit oder gar Faulheit ausgelegt werden, müssen wir uns durch die nachstehende Schilderung seiner Lebensweise eines anderen belehren lassen. Zum mindesten ist der Dachs seiner Umwelt und den damit zusammenhängenden Bedingungen sehr sinn- und zweckvoll angepaßt.

Da der schwere Körper und die stämmigen Glieder nicht zum Springen und Klettern taugen, bewegt sich der Dachs um so besser und sicherer auf dem festen Boden. Die kleinen Augen und die hervortretende Nase deuten darauf hin, daß er seine Nahrung durch den Geruch aufspürt und unabhängig vom Tageslicht ist. Auch sein düsteres Kleid kennzeichnet ihn als Nachttier. Der Körper zeigt ein Gemisch von weiß- bis gelbgrauer und schwarzer Farbe, während an der Unterseite deutlich dunklere Töne, nämlich Schwarzbraun bis Schwarz, vorherrschen. Diese sogenannte Verkehrtfärbung treffen wir nicht häufig bei den Säugetieren an. Trotz vieler Erklärungsversuche konnte die Ursache dieser Erscheinung noch immer nicht einwandfrei gedeutet werden. Die Erklärung, daß es sich um eine Anpassung an die Umgebung handelt, ist nicht stichhaltig, da viele andere Geschöpfe unter völlig gleichen Bedingungen leben, die nicht die seltsame Verkehrtfärbung tragen. Unser Dachs weist außerdem eine höchst eigenartige Zeichnung auf, die wir von keinem andern Säugetier unserer Heimat kennen. Vom weißen Kopf her ziehen sich zwei dicke, schwarze, kurz hinter der Nase beginnende Streifen über die Augen und verlieren sich in der Gegend der Ohren, wodurch gleichzeitig ein weißer Mittelstreifen frei bleibt, der sich über Nase, Stirn und Hinterhaupt bis auf den Nacken erstreckt. Kehle und Gliedmaßen tragen schwarze Färbung. Der kurze, stummelförmige Schwanz zeigt eine Melierung von Weiß und Grau.

Ein so langsames und schwerfälliges Tier wie unser Dachs kann sich auf freien Flächen ohne Gefahr nicht zeigen. Er wählt daher zu seinem Aufenthaltsort weite, zusammenhängende Wälder und Gehölze mit Lichtungen, von wo er gelegentlich zu nächtlicher Stunde Streifen zur Nahrungssuche auf die freien Flächen unternimmt. Bei seinem Ruhebedürfnis muß er bestrebt sein, seiner Umwelt möglichst zu entrinnen und sich vor Feinden zu sichern. Eine Erdburg leistet hierzu gute Dienste. Zur Anlage solcher Verliese ist sein Körperbau hervorragend geeignet. Mit den langen und starken Krallen der breiten, fünfzehigen Vordertatzen vermag er selbst feste und harte Erde vorzüglich hinwegzuräumen, wobei ihn die kräftigen Knochen des kurzen Unterarms wirksam unterstützen; der harten Grabtätigkeit angepaßt sind auch die von dem breiten Schulterblatt ausgehenden starken Muskelpartien der Branten. Findet Meister Grimbart in seiner ruhigen Waldheimat einen Hügel, so gräbt er mit seinem ihm von der Natur auf den Lebensweg mitgegebenen Handwerkszeug Röhren von 1,0 m Länge, die 4–5 m tief ins Erdreich laufen und von sehr verschiedenen Seiten in geraden und vielfach gewundenen Linien sich in einem geräumigen Kessel treffen, der weich mit Moos, Gras und Blattwerk ausgepolstert und peinlich sauber gehalten wird. Bei der Reinlichkeitsliebe von Meister Grimbart hat er auch Bedürfnis nach frischer Luft. Daher baut er zur Luftverbesserung seiner Burg noch einige gerade nach oben führende Luftschächte in seine Waldvilla ein. Hier verschläft er unbehelligt den Tag und hält er sich längere Zeit im Winter auf, um vor den Unbilden der harten Jahreszeit geschützt zu sein. Der harte, spitze Schädel wirkt beim Graben wie ein Keil, der starke, kurze Hals unterstützt den Kopf als Hebel. Die mit den Vordertatzen aufgewühlte Erde wird nach hinten geschippt und mit den Hintertatzen weitergeworfen. Zum Transport des Sandes durch die langen Röhren bedient sich der Dachs seines im hinteren Teil besonders starken Körpers.

Trittsiegel des Dachses

Nach diesen Erläuterungen werden wir den Körperbau unseres Leisetreters als Zweckmäßigkeitsleistung besser verstehen können. Ist Meister Grimbart nach langem, festem Schlaf erwacht, reckt er sich wohlgefällig und schließt aus dem Bau, prüft die Windrichtung und setzt sich schwerfällig in Bewegung. Nun ist es für ihn auch Zeit zum Losen, denn seine Festung hält er von jeglichem Unrat peinlich sauber. Die breiige Losung wird meist in kleinen, selbstgegrabenen Mulden abgesetzt. Auf seinem Streifzug nimmt der Nachtwandler alles mit, was sich seiner Nase darbietet, seien es kleinere Säugetiere oder Vögel, seien es Schlangen, Frösche, Kerbtiere und ihre Larven oder Puppen. Auch Schnecken und Muscheln verleibt er sich ein. Sollte sich ein Eigelege am Wege finden, so wird es als willkommener Leckerbissen mit-

genommen. Vielfach „sticht" er mit den Krallen in den Boden, um Mäusen nachzuspüren, und er wühlt mit der Nase auch wohl schweineartig im Laube, um Freßbares zu finden. Daneben ist unser Grimbart kein Verächter von pflanzlichen Stoffen, und namentlich Früchte und Beeren scheinen ihm vortrefflich zu munden; doch nimmt er auch mit Gemüse und Pilzen, ja sogar mit Eicheln und Bucheln vorlieb. Auf sandigen Stellen hinterläßt der „Gräving" manchmal seine Spur, bei der die Größe der Vordertatzen und die Länge der Krallen auffällt. Alle fünf Zehen treten dabei deutlich hervor. Die verschiedenen Gangarten lassen sich gut aus der Spur erkennen.

Eine sichtliche Veränderung im Benehmen legt der Dachs während der schönsten Sommermonate an den Tag. Dann packt ihn die Liebe, und nun kann man die Rüden sich hetzen und jagen sehen, wobei sie eine Schnelligkeit und Gewandtheit entwickeln, die man den plumpen Gesellen keineswegs zutraut. Ein erregtes Schnauben und Keuchen begleitet die wilde Hatz. So geht das Treiben manchmal bis zum Herbst. Da die Dachsrüden in dieser bewegten Zeit es an Vorsicht und Scheu oft fehlen lassen, haben wir Gelegenheit, auch einmal die Größe näher festzustellen. Der Körper mißt etwa 80 cm, und das Stummelschwänzchen kann es auf 20 cm bringen. An der Schulter erreicht er eine Höhe von etwa 30 cm. Das Gewicht wechselt nach der Jahreszeit. Wenn sich Grimbart im Herbst ein Ränzlein angemästet hat, konnten schon Gewichte von 18–20 Kilo nachgewiesen werden. Die Fettschicht des Dachses hat dann aber auch eine Stärke von 4–5 cm und kann bei einem kräftigen Stück bis zu 3 Kilo Gewicht erreichen. Die Dächsin geht sehr lange, nämlich 6–8 Monate, trächtig. Im sorgfältig ausgepolsterten Kessel bezieht sie Ende März oder im April ihre Wochenstube und wirft 3–5 Junge, die etwa drei Wochen geschlossene Augen haben. Abseits vom Kessel liegt ein Abort, der gleichzeitig als Kammer für Freßreste benutzt wird. Da Grimbart mit Reineke manchmal den Bau teilt, werden junge Dachse und Füchse dann zusammen in einer Burg angetroffen. Bereits nach vier Wochen verlassen die in den ersten Lebenstagen in einen weißen Pelz gehüllten Jungen den Bau, und nun spielen sich vor dem Eingang oft die reizvollsten Familienbilder ab, denn die Dächsin ist eine vorzügliche Mutter und betreut ihren Nachwuchs mit rührender Liebe. Bis zum Herbst gehen die Jungen mit der Mutter zusammen auf Nahrungssuche, dann aber trennen sie sich und führen ein eigenes Leben.

Vor nicht allzulanger Zeit war der Dachsbestand in Deutschland so stark zurückgegangen, daß ernstliche Schutzmaßnahmen zu seiner Erhaltung getroffen wurden. Inzwischen hat sich dieser durch die Vertilgung von Kerbtieren und ihrer Brut recht nützlich machende Erdmarder aber so stark vermehrt, daß seine Schußzeit verlängert werden konnte. Dachse können heute vom 1. Juli bis 15. Januar erlegt werden. Daß von dieser Gelegenheit zur Jagd auf Meister Grimbart reichlich Gebrauch gemacht wird, beweisen die im „Jahrbuch der Deutschen Jägerschaft" 1936/37 veröffentlichten Schußzahlen. Danach wurden im Jahr 1936/37 nicht weniger als 18206 Dachse in Deutschland erlegt. – Neben dem Ansitz wird eine besonders beliebte Jagdart auf den Dachs angewandt, wobei Erdhunde in den Bau einschliefen, die den Dachs so lange beschäftigen und festhalten, bis er mit Spaten und Hacke ausgegraben ist. Vielfach läßt man den Dachs auch durch Erdhunde aus dem Bau treiben und schießt ihn beim Flüchten. Bei solchen Jagdarten fehlt es an Zwischenfällen mannigfaltiger Art nicht, und vornehmlich die Hunde haben es oft schwer, mit dem meisterhaft sich verteidigenden Dachs fertig zu werden, der sich manchmal auch so geschickt verklüftet, daß er nicht aus dem Bau zu bringen ist und Jäger und Hunde unverrichteter Sache abziehen müssen.

Das Fell des Dachses war von jeher ein begehrter Handelsartikel, da es ein für Koffer überzüge und Jagdtaschen sehr geeignetes, wasserdichtes und dauerhaftes Leder ergibt. Die weichen Haare werden für gute Bürsten und Pinsel verarbeitet. Das Fleisch soll wohlschmeckend sein, wird aber bei uns nur noch von Zigeunern gegessen und enthält manchmal Trichinen. Eine Untersuchung des Dachsfleisches vor dem Genuß des Bratens ist daher auf jeden Fall ratsam.

Die Ordnung der Nagetiere

Das wesentlichste Merkmal dieser Gruppe ist bereits sehr bezeichnend im Namen ausgedrückt, denn alle Vertreter müssen eine mehr oder weniger emsige Nagetätigkeit ausüben, um sich im Daseinskampf erhalten zu können. Um einen Nager zu erkennen, braucht man ihm nur ins Maul zu sehen, und das eigenartigste Merkmal der Gruppe, die mächtigen, meißelförmigen, wurzellosen, nur an der Vorderseite mit Schmelz bedeckten Nagezähne, tritt sofort augenfällig in Erscheinung. Die Nagezähne werden nämlich von einem besonders stark vergrößerten Schneidezahn jederseits im Ober- und Unterkiefer gebildet. Diese vier meist schon äußerlich als „Raffzähne" sichtbaren Hauer wachsen nun ständig nach, so daß ihre Träger gezwungen sind, häufig an holzartigen Stoffen zu nagen. Außerdem haben die Schneidezähne einen so eigentümlichen Stand, daß beim Öffnen und Schließen des Maules die scharfen Schneiden dieser Meißel ständig aneinander schleifen. Beim Fehlen oder falscher Stellung eines Zahnes wächst sich der gegenüberliegende Partner zu einem spiraligen Gebilde aus und verursacht durch Einwachsen in den Schädel oft verhängnisvolle Störungen für seinen Träger. Da nur die Vorderseite der Nagezähne mit Schmelz überzogen ist, erhält sich ihre obere Leiste bei der ständigen Abnutzung stets als scharfe Schneide.

Innerhalb der großen Ordnung der Nagetiere, Rodentia, die mehr als ein Drittel aller Säugetierarten umfaßt, lassen sich nun gemäß der Bezahnung zwei größere Gruppen unterscheiden, die als Doppelzähner, Duplicidentata, und Einfachzähner, Simplicidentata, bezeichnet werden. Bei den Doppelzähnern, zu denen sämtliche hasenartigen Geschöpfe gehören, steht hinter jedem oberen Schneidezahn ein kleinerer Stiftzahn, der bei den Einfachzähnern, zu denen die mäuse-, stachelschwein- und eichhornartigen Nagetiere gehören, fehlt. Des weiteren fehlen bei allen Vertretern der Ordnung jegliche Eckzähne, und zwischen den Schneidezähnen und den Backenzähnen klafft im Kiefer stets eine weite Lücke. Die Zahl der Vorbackenzähne schwankt, während mit wenigen Ausnahmen im Ober- und Unterkiefer je drei echte Backenzähne vorhanden sind.

Im übrigen stellen die Vertreter der Nager ausnahmslos kleine, in seltenen Fällen mittelgroße Geschöpfe dar, die vorn und hinten meist fünf bekrallte Zehen tragen und zum weitaus größten Teil pflanzliche Nahrung zu sich nehmen. Mehrere Arten sind mit Backentaschen versehen, die der Aufspeicherung von Futterstoffen dienen. Eine zweckmäßige Behaarung oder Zweiteilung der Mundhöhle dient der Anpassung an die Nahrungsaufnahme und zum Fernhalten der von den Tieren fortwährend erzeugten Sägespäne.

Bei ihrer ungemein großen Artenzahl und Vielgestaltigkeit finden wir die Nager jedweder Örtlichkeit durch den Leibesbau angepaßt. Als hervorragende Springer bewohnen sie die weiten Ebenen. Mit eigentümlichen Klimm- und Kletterorganen ausgestattet, finden wir sie im Geäst und Gezweig der Bäume, selbst

55 *Hoppelnder Hase*

geschickte Gleitflieger mit natürlichen Fallschirmen und Bremsvorrichtungen gibt es unter ihnen. Weiter sind sie als vorzügliche Schwimmer und Taucher im Wasser heimisch, und auch unter der Erde wühlen sie mit einem zweckvoll angepaßten natürlichen Handwerkszeug als Mineure und Gräber, die das Tageslicht niemals erblicken. Diese vielseitigen Lebensbedingungen und Anpassungen an die engere Umwelt erklären die Vielgestaltigkeit und Formenfülle der Gruppe.

Der Feldhase

Wir alle kennen Meister Lampe, unsern Hasen, so genau, daß sich eine nähere Beschreibung zu erübrigen scheint. Dennoch erweisen sich einige Hinweise als notwendig, um das Charakterbild der Art abzurunden und den Ansprüchen aller Leser gerecht zu werden. Unser Feldhase, Lepus europaeus, gehört zu den Doppelzähnern der Nagetierordnung, über deren Merkmale wir bereits berichtet haben, und ist ein Vertreter der Familie der Hasen im weiteren Sinne, die unter dem wissenschaftlichen Namen Leporidae bekannt ist. Als hervorstechendstes Merkmal sind seine langen Ohren zu nennen, die immer länger als der Kopf sind. Außerdem haben die Hinterbeine fast die doppelte Länge der Vorderbeine. Der kurze Schwanz ist buschig behaart und wird aufrecht getragen. Der letzte Backenzahn des Oberkiefers ist sehr schwach ausgebildet.

Als Grundfärbung ist ein Gemisch von Rostgelb und Schwarzbraun zu nennen, das indes nach der Örtlichkeit, der Jahreszeit und dem Alter erheblichen Schwankungen unterworfen ist. So zeigen die südeuropäischen Hasen eine mehr rötliche, kürzere und lockere Behaarung, während sie um so heller und dichter behaart sind, je weiter nördlich sie sich verbreiten. Dazu kommen Längen- und Breitenunterschiede der unter dem Namen Löffel bekannten Ohren. Die Systematik hat nach diesen Merkmalen mehrere Unterarten des Hasen aufgestellt, die indes sämtlich zu einem geschlossenen Formenkreis gehören. Betrachten wir das einzelne Grannenhaar eines Hasen, so zeigt sich eine mehrfache Ringelung von grauer, rostgelblicher und braunschwarzer Farbe, wodurch die eigenartige Melierung des Hasenkleides entsteht. Das feine Wollhaar dagegen ist meist von heller, vielfach weißer Farbe. Die Weibchen tragen ein reineres, rötlicher getöntes Haarkleid. Die Seiten sind gewöhnlich heller gefärbt als der Rücken, und die Außenseiten der Beine haben eine rotbraune Färbung, die hinten gelblicher erscheint. Die Brust ist roströtlich getönt, während Kehle, Bauch und Innenseiten der Beine weiß gefärbt sind. Das mit gelbbrauner Iris versehene Auge ist von einem Feld heller, rostgelblicher Haare umkleidet. Der Schwanz trägt oberseits schwarze, unterseits weiße Färbung. Das Ohr endet in eine schwarze Spitze. Aus der Beschreibung der Färbung ist ersichtlich, daß der Hase seiner Umgebung im freien Gelände aufs engste angepaßt ist und sein erdbraunes Fell ihm einen vorzüglichen Schutz gegen Sicht gewährt.

Unser Feldhase hat eine Körperlänge von 55–60 cm und eine Schwanzlänge von 10 cm. Der Kopf weist nur eine Länge von 10,5 cm auf, während der einzelne Löffel eine Länge von 13,5–15 cm besitzt. Das Gewicht kann für Mitteldeutschland auf 3,5–5,5 Kilo angegeben werden. 12 Pfund schwere Hasen gehören bei uns zu den größten Seltenheiten, kommen im östlichen Europa aber häufig vor.

Das Gebiß des Feldhasen setzt sich folgendermaßen zusammen:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 0 \cdot 1 + 1}{3 \cdot 2 \cdot 0 \cdot 1} \times 1 + \frac{1 \cdot 0 \cdot 3 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 2 \cdot 3} = 28.$$

Die Heimat unseres Hasen ist ganz Mitteleuropa von Schottland, Südschweden und Finnland bis nach Südfrankreich und Norditalien und von Frankreich bis zum Kaukasus, wo den Flußgebieten entsprechend mehrere Rassen beheimatet sind. Weiter südlich wird unser Feldhase durch einige andere Arten abgelöst.

Zweifellos ist der Hase seiner Abstammung als Steppentier gemäß ein Bewohner der Ebene, wo er auch zum größten Teil seine ihm zusagende Nahrung findet. Zudem muß Meister Langohr als einer unserer ausgesprochenen Kulturfolger gelten, denn er hat sich den vom Menschen herbeigeführten Verhältnissen aufs beste angepaßt. Mit Hackfrucht bedeckte Felder in warmen Lagen, untermischt mit üppigen Wiesen und Feldgehölzen, sagen ihm am meisten zu. Hier äst er in den Korn-, Rüben- und Krautfeldern und fällt gern in die Gemüsegärten ein, um sich begehrte Leckerbissen zu holen. Dennoch ist der Hase keineswegs wählerisch in der Nahrung. Neigt sich der Sommer seinem Ende zu, nimmt Lampe frische Sturzäcker an und besucht die mit Ölsaat und Wintergetreide bestellten Felder. Obwohl an sich wärmeliebend, scheut der Hase weder Eis noch Schnee; so läßt er sich in seiner Sasse, dem durch eine leichte Vertiefung kenntlichen ständigen Ruheplatz, einschneien, während er starke Regengüsse nicht liebt und sich dann in die nächste Dickung zurückzieht. Nimmt die Kälte in ernster Weise zu, so daß die Flur mit einer Eisrinde überzogen und das Futter für unsern Krummen nicht mehr erreichbar ist, fällt er in die Gärten und Baumschulen ein. Hier fügt er den jungen Bäumen durch Schälen der Rinde manchen Schaden zu, und auch der Gemüsegärtner sieht ihn nicht gern in seinem Revier. Nach der Schneeschmelze wandert Langohr wieder zurück, und seine Äsung bildet nun vornehmlich das grüne Getreide. Dem Aufenthalt gemäß unterscheidet der Weidmann drei Standortsvariationen als Feld-, Busch- und Waldhase. Den Tag über ruht der Hase gern in seiner Sasse und beobachtet die Umgebung. Oftmals liegt er so fest in seinem Lager, daß er erst im letzten Augenblick hoch wird und nun in langen Sätzen das Weite sucht. Aufmerksame Beobachter, die den Hasen bereits vor dem Herausfahren wahrgenommen haben, sehen

vielfach, daß das Tier reglos mit offenen Augen verharrt, bis es plötzlich ruckartig wie ein Pfeil vom Lager abspringt. Diese Beobachtung wird der Anlaß zu der weitverbreiteten Ansicht gewesen sein, daß der Hase mit offenen Augen schlafe. In Wirklichkeit aber schließt er die Augen mit seinen wohlentwickelten Lidern wie jedes andere Säugetier. Zwar ist unser Mümmelmann von Natur aus nicht mit starken Waffen ausgerüstet worden, indes hat er in seinem der Umgebung sehr gut angepaßten Haarkleid ein wirksames Mittel, sich seinen Feinden zu entziehen. Eine solche Schutzfärbung kann aber Nasentieren gegenüber nicht von Nutzen sein, daher hat die Natur den Hasen durch die vorzügliche Entwicklung seiner Gliedmaßen zu einem hervorragenden Läufer ausgebildet. So sucht er fast immer sein Heil in der Flucht, und diese Eigenschaft hat ihm den Ruf der Feigheit und Ängstlichkeit eingetragen. In Wirklichkeit ist Freund Mümmelmann keineswegs so feige, wie es den Anschein hat, denn er verteidigt seine Jungen oft in heldenhafter Weise vor den Angriffen der frechen Krähen und anderem Raubgesindel. Die Zahl seiner Feinde ist außerordentlich groß. Es gibt in Deutschland keinen vierbeinigen und geflügelten Räuber, der ihm nicht erfolgreich nachstellt. Dazu hat der Hase neben dem Rehwild als unser wichtigstes Nutzwild zu gelten, und die jährlichen Strecken zählen bei uns regelmäßig in die Millionen.

Im Lauf entwickelt der Hase eine beachtliche Schnelligkeit, da seine Hinterbeine stark verlängert sind. Aus diesem Grunde vermag er auch besser bergauf als bergab zu laufen. Beim Galoppieren stehen die Abdrücke der Hinterläufe vor denen der Vorderläufe. In ruhiger Gangart „hoppelt" der Hase in langsamen, kurzen Sprüngen. Beim Zurücklegen größerer Strecken beschreibt sein Weg einen großen Bogen, der schließlich in die Nähe oder unmittelbar nach dem Ausgangspunkt zurückkommt, eine Eigenart, die wir vielfach bei unserem Wilde beobachten können. Über die Schnelligkeit des Laufes haben Kraftwagen- und Lokomotivführer wiederholt berichtet. Ihre Angaben gehen stark auseinander. Als Höchstleistung wird eine Stundengeschwindigkeit von über 80 Kilometer auf kurze Strecken angegeben. – Als Stimme ist vornehmlich von verletzten oder von den Hunden aufgenommenen Hasen ein lautes Klagen bekannt, das dem Schreien eines kleinen Kindes nicht unähnlich klingt. Außerdem kennt man ein dumpfes, leises Murren, das indes nur gelegentlich bei plötzlichen fremdartigen Begegnungen ausgestoßen wird. Junghasen geben häufig ein lautes Quieken von sich, das verschiedenen Ursachen entspringen kann. – Die Losung wird in leicht verstreuten, etwa 1,2 cm starken, verhältnismäßig

Fährte des Hasen

56 Hase drückt sich

57 *Junghase im Lager*

runden Kugeln abgesetzt und ist größer als die des Kaninchens. – Auch Meister Lampe wird von gewissen Krankheiten heimgesucht, die bei seuchenhafter Form einen um so schwereren Verlauf nehmen, je weniger Füchse im Revier vorhanden sind. Die Erkrankungen befallen vornehmlich die Lunge, die Leber und den Darm.

Ende Januar lassen die Hasen die ihnen eigene Scheu vermissen; sie zeigen sich mehr denn je am Tage, und häufig sieht man die Rammler in hohen Fluchten die Häsinnen jagen. Hierbei kommt es nicht selten zu heftigen Auseinandersetzungen unter den Rammlern, die indes stets unblutig verlaufen. Die Rammler fügen sich bei ihren Kämpfen vielmehr nur leichte Hautverletzungen mit den Vorderläufen zu, wobei der billige Balg allerdings manchmal arg in Mitleidenschaft gezogen wird. Nach dreißigtägiger Tragzeit setzen die Häsinnen an einer geschützten Stelle zu ebener Erde 2–4 Junge, die wohlentwickelt und mit offenen Augen zur Welt kommen. Da sie oft noch bei Schneegestöber und Frost gesetzt werden, bringen sie ein dichtes Haarkleid mit auf die Welt. Doch Frost schadet den Kleinen weniger als Nässe, und niederschlagsreiche Frühjahre haben dem Hasenbestand schon starke Wunden geschlagen. Über die Säugezeit der kaum faustgroß zur Welt kommenden Jungen bestehen noch sehr unklare Ansichten, und die auf diesem Gebiete gewonnenen Erfahrungen gehen weit auseinander. Wahrscheinlich säugen die Häsinnen etwa drei Wochen lang. Innerhalb eines Jahres setzt die Häsin dreimal; seltener wurden vier Sätze beobachtet. Trotz dieser Fruchtbarkeit ist Meister Lampe in deutschen Landen stark im Rückgang begriffen. Es wurden für diese Erscheinung sehr viel Erklärungen gegeben. Mit Genugtuung schrieb man den Rückgang des Hasen dem „Überhandnehmen" des Raubzeugs zu. Den Gegenbeweis aber lieferte das Seltenerwerden des Hasen in solchen Gegenden, wo seit langer Zeit die ihnen verhängnisvoll werdenden Räuber nicht mehr vorhanden waren. Die eigentliche Ursache des Rückgangs ist vielmehr in der allerorts betriebenen Rodung des Dickichts, der Hecken und Knicks zu suchen, wodurch den Hasen der natürliche Schutz genommen wird und sie jeglichen Fährnissen noch mehr als sonst preisgegeben sind. Dazu kommt die wichtige, aber wenig erfreuliche Tatsache, daß die Satzstärke gegen früher zurückgegangen ist, denn während vor 50 Jahren in den Würfen sich häufig vier Junge befanden, bestehen sie heute eher aus zwei als aus drei Jungen. Schließlich ist zu berücksichtigen, daß Freund Mümmelmann das bei uns am meisten verfolgte Wild ist, das mit besonderer Vorliebe auf der Treibjagd geschossen wird.

Da für den Hasen eine ganze Anzahl weidmännischer Ausdrücke bestehen, die uns noch nicht geläufig sind, seien sie hier kurz erläutert. Den Ausdruck Rammler für den männlichen und Häsin für den weiblichen Hasen haben wir bereits kennengelernt. Unter Satzhase wird gleichfalls das Weibchen verstanden. Als Junghasen werden die säugenden Jungen bezeichnet. Der Name Halbwüchsiger erklärt sich selbst, und unter Dreiläufer versteht man einen dreiviertel erwachsenen Hasen. Die Augen heißen Seher, die Ohren Löffel, das Maul Geäse, die Beine Läufe, der Schwanz Blume, die Haut Balg, die Haare Wolle und der Kot Losung. Seine Nahrung wird als Äsung bezeichnet; daher äst er, weiter ruht oder sitzt er in der Sasse, er fährt ins Lager oder aus ihm heraus, rückt zu Felde oder zu Holze und bleibt dabei stets auf seinem Passe oder Wechsel. Oft drückt sich der Hase, dann wird er vom Hunde aus der Sasse herausgestoßen. Die Paarungszeit heißt Rammelzeit, daher rammelt der Hase und setzt die Jungen. Je nach dem Feist ist er gut oder schlecht. Wenn er geschossen ist, klagt er, verendet und wird nun abgebalgt oder gestreift und ausgeworfen.

58 *Sichernder Hase*

Die Jagd auf den Hasen ist offen vom 1. Oktober bis zum 15. Januar. Sie bietet durch die Häufigkeit und die ständige Bewegung des Wildes für jeden Weidmann eine Fülle von Anregung und Abwechslung. Der Anstand wird nur selten ausgeübt. Der Jäger stellt sich dabei unter günstiger Windrichtung in der Nähe des Hasenpasses vor Eingang oder nach Ausgang der Krummen an einer geschützten Stelle auf und legt das Wild beim Erscheinen auf den Balg. Die Suche wird von einigen Jägern unter Verwendung eines Hundes ausgeübt. Die Schützen gehen in Linie über das Feld, in kurzer Entfernung vor ihnen der Hund. Beim Vorstehen des vierbeinigen Jagdgenossen pirschen sich die Jäger bis auf eine bestimmte Entfernung an, der Hund erhält ein Kommando, stürzt auf den Hasen zu, dieser sucht das Weite und erhält die Schrote. Dabei ist zu bemerken, daß der Hase nie im Lager oder der Sasse, also ruhend, sondern stets im Laufe geschossen wird. Die bei weitem anregendste und beliebteste Jagdart auf den Hasen ist wegen ihrer fröhlichen Geselligkeit und der vielen sich ereignenden Zwischenfälle die Treibjagd, vornehmlich das Kesseltreiben. In großer Kette wird das zu bejagende Gelände umkreist, wobei zwischen einige Treiber immer ein Schütze gestellt wird, der das Gelände bis zum Schußfeld seiner beiden Nachbarschützen bestreichen muß. Auf ein gemeinsames Zeichen setzt sich der Menschenkreis in Bewegung und marschiert nun auf den Mittelpunkt des eingekreisten Geländes zu. Das aufgeschreckte Wild versucht, durch die zwischen den Menschen befindlichen Lücken zu entkommen, und wird erlegt. Diese Jagdart bringt viel Unterhaltung und Anregung, da der einzelne Schütze genau den Gang der Jagd in dem freien Gelände beobachten kann.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, steht der Hase unter allem Wild mit an erster Stelle. Wie das „Jahrbuch der Deutschen Jägerschaft" berichtet, wurde im Abschußjahr 1936/37 die stattliche Zahl von 2948839 Hasen geschossen. Über die Güte des Wildbrets kann kein Zweifel bestehen, und die Felle bilden begehrte Handelsartikel. Freund Mümmelmann, wie unser unsterblicher Heidedichter Hermann Löns den Hasen nannte, hat in seinem Lebensraum von allen Wildarten nicht nur am meisten unter tierischen Feinden zu leiden, auch unter dem in Deutschland erlegten Haarwild steht er zahlenmäßig bei weitem an erster Stelle. Jede Schonung ist dem hartbedrängten Langohr daher voll zu gönnen!

Der Alpenschneehase

Es dürfte wenig bekannt sein, daß es noch echte Schneehasen in unserer Heimat gibt, die den ganzen Winter über ihr rein weißes Haarkleid tragen. Doch nicht nur eine Art ist in deutschen Gauen vertreten; es sind deren gleich zwei. Um aber die engeren systematischen Zusammenhänge beider Formen besser verstehen zu können, bedarf es einiger entwicklungsgeschichtlicher Erläuterungen. Während der Eiszeiten lagen nicht nur die Gebirge, sondern auch die Ebenen Mitteleuropas unter Schnee und Eis erstarrt. Als die letzte Kälteperiode endgültig wärmeren Luftströmungen wich, konnte sich die Tierwelt den veränderten Verhältnissen nicht schnell genug anpassen. Während die Tauwässer die breiten Urstromtäler durchwühlten, folgten viele Geschöpfe

Bild Nr. 59

59 *Alpenschneehase*

dem zurückweichenden Eise, oder aber sie zogen sich in die Höhenlagen der Gebirge zurück, da sie hier ein ihren Lebensbedingungen entsprechendes Klima vorfanden. Zu den Charaktertieren jener Zeit gehörte auch der Schneehase, und zwar folgte ein Teil dem Eise, während ein anderer Teil die Gebirge hinanstieg. Durch die ständige Isolierung auf den Bergkämmen bildete sich der in den Alpenländern beheimatete Schneehase aber im Laufe der Jahrtausende zu einer besonderen Art mit bezeichnenden Merkmalen heraus. Wir nennen die nach Norden abgedrängte Form Nordischen Schneehasen, Lepus timidus, während die auf den höheren Gebirgsstöcken Mitteleuropas beheimatete Art unter dem Namen Alpenschneehase, Lepus varronis, bekannt ist.

Sowohl der Nordische wie auch der Alpenschneehase zählen zur Tierwelt unserer Heimat, denn der erstere wird, wenn auch nicht häufig, so doch regelmäßig vereinzelt in Ostpreußen angetroffen, während der Alpenschneehase auf einigen Gebirgsstöcken Oberbayerns beheimatet ist, außerdem aber zahlreich in Nieder- und Oberdonau, in Steiermark, Kärnten, Tirol und Vorarlberg vorkommt.

Der Sommerpelz des Alpenschneehasen zeigt am Rücken eine aus Gelb und Schwarz gemischte olivgraue Färbung, die auf den Schenkeln und Flanken in Hellgelb übergeht. Die Ohren sind in ihrem nackten Teil violettbräunlich gefärbt und haben schwarze Spitzen. Ein schmales weißes Feld umgibt das Auge. Während die langen Sohlenhaare der Vorderfüße weiße Färbung tragen, sind die der Hinterfüße schmutziggelb gefärbt. Der Winterbalg ist rein weiß, nur die Sohlen behalten die gelbliche Färbung, und die Ohrspitzen bleiben schwarz. Der bemerkenswerteste Unterschied beider Formen liegt darin, daß der Alpenschneehase kleiner, zarter und zierlicher als der Nordische Schneehase ist. Seine Länge wird auf 63–65 cm angegeben, wovon 5–6 cm auf den Schwanz kommen. Das Ohr hat nur eine Länge von 7–8 cm. Aus diesen Maßen ist gleichzeitig der Größenunterschied zwischen dem Feldhasen und seinem weißen Vetter ersichtlich. Außerdem zeigt der Alpenschneehase gegenüber dem Feldhasen einen rundlicheren Kopf mit breiterer Nase.

Als beachtenswert hat die Tatsache zu gelten, daß die Schneehasen im höchsten Norden das ganze Jahr hindurch ihr weißes Gewand tragen, während die in unseren Breiten lebenden, wie wir gehört haben, im Sommer ein einfarbiges, dunkles Haarkleid tragen, wogegen aber die in Irland und im süd-

lichen Schweden beheimateten Vertreter auch im Winter ihr bräunlichgraues Kleid behalten. Zweifellos können diese recht bezeichnenden Farbabänderungen als Anpassungsmerkmale gedeutet werden. – Auch sonst ist der Schneehase seinem Leben in Eis und Schnee vorzüglich angepaßt. Die starke Behaarung seiner Zehen soll ein Ausgleiten auf gefrorenem Boden und ein Einsinken in den Schnee verhindern; seine scharfen, gekrümmten Krallen wirken wie Schuhnägel, und die kürzeren Ohren verraten die Absicht, dem Frost weniger Angriffsflächen zu bieten. Der Alpenschneehase bewohnt die Höhenlagen von 1000–3000 m, während unser Feldhase die warme Ebene dem Gebirge vorzieht und hier höchstens in Höhenlagen bis zu 1000 m gefunden wird. Als Aufenthalt liebt der Nordische Schneehase das Waldgebiet, doch nimmt er auch Gegenden von moorigem Charakter an, wenn sie mit Kiefern, Erlen und Birken bestanden sind. Dagegen meidet er die Nähe menschlicher Ansiedlungen. Sein Vetter im Gebirge geht während der warmen Jahreszeit über die Waldgrenze hinaus, zieht sich aber während des Winters in tiefere Lagen zurück. Zur Äsung dienen ihm Alpenkräuter, Schößlinge und Flechten; der Rinde scheint er in der harten Jahreszeit mehr nachzugehen als der Feldhase. Die Fortpflanzung gleicht im allgemeinen der seines braunen Vetters in der Ebene. Es erfolgen zwei, seltener drei Würfe, die jeweils 2–4 Junge bringen. Mischlinge mit dem Feldhasen konnten hier und da beobachtet werden. Die Schußzeit fällt mit der unseres Lampe zusammen; die Jagd kann also vom 1. Oktober bis zum 15. Januar betrieben werden.

Das Wildkaninchen

Obwohl das Kaninchen und der Hase auf den ersten Blick große Ähnlichkeit zeigen und beide in naher verwandtschaftlicher Beziehung stehen, ergeben sich bei näherer Betrachtung doch wesentliche Unterschiede im Bau des Körpers und auch in der Lebensweise. Uns allen ist das als Stammform aller bestehenden Kaninchenrassen geltende Wildkaninchen wohlbekannt, zumal dieser laufgewandte kleine Nager zu gewissen Zeiten durch seine Schädlichkeit bei stärkerem Auftreten viel von sich reden machte. Einige Länder haben unter seinem schädigenden Einfluß besonders stark zu leiden und vorzugsweise solche, wo das Tier zu Nutzzwecken eingeführt und ausgesetzt wurde, in kürzester Zeit aber durch seine üppige Vermehrung und schnelle Ausbreitung zur Landplage geworden ist.

Schon bei oberflächlicher Betrachtung läßt sich gegenüber dem Hasen ein deutlicher Größenunterschied feststellen, denn das europäische Wildkaninchen, Oryctolagus cuniculus, ist wesentlich kleiner. Bei einer Körperlänge von 40–45 cm und einer Schwanzlänge von 6 cm besteht ein Gewicht von 2–2 ½ Kilo. Schwerere Stücke gehören zu den Seltenheiten. Als sehr bezeichnendes Merkmal hat die Länge des Ohres zu gelten; sie beträgt nur 6,5–7 cm und ist somit auch im Verhältnis wesentlich geringer als beim Hasen. Da die Ohrlänge für die hasenartigen Nagetiere als sicheres äußeres Unterscheidungsmerkmal gewertet wird, hat die Systematik sie vergleichsweise zur Kopflänge gestellt. Demzufolge reichen beim Feldhasen die an den Kopf gedrückten Löffel über die Schnauzenspitze hinaus, während sie bei dem Kaninchen diese nicht erreichen. Als weiteres Merkmal ist das Fehlen des beim Hasen stets vorhandenen schwarzen Fleckes an der Ohrspitze zu nennen. Ein sicheres Erkennungsmerkmal am Schädel ist die hintere Nasenöffnung, die beim Kaninchen etwa die Breite des dritten Backenzahnes aufweist, beim Hasen aber wesentlich breiter ist. Zudem hat das Kaninchen einen gedrungeneren Körperbau, kürzeren Kopf und niedrigere Hinterbeine.

60 *Wildkaninchen*

Ein mit der Lebensweise in engstem Zusammenhang stehender anatomischer Unterschied ist die verschiedene Gestaltung der Armknochen. Das Kaninchen als Erdgräber und Bewohner unterirdischer Bauten hat nämlich nicht nur stark verkürzte Vordergliedmaßen, vielmehr ist auch die Elle verstärkt und steht neben der Speiche, während beim Hasen als ausgesprochenem Läufer, der nur gelegentlich eine flache Sasse in den Boden scharrt, die stark verlängerte Elle hinter der Speiche steht. Das Gebiß entspricht in der Zusammensetzung dem des Hasen.

Als Grundfarbe kann für die Oberseite ein gelbliches Braun mit grauer Beimischung angegeben werden, das am Nacken ins Rötliche und an den Körperseiten und Keulen ins Hellrostfarbene oder Graue spielt. Kehle, Bauch und die Innenseiten der Beine sind stark aufgelichtet und von fast weißer Farbe. Ein weißer Ring umgibt die Augen, und die Ohrspitze ziert ein feiner schwarzer Rand. Der Schwanz ist an der Oberseite schwarz, unterseits weiß gefärbt. Die Augeniris hat dunkelbraune Tönung. Farbabänderungen treten häufiger auf als beim Hasen, vornehmlich kommen schwarze, aber auch weiße Stücke vor.

Ursprünglich nicht in Mitteleuropa beheimatet, wurde das Kaninchen hier erst verhältnismäßig spät aus seiner eigentlichen südeuropäischen Heimat, den Küstenländern des westlichen Mittelmeeres, eingebürgert, worüber sichere geschichtliche Belege vorliegen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war das Tier in vielen Teilen Deutschlands noch unbekannt. Wissen wir somit über die Herkunft dieses Nagers aufs beste Bescheid, so kann als ebenso einwandfrei erwiesen gelten, daß unsere wirtschaftlich so wichtigen, vielgestaltigen Hauskaninchen vom wilden Kaninchen abstammen, zumal sich dieses leicht zähmen läßt und in Freiheit gesetzte zahme in kürzester Zeit verwildern und die Färbung der Wildlinge annehmen. – Die eigentliche Heimat des Wildkaninchens erstreckt sich heute über Süd- und Mitteleuropa, während es in den nördlichen Teilen fehlt.

Im Hinblick auf den Hasen ist ein bemerkenswerter Unterschied in der Lebensweise des Kaninchens das gesellige Auftreten und das Bewohnen unterirdischer Baue. Diese Gemeinschaftswohnungen werden in warmen sandigen Gegenden mit niedrigem Gebüsch, mit besonderer Vorliebe aber in sonnigen Kiefern- und Fichtenschonungen, jedoch auch in hügeligem Gelände nicht über 500 m hoch angelegt und bieten den gewandten Flitzern Gelegenheit zum Verstecken und Verbergen. Zu einem Kaninchenbau gehört eine tiefgelegene Kammer, zu der mehrere winklig gebogene Röhren führen, deren jede wiederum mehrere Ausgänge besitzt. Obwohl diese Ausfahrten durch den lebhaften Verkehr der vielen Tiere oft stark erweitert sind, haben die Röhren selbst eine Enge, die gerade den Körper eines Stückes aufzunehmen vermag. Gewöhnlich hausen die Kaninchen auch bei größerer Koloniebildung zu Paaren im Bau. Gelegentlich werden in deckung- und schutzbietenden Waldungen oberirdische Lager festgestellt. Aber auch die unter der Erde lebenden Kaninchen werden am Tage vielfach außerhalb des Baues angetroffen, obwohl das Tier im allgemeinen tagsüber ruht und zur Nachtzeit der Äsung nachgeht. Mit feinen Sinnen und beachtlichen körperlichen Fähigkeiten ausgestattet, weiß das Kaninchen sich im Schutz des Geländes vorzüglich zu verbergen. Mit reißender Schnelligkeit stürzt es durch die von Büschen und Bäumchen eng bestandene Schonung, im hastigen Lauf blitzschnelle Wendungen ausführend, eine Eigenheit, die vom Weidmann „Hakenschlagen" genannt wird. Bei dem plötzlichen unerwarteten Auftauchen der pfeilschnell dahinschießenden Kaninchen ist das Anbringen eines sicheren Schusses in dem unübersichtlichen Gelände nur schwer möglich, ein Umstand, der die Jagd auf dieses Wild so ungemein reizvoll und abwechslungsreich macht.

Die Rammelzeit fällt in den Februar und März. Trotz des ausgeprägten Gemeinschaftslebens des Kaninchens halten die einmal vereinigten Paare jahrelang zusammen. Nach einer 30tägigen Tragzeit werden 5–10 nackte und blinde Junge gesetzt, die nach einigen Tagen die Augen öffnen. Die Kleinen werden unterirdisch zur Welt gebracht, und zwar in einer eigens für diesen Zweck von der Mutter gegrabenen und säuberlich mit der eigenen weichen Bauchwolle ausgepolsterten, zwei Meter langen Röhre, deren Eingang beim Verlassen von der Häsin mit Sand und Erde verstopft wird. Über die Zeit des Säugens konnte noch kein klares Bild geschaffen werden. Allem Anschein nach hält sich die Häsin nur nachts bei ihrem Nachwuchs auf, um dem Säugegeschäft obzuliegen. Die Vermehrung des Kaninchens ist wesentlich stärker als die des Hasen. Bis zum Oktober kann die Häsin in Abständen von fünf Wochen regelmäßig 4–10 Junge setzen, die im Lebensalter von 7–9 Monaten fortpflanzungsfähig sind und mit einem Jahr die volle Größe erreicht haben.

61 *Jungkaninchen im Nest*

Gleich seinem größeren Vetter zeigt auch das Kaninchen nur wenig Lautäußerungen. Mit ihm teilt es das Klagen bei schmerzhaften Verletzungen, einen hellen, durchdringenden, kreischenden Pfeiflaut. Die Häsin lockt ihren Nachwuchs mit einem quiekenden Grunzen.

Als natürliche Feinde haben vornehmlich die bei uns beheimateten Marderarten zu gelten, von denen die domestizierte Form des Iltis, das sogenannte Frettchen, dem Menschen beim Aufspüren und Vertilgen des schädlichen Nagers wertvolle Dienste leistet. Daneben nimmt der Fuchs gern Standquartier in kaninchenreichen Revieren, und oft entspricht daher der charakteristische Aufenthaltsort des scharfzähnigen Rotkittels genau dem des Kaninchens, was vornehmlich für sonnige Kiefern- und Fichtenschonungen zu gelten hat. Auch die größeren Tag- und Nachtraubvögel räumen tüchtig unter dem Bestande auf. Doch die Tätigkeit dieser natürlichen Feinde genügt nicht, um des Schäd-

lings Herr zu werden. Der Mensch muß hier selbst in das Getriebe der Natur eingreifen und durch Pulver und Blei, durch Fanggeräte und vierbeinige und geflügelte Helfer, nicht zuletzt aber durch chemische Vernichtung mittels giftiger Niederschlaggase das für seine kulturellen Bestrebungen notwendige Gleichgewicht wiederherstellen.

An Krankheiten hat der kleine Graukittel namentlich unter Leberkokzidiose zu leiden, ebenso verursachen einige die Lunge, die Leber und den Darm befallende Schmarotzer nicht unerhebliche Störungen, die oft mit dem Tode enden. Häufig ist der Befall von Band-, Peitschen- und Palisadenwürmern nachzuweisen. Abgesehen von den natürlichen Feinden des Kaninchens werden die Bestände vornehmlich durch nasse Sommer und kalte Winter dezimiert.

Die Losung hat mit der des Hasen große Ähnlichkeit, besteht also auch aus rundlich geformten Kugeln, ist aber geringer im Ausmaß und wird in größerer Zahl abgesetzt. Sehr häufig losen die Kaninchen an den gleichen Plätzen, so daß sich an solchen Aborten die Losung gemäß den Zeiträumen häuft, obwohl die Tiere die Gewohnheit haben, den Unrat sofort nach dem Absetzen zu verscharren oder zu verstreuen. – Auch die Fährtenbildung zeigt große Ähnlichkeit mit der des großen Vetters, nur daß die Trittsiegel sämtlich kleineres Ausmaß zeigen.

Nach dem Reichsjagdgesetz vom 3. Juli 1934 gehört das Wildkaninchen zum jagdbaren Wild, jedoch wurde ihm keine Schonzeit zugebilligt. Da es sich aber mit der Jägerehre nicht verträgt, säugendes Mutterwild zu erlegen, ruht indes die Jagd auf Kaninchen im Sommer. Da über die Berechtigung zum Frettieren, also zur Jagd auf Kaninchen mittels Frettchen, vielfach Unklarheit besteht, sei erwähnt, daß auch für diese Jagdart sowohl Erlaubnisschein wie Jagdschein erforderlich sind. Der Eigentümer oder Nutzungsberechtigte von befriedeten Grundflächen darf auf seinem Grundstück mit schriftlicher Genehmigung des Kreisjägermeisters Kaninchen töten und für sich behalten. Der Gebrauch der Schußwaffe ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Kreisjägermeisters gestattet; eines Jagdscheins bedarf es in diesem Fall nicht. Das Aussetzen von Wildkaninchen ist gesetzlich verboten und wird bestraft. Gleichfalls verboten ist die Jagd auf das Kaninchen mit Schlinge, Tellereisen und Gift.

Als Jagdarten können die gleichen gelten wie für den Hasen, mit Ausnahme des auf das Kaninchen beschränkten Frettierens. Bei der Suche gehen einige Jäger in Schützenlinie ausgeschwärmt, vor der die Vorstehhunde ihre Arbeit verrichten. Die vor der Linie hochgehenden Kaninchen werden alsdann geschossen. Auch bei den Treibjagden müssen die kleinen Graukittel scharenweise ihr Leben lassen. Außerdem wird die Jagd mit dem Frettchen betrieben, und zwar teils durch Vorstellnetze, teils durch Schützen, die vor den Röhren Aufstellung genommen haben. Dieser Jagdart haben wir bei der Schilderung des Frettchens eingehend Beachtung geschenkt. Neuerdings wird das Kaninchen unter Mitwirkung von Hunden und Frettchen mittels Habicht gebeizt.

Das Kaninchen erfordert bei der Unübersichtlichkeit seines Wohngebietes und seiner von vielen Widersprüngen begleiteten reißenden Flucht einen schnellen und sicheren Schuß. Dennoch zeigen die Jahresstrecken ein recht günstiges Ergebnis; im Jahr 1936/37 wurden nicht weniger als 1792681 Kaninchen erlegt.

Das Alpenmurmeltier

Die nachstehend zur Schilderung gelangenden Nagetiere gehören sämtlich zur Unterordnung der Einfachzähner, deren Merkmale wir eingangs besprochen haben. Als eine besondere Familie wurden die Eichhornartigen abgetrennt, zu denen auch unser Alpenmurmeltier, Marmota marmota, gehört. Wir haben uns unter diesem Tier einen kräftig und plump gebauten, etwa katzengroßen Nager mit kurzem, buschigem Schwanz vorzustellen. Der flache, breite Kopf trägt einen abwärts gebogenen Nasenrücken, nicht sonderlich große Augen und kurze, aber breite, dicht behaarte Ohren. Die Sohlen der kurzen, stämmigen Füße sind schwarz gefärbt. Backentaschen fehlen den Murmeltieren. Auffallend ist die hochrotgelbe Färbung der Schneidezähne, die bei jüngeren Stücken blaßgelblich gefärbt sind. Die Zahnformel entspricht der des Eichhörnchens und zeigt folgende Verhältnisse:

$$\frac{3 \cdot 2 \cdot 0 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1} \times \frac{1 \cdot 0 \cdot 2 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 22.$$

Das Murmeltier hat eine Körperlänge von 45–55 cm und eine Schwanzlänge von 10–15 cm aufzuweisen. Das Gewicht schwankt während der Feistzeit im Herbst zwischen 3–4 Kilo. An der Oberseite des Körpers trägt der dicht- und langbehaarte Pelz schwarzbräunliche, graurostgelb melierte Färbung. Der Kopf ist wesentlich dunkler, fast schwärzlich gefärbt, während die Nase und die Kopfseiten graugelbliche, die Körperseiten rostgelbliche und der Bauch rotgelbe Färbung zeigen. Auch Schultern und Schenkel tragen rostfarbene Tönung. Der Schwanz ist rostgelb und braun schattiert und hat eine schwarze Spitze.

Als ausgesprochener Hochgebirgsbewohner hat sich das Murmeltier heute in die wenig von Menschen besuchten hochgelegenen Gebiete zwischen 1500 und 3000 m Höhe zurückgezogen. Es ist außer in den Alpenländern nur noch in den Pyrenäen und den Karpaten beheimatet. Bei uns ist das in Bayern Murmeli oder Mankei genannte Tier besonders zahlreich im Berchtesgadener Land und im Allgäu vertreten. In den ostmärkischen Alpen wurde es nach der teilweisen Ausrottung mit bestem Erfolg wieder eingebürgert. In Tirol ist es überall häufig, ebenso in Kärnten; eine weite Verbreitung hat es auch in Steiermark.

62 *Alpenmurmeltier*

Der gesamte Bestand an Murmeltieren in der Ostmark wird auf 20000 Stück geschätzt.

Die Mankeis leben in größeren und kleineren Kolonien auf den von Kräutern und Gräsern bestandenen Matten und Hängen, dicht unter dem ewigen Schnee. Sie lieben die Sonne, die sie nur vier, manchmal auch nur drei Monate genießen können, denn ihr ergiebiger Winterschlaf kann neun Monate währen. So ist es kein Wunder, daß die netten, angenehmen Tiere Eile haben, sich den Leib mit saftigen Alpenkräutern, Gräsern und Wurzeln zu füllen, um die Speckschicht gedeihen zu lassen, von der sie in der langen Winterruhe zehren sollen. Zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung legen sich die Murmeltiere einfache Baue und für plötzlich eintretende Gefahren einfache Fluchtröhren an, deren Eingänge unter Hängen und Gestein liegen. Im August entfalten die Tiere eine seltsame Tätigkeit. Sie rupfen große Mengen Gras, legen es zum Trocknen aus und schleppen es schließlich im Maul in die Wohnhöhle, die nun behaglich und weich ausgepolstert wird. Diese Winterherberge wird aber nicht von einzelnen Tieren, sondern von ganzen Familien bezogen. Dieser meist in tieferen Lagen als der Sommerbau hergestellte Winterbau wird nach dem Beziehen am Eingang durch eine 1–2 m dicke Schicht von Steinen, Erde und Heu verstopft. Acht bis neun Monate ruhen nun die Murmelis in diesem Bau, und ihr Schlaf ist so tief und fest, daß das volkstümliche Wort „Er schläft wie ein Murmeltier" seine volle Berechtigung hat.

Unmittelbar nach dem Erwachen im Frühling schreiten die Murmeltiere zur Fortpflanzung, und nach etwa sechs Wochen kommen 2–4 Junge im schützenden Bau zur Welt, die sich schnell entwickeln und bereits nach einigen Wochen bei warmem Sonnenwetter vor dem Eingang der Höhle ihre munteren Spiele treiben. Wie alle im Verband lebenden Säugetiere, so besitzt auch das Murmeltier einen ausgesprochenen Herdentrieb. Beim Wahrnehmen einer verdächtigen Erscheinung oder bei Schreck stoßen sie einen hellen Pfiff aus, worauf die ganze Gesellschaft mit erstaunlicher Schnelligkeit in den schützenden Röhren verschwindet. Daneben wurde ein kläffender Laut bekannt. Kurz nach der Morgendämmerung erscheinen die Murmeltiere gewöhnlich vor ihren Bauen, um der Äsung obzuliegen. Nach der Sättigung liegen sie oft stundenlang ausgestreckt, um Sonnenbäder zu nehmen. Die gewöhnliche Gangart ist ein schwerfälliges Watscheln, wobei der Leib den Boden fast berührt, bei schneller Gangart verfällt das Tier aber in einen regelrechten Galopp. Das geruhsame, beschauliche Dasein in luftiger Höhe wird gelegentlich von einem jagenden Steinadler gestört, sonst leben die Murmeltiere meist in Ruhe und Frieden dahin. Allenfalls bringt ihnen die Zeit vom 16. August bis zum 31. Oktober einige Unruhe, da dann die Jagd auf das Murmeltier offen ist. Indes ist die Jagd auf den anmutigen Gebirgsnager heute bedeutungslos, und da das nicht tödlich getroffene Murmeltier für immer im Bau verschwindet, um dort zu verenden, wird dieses schwierige, aber reizvolle Weidwerk nur von passionierten Jägern betrieben.

63 *Biber*

Der Biber

Wir stehen am Ufer eines malerischen, schilfumrandeten Sees. Eine Schneise im Rohr gestattet einen Ausblick auf die nahe Wasserfläche des Ufers und enthüllt ein seltsames Bild. Dort zieht ein düsterbrauner Körper mit dreieckigem Kopf durch die Fluten; im Maul hält er einen großen Zweig, als habe der stille Schwimmer die Absicht, ein Bringsel zu apportieren. Er strebt dem linken Ufer zu, wo das Gestade zurückliegt und eine Bucht bildet. Dahin lenken wir die Schritte, indem wir die in beinahe regelmäßigen Abständen stehenden Bülten als Inseln in dem schwankenden Moor benutzen. Von einem niedrigen Weidenstumpf halten wir Ausschau, und nun entrollt sich vor unsern Augen ein seltsames, anziehendes Schauspiel. Die ganze Bucht gleicht einem Arbeitsplatz zünftiger Holzschläger. Eine Reihe geschlagener Bäume liegt im Wasser und am Uferrande. Teilweise sind die Stämme und Hölzer zu großen Haufen geschichtet. Starr ragen die Stümpfe der gefällten Bäume mit ihren breit kegelförmigen Abschnitten aus dem Gewirr der Uferpflanzen hervor. Erst jetzt erblicken wir einige düster gefärbte, plumpe Tiere, die sich hier in dem Gewirr von Stämmen und Ästen zu schaffen machen. Als regelrechte Wasserburgen ragen hier und da am Ufer einige backofenartige Bauwerke aus dem Röhricht, die aus übereinandergelegten Stämmen und Ästen bestehen. Löcher und Spalten sind mit Steinen gefüllt, und das Ganze ist fein säuberlich mit Erde verschmiert. Gerade sehen wir einen der vierbeinigen Handwerker dem Wasser entsteigen. Er schiebt zwischen Brust und Vorderfüßen eine Menge Schlamm vor sich her, verstaut ihn auf dem Holzberg und verstreicht die breiige Masse mit Schnauze und Pfoten. Dann watschelt er unbeholfen bergab und verschwindet wieder geräuschlos im Wasser. Ein anderer erscheint am gleichen Bau. Sein Haupt ist von Krautgewirr und einer leuchtenden Wasserrose umgeben. Mit dem Maul landet er einen mächtigen Ast, den er nun auf den Haufen trägt und nach längerem Bemühen in die richtige Lage gebracht hat. Die Welt der schlanken Nixen und quakenden Wasserschrate wird vor unserm geistigen Auge lebendig beim Anblick dieser seltsamen, unentwegt und rührig ihrer nassen Arbeit nachgehenden dickwänstigen Wasserkobolde. Durch den Rohrwald führen lange schmale Wasserstraßen, die von den kleinen Baumeistern im Laufe der Zeit in den Boden geschürft wurden und dem Zubringen des Baustoffs dienen. Im Hintergrund liegt ein mächtiger, breiter Damm, der, aus lauter Stämmen, Ästen und Zweigen bestehend, zur Regulierung des Wasserspiegels dient. Kurz vor einem der großen Holzhügel taucht einer der vierbeinigen Zimmermeister unter, so daß nur der mächtige platte Schwanz hoch aus dem

Wasser ragt, und verschwindet vor unsern Augen. Hier liegt unter dem Wasserspiegel der Eingang zur Wohnung der seltsamen Gesellen, die einen mit weichen Pflanzenstoffen ausgepolsterten Kessel enthält.

Da die Tiere die Stämme nicht einfach abknicken können, sägen und schneiden sie mit ihren wie Kehlhobel wirkenden mächtigen Nagezähnen die erreichbaren Hölzer ab und führen die ins Wasser fallenden Stämme und Äste nun als leichte Last zu ihrem Wohnbau. Wir haben Gelegenheit, einen der kleinen Baumeister beim Fällen eines mannsstarken Baumstammes zu bewundern. Mit erstaunlicher Kraft und Schnelligkeit hobelt das Tier das harte Holz aus dem Anschnitt, so daß ständig die Späne in Menge zu Boden fallen. Der Anschnitt selber ist nach beiden Seiten konisch, hat also eine sanduhrartige Gestaltung. In weitem Umkreis zeugen hier die abgeschnittenen Stämme von der emsigen Tätigkeit dieser vornehmlich zur Nachtzeit tätigen Nager.

Da sich der vor uns arbeitende Holzfäller bei seiner emsigen Tätigkeit nicht stören läßt, haben wir Gelegenheit, ihn näher zu betrachten. Das Merkwürdigste an ihm ist der große, überaus breite und platte, hinten abgerundete Schwanz, der in seinem Wurzeldrittel kurz behaart, im größeren Spitzenteil aber nackt und mit Schuppen bekleidet ist. Die stark entwickelten Hinterfüße tragen große Schwimmhäute, und wir bemerken nun auch, daß die zweite Zehe der hinteren Gliedmaßen zwei Nägel trägt. Das überaus plumpe Geschöpf hat einen vorn abgestumpften, dicken Kopf mit winzigen Augen und Ohren. So ist unser kleiner Baumeister dem Leben im Wasser vorzüglich angepaßt. Der Körper trägt ein einfarbiges Gewand von dunkler, hier und da heller werdender brauner Farbe, während die Gliedmaßen dunkler, fast schwarz gefärbt sind. An der Unterseite lichtet sich die Färbung etwas auf. Das Wollhaar trägt silbergraue Färbung mit gelblichbraunen Spitzen und liegt unter dem langen Grannenhaar verborgen.

Noch heute ist dem deutschen Naturfreund Gelegenheit gegeben, dem interessanten Treiben dieser Sonderlinge beizuwohnen, denn am mittleren Laufe der Elbe, zwischen Magdeburg und Torgau, vornehmlich an den Unterläufen der Nuthe, Mulde, Saale und Elster, lebt der letzte Rest des einst über alle Teile unseres Vaterlandes verbreiteten Bibers in etwa 300 Exemplaren. Die Eigenart dieses größten altweltlichen Nagetieres hat von jeher das Interesse der weitesten Kreise und namentlich der Forschung erregt. Daher sind ihm zahlreiche Schriften gewidmet worden, die sich mit der überaus interessanten Lebensweise dieses Tieres beschäftigen. Die äußeren Merkmale des in einer besonderen Familie, Castoridae, untergebrachten Bibers, Castor fiber, haben wir bereits kennengelernt. Es verbleiben lediglich einige eigentümliche Verhältnisse systematischer und anatomischer Natur zu erläutern. Wie der deutsche Säugetierforscher Matschie festgestellt hat, weisen die im Elbegebiet, im Rhonebecken und in Skandinavien beheimateten Biber deutliche Unterschiede im Schädelbau auf, so daß sie unterartlich geschieden wurden. Die Körperlänge des Bibers beträgt etwa 90–95 cm, der kellenförmig abgeplattete Schwanz hat eine Länge von 35 cm. Biber im Gewichte von 30 Kilo können als schwer bezeichnet werden. Die Weibchen stehen den männlichen Tieren an Größe nach. Die Zahnbildung wird durch folgende Formel verdeutlicht:

$$\frac{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1} \times \frac{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 20.$$

Wie wir der vorstehenden Schilderung entnommen haben, ist der Biber ein Handwerker von erstaunlichen Fähigkeiten, zumal wir bei ihm die Tätigkeit des Zimmermanns, Töpfers, Maurers und Baumeisters in einer Person vereinigt finden. Wir erwähnten bereits die aus Baumstämmen und Ästen erbauten, bis 3 m hohen, backofenartigen „Burgen", die der Biber mit Gestein und Hölzern bedeckt und mittels Pfoten und Schnauze mit Schlamm verstreicht. Das Baumaterial für seine Arbeiten verschafft sich, wie wir es gesehen haben, der kleine Zimmermeister selbst, indem er Bäume bis zu einer Stärke, die ein Mann nicht mehr zu umspannen vermag, mit seinen messerscharfen Nagezähnen fällt und zersägt. Vielfach wird eine Burg von mehreren Bibern bewohnt, deren jeder eine eigene Kammer besitzt. Ausnahmslos legen die Tiere eine unter dem Wasserspiegel liegende Fluchtröhre an, die von Gezweig und Reisig überdeckt ist. Ähnlich gestaltet sind die Einfahrten zu den Wohnröhren. Zur Luftverbesserung werden vielfach Schächte angelegt, andernfalls sorgen leichte Schilf- und Grasdecken für die Zufuhr frischen Sauerstoffes. Seltsamerweise errichten die letzten deutschen Biber diese Burgen nicht mehr so hoch wie in früheren Zeiten, vielmehr legen sie nur mit Reisighaufen bedeckte Erdbaue an. Um ein Sinken des Wassers zu verhindern, ebenso bei Hochwasser, türmen die zu nächtlicher Stunde unentwegt tätigen Baumeister aus Hölzern, Steinen und Schlamm unterhalb ihrer Burgen große Staudämme auf, die eine Länge von mehreren hundert Metern erreichen können. Durch die hierbei hervorgerufenen kilometerlangen Stauseen werden oft weite Gebiete und Ländereien von Wasser überflutet, so daß sie die Landschaft in maßgeblicher Weise verändern. Vornehmlich in den von Bibern reich besetzten Gebieten Kanadas ist noch heute die Landschaft durch die Tätigkeit dieses Nagers in ständiger Veränderung begriffen: Verhältnisse, die allerdings in der freien Natur nur eine unwesentliche Rolle spielen und kaum in Erscheinung treten. Alle diese erstaunlichen Leistungen werden von der neuzeitlichen Wissenschaft als triebhafte Handlungen gedeutet, die jede Verstandes- und Intelligenzleistungen ausschalten.

Als ausgesprochenes Wassertier besitzt der Biber hervorragende Fähigkeiten im Schwimmen und Tauchen. Die völlig geräuschlose Schwimmbewegung erfolgt meist durch gleichzeitiges Vorziehen und Zurückstoßen der Hinter-

64 *Biberbau*

65 *Vom Biber gefällter Baum*

füße. Bis zu 2,5 und 3 Minuten kann der Biber nach zuverlässigen Beobachtungen unter Wasser bleiben. Da die Biber eine zurückgezogene, verschwiegene Lebensweise führen und jeder Unruhe und Störung aus dem Wege gehen, treiben sie ihr Wesen meist zu nächtlicher Stunde. Die Nahrung besteht aus Blättern und Wurzeln vieler Wasserpflanzen, außerdem vertilgen sie die Zweige und Rinde von Laubbäumen, insbesondere der Weide, jedoch werden auch Pappeln, Rüstern und Eschen genommen, weniger gern aber Eichen und Birken. Die Berichte von dem Wassergeflügel- und Fischraub des Bibers müssen ins Reich der Fabel verwiesen werden.

Sechs Wochen nach der in den Monat Februar fallenden Ranzzeit werden in dem inzwischen sorgfältig mit Schilf und Gras ausgepolsterten Bau 2–3 blinde Junge geworfen, die nach etwa 8 Tagen die Augen öffnen und von der Mutter längere Zeit gesäugt werden. Schon im Juli werden die kleinen Biber in der Nähe des Baues schwimmend angetroffen. Trotz ihrer frühzeitigen Selbständigkeit werden die Tiere erst im dritten Jahre fortpflanzungsfähig. Als Stimme ist ein quäkendes Knören bekannt geworden, das die Tiere hin und wieder in der Abenddämmerung nach dem Erscheinen auf dem Bauplatz ertönen lassen. Ein murmelartiges Geräusch bringen sie zur Paarungszeit hervor. Weithin vernehmbar ist in der Nacht das von der Nagetätigkeit der Tiere herrührende Schaben und Raspeln, ebenso haben sie die Gewohnheit, mit dem Schwanz ab und zu die Wasseroberfläche zu schlagen, wodurch ein weithin hörbares klatschendes Geräusch hervorgebracht wird.

Die Fährte ist leicht von der anderer Säugetiere zu unterscheiden, da in ihrer Mitte die Schleifspur des Kelle genannten breiten Schwanzes sichtbar ist. Die Losung ist an den vielen in ihr enthaltenen Holzteilchen kenntlich. – Als Feind des seltsamen Nagers kann neben Naturgewalten, wie Überschwemmungen, nur noch der Mensch in Frage kommen, der den Biber innerhalb einiger Jahrhunderte in den meisten Gebieten unseres Erdteils ausgerottet hat. Verhängnisvoll wurde dem Biber der sehr begehrte Pelz, außerdem aber spielte früher das sogenannte Bibergeil oder Castoreum in der Heilkunde eine Rolle, dem eine belebende, beruhigende und krampfstillende Wirkung zugeschrieben wurde. Dieses Bibergeil wird als grauweiße, fettige, dickflüssige Masse in zwei riesigen, beim Weibchen kleiner bleibenden Präputionaldrüsen gebildet. Es erhärtet an der Luft zu einer wachsartigen Masse. Das in der Freiheit an vorspringenden Stellen abgeriebene Sekret spielt als Duftmarke zur Auffindung der Geschlechter eine Rolle. Weiter sind zwei große Afterdrüsen vorhanden, die eine dicke ölartige Flüssigkeit enthalten. In Deutschland genießt der Biber als wertvolles Naturdenkmal Schutz und Schonung auf gesetzlicher Grundlage. Die letzten Reste dieses so überaus interessanten großen Nagers dem deutschen Volke zu erhalten, hat als eine der vornehmsten Aufgaben unserer den Naturschutzbestrebungen so wohlwollend gegenüberstehenden Regierung zu gelten.

Der Siebenschläfer

Im Herbst, zur Zeit des großen Auskehrs in der Natur, sterben unzählige Tiere, namentlich Insekten, da sie den Unbilden der harten Jahreszeit nicht gewachsen sind; andere Geschöpfe wissen sich vor der Kälte des Winters durch eine schnelle Reise in den sonnigen Süden zu bergen, wie wir es von vielen Zugvögeln kennen. Mancherlei Getier aber hat sich den Temperaturverhältnissen insofern angepaßt, als es geschützte, frostfreie Winkel aufsucht, um hier die kalte Jahreszeit schlafend zu verbringen. Meist ist dies eine zwingende Notwendigkeit, da alle jene Geschöpfe hinsichtlich ihrer Ernährung auf Kerbtiere oder Pflanzen angewiesen sind, die jedoch während des Winters fehlen, nämlich entweder in einem Ruhezustand verharren oder absterben. Sie würden also

66 *Siebenschläfer*

67 *Siebenschläfer im Gezweig*

in der harten Jahreszeit in längerer oder kürzerer Zeit dem Hungertode preisgegeben sein. Andere wiederum sind von der Lufttemperatur insofern abhängig, als ihre eigene Blutwärme durch die Außentemperatur geregelt wird. So sind sie im Sommer bei großer Wärme äußerst rege, verfallen aber zur Winterszeit in eine Kältestarre, aus der sie erst durch die erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne erwachen. Zu diesen wechselwarmen Geschöpfen gehören die Reptilien, Amphibien und Fische.

Nicht ganz so mühe- und sorglos geben sich manche Säugetiere dem Winterschlaf hin, und vielfach gehen der Ruhezeit umständliche und mühselige Arbeiten zur Bergung von Nahrungsmitteln voraus. Das Schulbeispiel hierfür bietet der Hamster. Über die Winterruhe des Murmeltieres und des Dachses haben wir bereits berichtet. In ähnlicher Weise verfahren der Igel und die Baumnager. Das Eichhörnchen und einige Bilche, mit deren Beschreibung wir in diesem Kapitel beginnen, errichten regelrechte Nester, die teilweise Kunstbauten darstellen, wie sie viele Vögel oft kaum herzustellen vermögen.

In der Familie der Bilche oder Schläfer, Myoxidae, werden die vier nächsten zur Schilderung gelangenden Nager der Einfachzähner, nämlich der Sieben-, Garten- und Baumschläfer sowie die Haselmaus, vereinigt. Zu dieser Gruppe werden kleinere, mäuse- oder eichhörnchenähnliche, lebhaft gefärbte und gezeichnete, voll behaarte Tiere gerechnet, die nicht die Größe einer Ratte erreichen und einen langen, zweizeilig behaarten, seiner ganzen Länge nach oder nur am Ende buschigen Schwanz tragen. Der Kopf ist verhältnismäßig schmal, die Schnauze spitz, die Augen sind groß, die fast nackten Ohren kräftig und der Leib gedrungen gebaut. Die mäßig langen Gliedmaßen tragen sehr zierliche Füße, die vorne vier Zehen mit einem plattnageligen, zurückgebildeten Daumen und hinten fünf Zehen aufweisen. Als einzigen Vertretern aller Nager fehlt den Bilchen der Blinddarm. Die Zahngruppen setzen sich wie folgt zusammen:

$$\frac{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1} \times \frac{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 20.$$

Alle Bilche sind durch ihr an das Eichhörnchen erinnerndes Äußeres anmutige, angenehme Erscheinungen, und auch im Wesen und Gebaren zeigen einige Arten die Eigenschaften, die sie zu angenehmen Haus- und Zimmergenossen werden lassen. Alle Angehörigen der Familie bewohnen die Alte Welt. Sie verschlafen als reine Nachttiere den Tag und zeigen in ihren sonstigen Lebensäußerungen manche Anklänge an das Eichhörnchen. Der Siebenschläfer, Glis glis, ist vornehmlich durch die einfarbig aschgraue, zuweilen licht überhauchte Grundfärbung, die an den Körperseiten aufhellt und an der Unterseite in Weiß übergeht, und den in der ganzen Länge zweizeilig, aber buschig behaarten Schwanz ausgezeichnet. Ein dunkelgrauer Ring umgibt das Auge; Nasenrücken und Oberlippe tragen bräunlichgraue Färbung, während die unteren Backenseiten und die Kehle weiß gefärbt sind. Die Füße sind von grauweißlicher Farbe. Der Schwanz hat die Farbe des Oberkörpers und trägt auf der Unterseite einen weißlichen Längsstreifen.

Das noch nicht eichhorngroße Tier hat eine Körperlänge von 14–15 cm und eine Schwanzlänge von 12–13 cm. Als Heimatgebiet ist das mittlere und südliche Europa anzugeben. Die nördliche Grenze seines Vorkommens scheint in den nördlichen Teilen Mitteldeutschlands zu liegen, denn es bewohnt ausschließlich Süd- und Mitteldeutschland, während es im Norden unserer Heimat fehlt oder doch nur selten einmal angetroffen wird. Unser kleiner Graubilch zieht die Gebirgs- und Hügellandschaft jedem anderen Gelände vor und wählt zu seinem Aufenthalt Laubwälder, Parks und Obstgärten. Da dem Tier in der Freiheit immer mehr die Wohnmöglichkeiten genommen werden, folgt es dem Menschen in die Siedlungen, die ihm reichlich Schlupf- und Wohngelegenheiten geben.

Wo ein Versteck die Möglichkeit für den Bau des rundlichen, mit seitlichem Eingang versehenen Nestes bietet, finden wir diese mit Gras, Moos und Fallaub ausgestatteten Ruheplätze. Hier verschläft der Bilch den Tag und erscheint in der Dämmerung oder in der Nacht, um seiner aus Eicheln, Bucheckern, Kastanien, allerlei Obst und Waldbeeren sowie der Rinde verschiedener Baum- und Straucharten bestehenden Nahrung nachzugehen. Als ausgesprochener Feinschmecker verbeißt er auch gern die Jungtriebe und Blüten bestimmter Pflanzen, ebenso läßt er sich Kerbtiere, ja sogar die Eier und Jungen kleiner Vogelarten munden. Der Siebenschläfer bewegt sich im Gezweig mit derselben Schnelligkeit und Gewandtheit wie das Eichhörnchen, ist aber keineswegs so sprungtüchtig. Nahezu vier Wochen nach der unter katzenähnlichem Lärm stattfindenden Bilchhochzeit werden 3–6 nackte, blinde Junge im Kobel, dem ausgepolsterten Neste, vorgefunden. Im milderen Klima konnten zwei Jahreswürfe beobachtet werden. Während des Sommers hat sich der Siebenschläfer einen dicken Wanst angemästet, und er rüstet nun zum Winterschlaf, nachdem er an verborgenen Orten, etwa in Erdlöchern, Mauerspalten, Baumhöhlen und Nestern, kleine Vorräte haltbaren Futters angelegt hat. So bezieht er im Oktober seine Winterherberge und verschläft darin die harte Jahreszeit, hin und wieder bei wärmerem Wetter in einen Dämmerzustand verfallend, bis die Frühlingssonne den Schläfer im April zu neuem Leben erweckt. Im alten Rom wurden die Bilche in besonderen Anstalten gehalten und zur Mästung in irdenen Gefäßen, Glirarien, untergebracht, um schließlich in gebratenem Zustand als begehrter Leckerbissen auf der Tafel wohlhabender Feinschmecker zu erscheinen.

Der Gartenschläfer

Als zweite Bilchart haben wir den in einer besonderen Gattung stehenden Gartenschläfer, Eliomys quercinus, zu betrachten. Er ist wesentlich kleiner als der Siebenschläfer und vornehmlich durch das farbige Haarkleid und den kurz behaarten, nur am Ende mit einer Quaste versehenen zweifarbigen Schwanz gekennzeichnet. Die oberseits rötlichgraue Körperfarbe geht nach den Seiten zu in etwas hellere, gelblichere Tönung über und ist gegen den weißen Bauch scharf abgesetzt. Ein kurz vor dem Auge beginnender breiter Zügelstrich von schwarzer Farbe läuft über das Auge bis unter das Ohr und endet auf den Halsseiten. Unter dieser Schwarzzeichnung hat die Wange gelblichweiße Färbung. Vor und hinter dem Ohr befindet sich ein weißer Fleck, und die Schulter trägt schwarze Schattierung. Der Oberkopf ist von rötlichgraubrauner Färbung, die Ohren sind fleischfarbig durchscheinend und die Füße weiß. Der Schwanz ist im Wurzelteil rötlichgrau, im Endteil oberseits schwarz und unterseits weiß gefärbt.

Der Gartenschläfer hat eine Körperlänge von 13 cm und eine Schwanzlänge von 9–10 cm. Das Ohr erreicht eine größere Länge als bei den anderen deutschen Bilcharten.

Abgesehen von den östlichen Gebieten wird der Gartenschläfer in ganz Europa angetroffen, kommt bei uns allerdings nur in einzelnen Gegenden und nirgends häufig vor; in der Ostmark hält er sich mehr in Gebirgsgegenden auf und steigt hier in eine Höhe bis 2000 Meter. Da der Gartenschläfer zum Wanderleben neigt, tritt er stellenweise bald hier und bald dort auf. Die Feststellung des zierlichen Nagers wird durch seine rein nächtliche Lebensweise außerordentlich erschwert, und sicher ist er in einzelnen Gebieten zahlreicher vorhanden, als bekannt ist. Er wird in der Ebene wie im Hügelland und im Gebirge angetroffen und bewohnt mit Vorliebe Laubwaldungen aller Art, wird andrerseits aber auch in Nadelgehölzen gefunden. Vielfach hält er sich in niedrigen Büschen auf, und er scheut sich nicht, in die Gärten einsamer Gehöfte oder entlegener Ortschaften einzufallen. Bekannt ist seine Vorliebe für Fett und Speck, und er stattet den Speisekammern entlegener Gebirgshäuser wegen dieses Leckerbissens gern einen Besuch ab. Wenn er seinem größeren Gattungsverwandten, dem Siebenschläfer, im Wesen und Gebaren ähnelt, so ist er ihm an Schnelligkeit und Gewandtheit des Kletterns bei weitem überlegen, denn er zeigt im Gezweig eine geradezu wieselartige Geschwindigkeit. Im Gegensatz zum Siebenschläfer steht sein Nest fast immer offen und frei, nur gelegentlich sucht er Schutz in Eichhörnchenkobeln, Baumhöhlen, Mauerspalten und ähnlichen Verstecken. Manchmal nimmt er größere Vogelnester an, die er mit Gras, Moos und Laub kuppelartig überbaut. Sein Nestchen ist stets mit weichen Stoffen mollig ausgepolstert. Der Gartenschläfer hat eine sehr umfangreiche Speisekarte, denn neben allerlei pflanzlichen Stoffen, die wir bei der Beschreibung des Siebenschläfers aufgeführt haben, vertilgt er mit wahrer Gier Kerbgetier und Schnecken sowie kleinere Wirbeltiere und Eigelege. Beim Überlisten und Töten seiner Opfer zeigt der kleine Nager eine marderartige Gewandtheit. Die Paarung des Gartenschläfers fällt in den Monat Mai. Auch hier werden laute, lebhafte Kämpfe um die Weibchen ausgefochten, wobei die kleinen Raufbolde in höchste Wut geraten und unter wildem Lärmen auf den Zweigen umherrasen. Gelingt es einem Gegner, seinen Partner zu töten, so kommt es nicht selten vor, daß er ihn mit Haut und Haar verzehrt. Ähnliche Fälle von Kannibalismus sind auch von anderen Nagerarten bekannt geworden. Die Tragzeit des Gartenschläfers währt 24–30 Tage, die Anzahl der nackt und blind geborenen Jungen, die schon nach wenigen Wochen voll herangewachsen sind, schwankt zwischen 4 und 6. Wie bei den anderen Bilcharten, so werden auch hier die Jungen in einem warm und mollig zubereiteten Nestchen zur Welt gebracht. Ende September oder Anfang Oktober bereiten sich die Gartenschläfer zum Winterschlaf vor. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere, um ein geschütztes Versteck in Baumhöhlen oder Mauerlöchern, in einzeln stehenden Gehöften, auf Heuböden, in Gartenhäusern oder Köhlerhütten weich und mollig auszupolstern, sich zu einem dichten Knäuel zusammenzulegen und bis zum Monat April der Ruhe zu pflegen, aus der sie nur ab und zu bei wärmerem Wetter erwachen, um etwas von ihrem aufgespeicherten Futtervorrat zu sich zu nehmen. In Gegenden, wo der Gartenschläfer zahlreich vorkommt, kann er zu einem überaus lästigen Obstschädling werden. So soll es vorgekommen sein, daß ein einziges Stück die gesamte Pfirsich- und Aprikosenernte eines Gartens vernichtet hat. Da ihn kein Schutzmittel hindern kann, die Spaliere und Spannetze zu durchschlüpfen, wird er von den Gärtnern gehaßt und verfolgt. Obwohl sein schmuckes Gewand und seine klugen, großen Augen ihm ein anmutiges, gefälliges Aussehen verleihen, ist der Gartenschläfer für die Gefangenhaltung nicht zu empfehlen, da er sich als mürrischer und bissiger Pflegling erweist.

Der Baumschläfer

Obwohl diese Bilchart in Deutschland durch zwei Unterarten vertreten ist, kennen wir ihre Lebensgewohnheiten nur wenig, da sie nirgends häufig ist und zudem nur in einzelnen Teilen unserer Heimat angetroffen wird. Allerdings kann das zierliche Tierchen sich lange der Beobachtung entziehen, denn es führt die gleiche zurückgezogene nächtliche Lebensweise wie seine Verwandten. Der Baumschläfer stellt in gewisser Beziehung ein Mittelglied zwischen dem Sieben- und dem Gartenschläfer dar, zeigt aber bestimmte eigentümliche Merkmale, die den englischen

68 *Gartenschläfer*

69 *Baumschläfer*

Zoologen Oldfield Thomas veranlaßten, die Form zum Range einer Gattung zu erheben und unter dem Namen Dyromys in die Wissenschaft einzuführen. Hinsichtlich der Größe steht der Baumschläfer mit einer Körperlänge von 10 cm und einer Schwanzlänge von 8 cm an dritter Stelle unter den vier deutschen Bilcharten. Als Hauptmerkmal der Gattung ist der buschig zweizeilig behaarte Schwanz zu nennen, der oben und unten deutlich verschiedene Färbung zeigt, außerdem läuft der schwarze Zügelstrich nicht bis auf die Halsseiten, sondern endet vor dem Ohre. Als Heimat können das östliche Europa vom Kaukasus bis Ungarn, die deutsche Ostmark und Schlesien angegeben werden. Die in Schlesien beheimatete Form, Dyromys nitedula, soll in den letzten Jahren auch in anderen Gegenden Deutschlands festgestellt worden sein. Sie hat rötlichbraune bis bräunlichgraue Kopf- und Körperfärbung, die nach der weißen Unterseite zu scharf abgesetzt ist. Auch Lippen und Wangen tragen weiße Färbung. Hinter den Schnurrborsten beginnt ein schwarzer Streifen, der sich über dem Auge erweitert und bis zum Ohr läuft. Hinter dem Ohr befindet sich ein weißgrauer Fleck. Die Beine sind weiß. Der oberseits die Körperfärbung tragende Schwanz ist unterseits weißlichgrau gefärbt.

Aus Tirol beschrieb der Berliner Zoologe Alfred Nehring eine neue Unterart des Baumschläfers unter dem Namen Dyromys nitedula intermedia. Er wollte mit dieser wissenschaftlichen Bezeichnung zum Ausdruck bringen, daß diese Form sowohl Merkmale vom Baum- wie vom Siebenschläfer aufweist, also zwischen beiden „in der Mitte" steht. Dieser Tiroler Baumschläfer ist wesentlich kleiner als der in Schlesien beheimatete, außerdem trägt er graue bis schwarzgraue Grundfärbung. Als besonderer anatomischer Unterschied ist zu erwähnen, daß der erste Backenzahn des Unterkiefers beim Tiroler Baumschläfer nur zwei Wurzeln, beim echten Baumschläfer aber drei aufweist. Diese Form bewohnt vornehmlich das Pustertal und Steiermark; sie wurde in Niederdonau bei Wien und im Lainzer Tiergarten, in Oberdonau in Inharding und Puchberg bei Wels, bei Gmunden und Kammer am Attersee und in Tirol gefunden. Buchen- und Eichenwälder sowie Haselgebüsch scheint der Baumschläfer als Aufenthalt zu bevorzugen, doch tritt er auch in Mischwäldern auf und unternimmt gelegentlich Streifen durch die Obstgärten. In der Nordtatra ist er bis zu 1000 Meter Meereshöhe beobachtet worden. Er nährt sich mehr von pflanzlicher Kost als seine größeren Verwandten, bevorzugt Knospen, Obst, Beeren, Baumsämereien und Kräuter und soll auch die Wohngebäude aufsuchen, um von der Milch und ihren Erzeugnissen zu naschen. Mit meisterhafter Fertigkeit klettert er im Gezweig und Geäst der Bäume umher.

Der Baumschläfer fertigt in niedrigen Büschen ein Sommernest aus Halmen und Gräsern und verschläft den Winter in Baum- oder Erdhöhlen und Gemäuer. Im Juni werden vier, in den ersten Lebenstagen fast schwarze Junge geworfen, die sehr langsam heranwachsen.

Baumschläfer sollen in der Gefangenschaft nicht die Unduldsamkeit und Störrigkeit ihrer größeren Verwandten zeigen, doch fehlen zuverlässige Mitteilungen.

Die Haselmaus

Der letzte noch zu betrachtende Vertreter der Bilche trägt seinen Namen zu Recht, denn er zeigt besondere Vorliebe für Haselnüsse und ähnelt viel mehr einer Maus als dem Eichhörnchen. Die durch eine eigene Gattung vertretene Haselmaus, Muscardinus avellanarius, kennzeichnet sich vornehmlich durch den zweizeilig, kurz und anliegend behaarten Schwanz und die oberseits und unterseits gleichmäßige Färbung des Rumpfes. Sie ist die kleinste Art der deutschen Bilche.

70 *Haselmaus*

Die Haselmaus ist über ganz Europa verbreitet. Bei uns ist das Tier im südlichen und mittleren Deutschland wesentlich häufiger als im Norden, obwohl es auch hier überall zu finden ist. Grundfarbe ist ein rötliches Lehmgelb bis lebhaftes Ockergelb, das sich auch auf den stark zugespitzten Kopf erstreckt und auf der Unterseite nur wenig auflichtet. Ein wesentliches Merkmal dieses äußerlich mäuseartigen Tieres ist das Fehlen jeglicher Zeichnung im Haarkleid. Nur Kehle, Brust und Zehen tragen weiße Färbung. Durch die feine Behaarung der Zehen schimmert die rötliche Haut hindurch. Der Schwanz trägt bräunlichrote Färbung, ist also etwas dunkler als die Körperfärbung. Die Gesamtlänge des Tierchens beträgt 14–15 cm, wovon etwa 7 cm auf den Schwanz abgerechnet werden müssen.

Die Haselmaus ist eine Bewohnerin von Gebüsch und Dickichten und wird selten auf Bäumen angetroffen. Haselnußsträucher werden stets bevorzugt. Neben Haselnüssen werden Eicheln, Bucheln, Getreide, Beeren und Hagebutten als Nahrung genommen. Das Futter wird beim Verzehren eichhornartig zwischen den Vorderpfoten gehalten, die ähnlich wie Hände gebraucht werden. Eine erstaunliche Gewandtheit zeigt die Haselmaus beim Klettern und Klimmen im Gezweig des Buschwerks; die Fortbewegung im Dickicht erfolgt mit solcher Schnelligkeit, daß der gelbbraune Kletterkünstler mit den Augen kaum zu verfolgen ist. Gleich ihren Verwandten ist die Haselmaus ein Nachttier, das den Tag über schlafend in einem selbstverfertigten Nestchen verbringt. Dieses Bauwerk ist wert, einmal besonders betrachtet zu werden. Es wird meist etwa 1½ m hoch im Gezweig, gegebenenfalls auch auf dem Boden errichtet und kunstvoll aus feinen Reisern und Gras zusammengefügt, mit Rindenbast und Blattwerk säuberlich verflochten und mit Speichel verklebt. Meist hat diese Sommerwohnung eine kugelrunde Gestalt. Für den Winterschlaf werden schützende Winkel und Verstecke zum Bau eines aus Gras, Moos oder Laub bestehenden Nestes ausgewählt. Gewöhnlich legt sich das Tierchen Mitte Oktober dort zur Ruhe, indem es die Eingangstür vermauert und sich zu einer Kugel aufrollt, wobei der Kopf unter den Leib gedrückt und der Schwanz um den Körper gelegt wird, so daß er den Scheitel bedeckt. Im Juli oder August wird das Geheck in Gestalt von 3–7 Jungen in einem reizenden Kugelnest angetroffen. In wärmeren Gegenden sollen die Haselmäuse zweimal zur Paarung schreiten. Haselmäuse sind die reizendsten und angenehmsten Stubengenossen und zeichnen sich durch eine ausgesprochene Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit aus. Zudem halten sie sich überaus rein, und ihnen haftet auch nicht der manchmal widerliche Geruch anderer Nager an. Durch ihre possierlichen Bewegungen und ihr anmutiges, munteres Wesen werden sie zu liebenswerten Freunden des Menschen.

Einiger Erwähnung wert sind die für die Schlafmäuse in Deutschland getroffenen Schutzmaßnahmen. Alle bei uns beheimateten Bilcharten stehen nach der Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 unter staatlichem Schutz. Es ist verboten, diese Tiere mutwillig zu töten oder zum Zwecke der Aneignung zu fangen. Nur die Leiter und wissenschaftlichen Hilfskräfte staatlicher naturwissenschaftlicher Anstalten dürfen für Forschungs- und Unterrichtszwecke, und zwar nur hierfür, einzelne dieser geschützten Tiere fangen. Nach einer weiteren Ausnahme können Gartenschläfer, die in Gewächshäusern, Obstgärten und Weinbergen oder auf sonstigen genutzten Flächen wesentlichen wirtschaftlichen Schaden anrichten, vom Eigentümer oder Nutzungsberechtigten gefangen oder getötet werden.

Das Eichhörnchen

Äußerlich sind die hörnchenartigen Nagetiere gekennzeichnet durch den breiten Kopf mit stark sich verjüngender Schnauze und die buschige Behaarung des Schwanzes. Am Schädel fallen die großen Augenhöhlenfortsätze und das schmale schlitzförmige Unteraugenhöhlenloch auf, das vor dem Jochfortsatz des Oberkiefers liegt. Abgesehen von Australien sind die Mitglieder dieser Familie über die ganze Erde verbreitet. Einzelne Vertreter leben auf Bäumen, andere auf dem Boden und errichten sich Baue in der Erde. Viele von ihnen verbringen die harte Jahreszeit in einem schlafartigen Zustand.

Eine der bekanntesten und beliebtesten Erscheinungen der heimischen Tierwelt ist das Eichhörnchen, Sciurus vulgaris. Obwohl uns das bewegliche, muntere Tierchen durch sein häufiges Auftreten in Parkanlagen und Gärten sehr geläufig ist, wollen wir es ein wenig näher betrachten. Eine Verwechslung mit anderen Säugern der Heimat ist zwar nicht möglich, weil unser zierlicher Baumnager durch die hochrote Färbung und den buschigen, zweizeilig behaarten, nahezu körperlangen Schwanz gut gekennzeichnet ist. Der breite, zugespitzte Kopf trägt große, dunkle Augen und lange Ohren, die weit aus dem Fell hervorstehen und an der Spitze einen Pinsel langer Haare tragen, der nach erfolgtem Haarwechsel im Sommer allerdings kaum in Erscheinung tritt. Die vorzüglich zum Klettern eingerichteten Gliedmaßen tragen spitze, gekrümmte Krallen. An den gegen die Hinterfüße kurzen Vorderbeinen ist der Daumen verkümmert. Alle Füße tragen nackte Sohlen mit stark hervorstehenden Ballen.

Die Grundfärbung unseres schmucken Baumnagers besteht meist aus einem bräunlichen Rot, das an den Kopfseiten grau überflogen ist. Die Unterseite trägt stets eine rein weiße Färbung, auch bei den sehr zahlreich auftretenden Farbabänderungen. Das Winterhaar hat an den Körperseiten eine weißlichgraue Beimischung; je weiter nach Norden die Tiere vorkommen, um so stärker tritt die graue Melierung in Erscheinung. Farbvariationen

71 *Eichhörnchen*

72 *Eichhörnchen im Kobel*

kommen in allen Schattierungen von Braun und Grau bis zum reinen Schwarz vor. Auch Weißlinge sind bekannt geworden, jedoch treten sie wie auch Schecken seltener auf. Stücke mit dunkel gefärbten Gliedmaßen werden häufig beobachtet, ebenso solche mit schwärzlichem Schwanz, in dem gelegentlich auch weiße Zeichnungen auftreten können. Obwohl graue und schwarze Stücke überall einmal zwischen den normal gefärbten vorkommen, scheinen sie sich besonders in Nadelwäldern zu finden, vorwiegend im Gebirge. Es handelt sich um individuell auftretende, systematisch keinerlei Bedeutung besitzende Farbabweichungen. Häufig werden sogar ungleich gefärbte Stücke in einem Wurf gefunden.

Das Verbreitungsgebiet des Gemeinen Eichhörnchens erstreckt sich durch die Waldgebiete ganz Europas bis nach dem Norden Italiens, außerdem wird es durch ganz Asien bis Japan und im Süden bis zum Himalaja gefunden. In diesem großen Gebiete zeigt das Tier nicht die gleichen Merkmale, sondern variiert innerhalb größerer Landstriche, die meist mit bestimmten Flußgebieten zusammenfallen. Eine größere Anzahl dieser Formen wurde bereits durch wissenschaftliche Namen gekennzeichnet. In den warmen Gebieten der Erde erfährt die Familie der Eichhörnchen eine ungeheure Ausbreitung und Formenfülle. – Als Körperlänge für unser Eichhörnchen können 25 cm und als Schwanzlänge 20 cm angegeben werden. Die Höhe an der Schulter beträgt etwa 10 cm, und das Gewicht schwankt um 250 Gramm. – Die Gebißformel gilt gleichzeitig für den später zu beschreibenden Ziesel:

$$\frac{3 \cdot 2 \cdot 0 \cdot 1}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 1} \times \frac{1 \cdot 0 \cdot 2 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 22.$$

Wenn das Eichhörnchen in seinem Aufenthaltsort auch nicht an den Wald gebunden ist, so kann es doch nur in Gegenden mit Baumwuchs bestehen und fehlt daher in offenem Gelände oder baumlosen Ebenen. Anderseits hat sich der flüchtige Baumnager bei uns durch das Fehlen oder doch starke Zurückgehen seiner grimmigsten Feinde, des Baummarders und des Habichts, so zahlreich vermehrt, daß er allerorts zu den häufigsten Erscheinungen unseres Vaterlandes gehört. Zudem folgt er dem Menschen in die Siedlungen und ist heute selbst eine allbekannte Erscheinung in den Großstädten geworden, wo er in den Parkanlagen so zahm und zutraulich wurde, daß er dargebotenes Futter sogar aus der Hand der Besucher nimmt. Durch die Schönheit seiner Erscheinung, die Anmut seines Wesens und die federnde Gewandtheit seiner Bewegungen hat sich das Eichhörnchen frühzeitig den Rang eines der volkstümlichsten und beliebtesten Tiere der Heimat gesichert. Seine Vorzüge machen es zu einem wundervollen Schmuck des deutschen Waldes.

Als ausgesprochenes Klettertier verbringt das Eichhörnchen den größten Teil seines Lebens im Gezweig der Bäume. Hier legt es eine Fertigkeit im Klettern und Springen an den Tag, die den Beobachter stets von neuem mit Bewunderung erfüllt. Ruhelos hüpft es in munteren Sprüngen an Stämmen und Ästen empor, durchstreift den Wald von Ast zu Ast und Baum zu Baum. In der Schnelligkeit und Sicherheit des Kletterns kommt ihm kein Tier der Heimat gleich. Ohne Pause erklimmt es überraschend schnell den höchsten Baum bis zu den Wipfelblättern, klettert im Blattwerk mit derselben Sicherheit wie auf dem Erdboden umher und setzt von einem freien Zweig, der die Last seines Körpers gerade noch zu halten vermag, zu einem schwankenden Zweig des Nachbarbaumes, manchmal in gewagten Sprüngen von 4–5 m Weite. Dabei erfaßt es durch die fein bekrallten Pfoten mit unfehlbarer Sicherheit das unter der Last seines Körpers tief herabsinkende Gezweig, ohne auch nur jemals einen Fehlsprung zu tun oder herabzufallen. Dagegen läßt es sich bei Gefahr häufig aus beträchtlicher Höhe zur Erde niederfallen, ohne Schaden zu leiden, da die lange Behaarung des Schwanzes eine fallschirmartige Wirkung ausübt. Auf den Erdboden steigt es nicht gern herab, legt aber auch hier eine große Gewandtheit im Laufen und Springen an den Tag. Nur im Herbst, wenn die Früchte des Waldes den Boden bedecken, kommt es zur Äsung herunter.

Zur Nahrung dienen dem Eichhörnchen vorwiegend Baumsämereien verschiedenster Art; unter ihnen stehen Eicheln, Bucheln und Zirbeln neben Tannen-, Fichten-, Ahorn- und Hainbuchensamen an erster Stelle, doch werden auch Schößlinge und Jungtriebe sowie Nüsse und Pilze, selbst giftige, genommen. Daneben geht das Eichhörnchen auch an die Rinde der Bäume und macht sich manchmal unbeliebt durch den Raub von Eiern und Jungvögeln. Aus diesem Grunde muß der Eichkater in solchen Gegenden kurz gehalten werden, wo seine natürlichen Feinde fehlen. Als forstlicher Schädling tritt das Tier dagegen kaum nennenswert in Erscheinung, es sei denn, daß es in größerer Zahl in Forst- oder Baumschulen auftritt. In Jahren, die einen reichen Samenertrag bringen, wandern häufig die Eichhörnchen in diese Gegenden, so daß manchmal Gebiete, in denen die flüchtigen Rotkittel nur spärlich vertreten waren, plötzlich von ihnen überschwemmt sind.

Im Gegensatz zu den meisten andern Nagern hat das Eichhörnchen als ausgesprochenes Tagtier zu gelten, das die Nacht über im sicheren Kobel ruht. Das zierliche Nestchen steht meist in Astgabeln, vielfach wird es auch in Baumhöhlen angelegt. Manchmal überbaut das Eichhörnchen auch größere Vogelnester. Frei stehende Kobel sind stets überdacht und tragen neben dem unterseits eingebauten Eingang ein seitlich stehendes Fluchtloch. Die Nester dienen verschiedenen Zwecken. Die Hauptkobel stehen immer fest in einer Astgabel und werden als Wochenstube benutzt. In den Winterkobeln verbringen die Eichhörnchen, die keinen eigentlichen Winterschlaf kennen, die schlechten Tage der

harten Jahreszeit, wie sie sich auch bei regnerischem Wetter im Sommer tagelang in ihrem Kobel aufhalten. Weiter sind Spielkobel von bedeutendem Umfang bekannt, die gleichzeitig als Lagerplatz für die im Herbst eingeheimsten Wintervorräte dienen. In dem warm und weich gepolsterten Brutkobel bringt das Weibchen zweimal im Jahre nach einer vierwöchigen Tragzeit 3–6 Junge zur Welt, die im Herbst, obwohl noch etwas kleiner als die Alten, völlig selbständig ihr eigenes Dasein führen.

Spur eines Eichhörnchens

Als Stimme ist ein helles Knorzen bekannt, das aus mehreren gleichklingenden Lauten zusammengesetzt ist. Während der Ranzzeit lassen vornehmlich die Eichkater ein schrilles Pfeifen vernehmen. Die Spur ist leicht erkennbar, weil die Vorder- und Hinterbeine nebeneinandergesetzt werden. Die Flucht- und Sprungspur läßt sich am besten mit zwei nebeneinanderstehenden Ausrufungszeichen vergleichen, die mit den Punkten etwas enger zusammenstehen. Als Feinde des Eichhörnchens kommen vornehmlich Baummarder und Habicht in Frage, denen es am leichtesten entkommt, indem es sich aus schwindelnder Höhe einfach zur Erde oder ins Gezweig fallen läßt. Besonders der Marder vermag dem Weißlatz nicht so schnell zu folgen, da er mit den Füßen auf festem Halt bleiben muß. Man hat das Eichhörnchen den „Affen des deutschen Waldes" genannt und glaubte dazu ein Recht zu haben wegen der Kletter- und Springgewandtheit des Tieres. Wir lehnen diese Bezeichnung ab, da der Vergleich für ein Tier der deutschen Urheimat unpassend gewählt ist. Vielmehr verkörpert das Eichhörnchen mit der ganzen Anmut und Lieblichkeit seiner Gestalt und seines Wesens ein Stück deutschen Märchenwaldes, und als solches ist es mit dem Gedankengut unseres Volkes für alle Zeiten verwurzelt.

Der Ziesel

Seit der Urbarmachung des deutschen Landes hat sich die ursprüngliche Tierwelt in mancher Beziehung verändert. Ruheliebende, scheue Waldbewohner zogen sich in die überall nur noch inselartig im Kulturland liegenden Forste zurück. Mit dem Zunehmen der offenen Flurlandschaft aber wanderten aus den weiten Steppengebieten des Ostens mancherlei Geschöpfe in Deutschland ein, denen der steppenartige Charakter der neuen Landschaft die vollen Lebensbedingungen ersetzte. Zu diesen Emigranten gehört der Ziesel, Citellus citellus, aus der Familie der hörnchenartigen Nager, dessen Heimat sich von Ostdeutschland und Böhmen durch ganz Südrußland und Asien bis zum Altaigebirge erstreckt. Von den echten Eichhörnchen ist der Ziesel leicht durch den sehr kurzen Schwanz zu unterscheiden, der kaum den vierten Teil der Körperlänge ausmacht, außerdem sind die Ohren so winzig, daß sie gerade aus dem Pelz hervorstehen. Die Krallen sind weniger stark gebogen als beim Eichhörnchen, aber viel länger und stärker, da die Ziesel als Bodenbewohner eine grabende Lebensweise führen. Weiter ist die Gattung durch das Vorhandensein von Backentaschen gekennzeichnet. Im übrigen hat der rundliche Kopf ein leicht geknicktes Profil, der Leib ist gestreckt gebaut, und die Beine sind kurz. Die Pupille des sehr großen, ausdrucksvollen, dunklen Auges hat längliche Form. Der kurze Schwanz trägt in der Wurzelhälfte kurze, anliegende und im Spitzenteil buschige zweizeilige Behaarung.

Oberseits herrscht beim Ziesel gelbgraue Farbe vor, die eine leichte, unregelmäßige rostgelbe Wellung zeigt. Der Oberkopf trägt rötlichgelbe bis bräunliche, Lippen, Kinn und Vorderhals haben weiße, die Unterseite und Füße rostgelbe Färbung. Ein Kreis um die Augen ist lichter gefärbt als der Kopf, etwa gelblichweiß. Der Schwanz trägt die Färbung des Körpers und ist in der Mittellinie der Oberseite dunkler getönt. Junge Ziesel zeigen auf der Oberseite des Körpers dunklere Querwellung als erwachsene. Als Körperlänge können 22–24 cm, als Schwanzlänge 6–7 cm und als Schulterhöhe 9 cm angegeben werden. Voll erwachsene Ziesel erreichen ein Gewicht von etwa 500 Gramm. In Deutschland hat sich der Ziesel bisher bis nach Schlesien und den östlichen Teilen Sachsens verbreitet, außerdem wird er vornehmlich auf den trockenen Halden der östlichen Ränder der Ostmark und besonders häufig im Burgenlande angetroffen, wogegen er in den Alpenländern erklärlicherweise fehlt. Die Einwanderung scheint zum Stehen gekommen zu sein, denn seit einiger Zeit fehlen Meldungen über das Vordringen nach Westen. – Als reines Steppentier meidet der Ziesel die Höhenlagen sowie jegliches Wald- und Buschgelände, ja selbst grasreiche Ebenen, da er Nässe und Feuchtigkeit nicht liebt. Sandige und lehmige, steppenartige Flächen behagen dem am Tage regen und nachts ruhenden Ziesel am meisten. Hier legt er seine manchmal sehr steil und tief in den Boden führenden Baue an, die in einer Tiefe von 1,50 m einen etwa 30 cm in der Länge messenden Kessel besitzen, der als Wohn- und Zufluchtsort, jedoch auch als Vorratskammer und Schlafplatz für den Winter dient. Da die

73 *Ziesel*

Erde beim Ausheben des Baues mit den Backentaschen abgetragen wird, befindet sich vor den Eingängen der Röhren kein Erdaufwurf. Jeder Kessel besitzt nur eine befahrene Röhre. Obwohl der Ziesel stets in kleinen Gesellschaften beieinander wohnt, besitzt jedes Stück einen eigenen Bau. Ehe sich die Tiere zum Winterschlaf niederlegen, wird der Eingang der Röhre dicht verstopft. Bei Eintritt wärmeren Wetters wird der Winterschlaf unterbrochen, und hier und da erscheinen dann die Ziesel im Schnee. Wenn bei starkem Sonnenbrand Dürre einsetzt, legen die Ziesel eine kurze Fastenzeit ein und halten eine Art Sommerschlaf. Als Nahrung kommen vornehmlich Sämereien verschiedener Art in Frage, ferner Schößlinge, Beeren, Wurzeln und Zwiebeln. Gelegentlich werden auch Kerbtiere und Mäuse, ja selbst bodenbrütende Vögel und ihre Eier genommen. Das Weibchen setzt im April oder Mai in dem besonders hergerichteten und sehr tief gelegenen Mutterbau 3–8 Junge, die nackt und blind zur Welt kommen. Der kleine, muntere und bewegliche, sich bei fremdartigen Erscheinungen eichhornartig auf die Hinterbeine setzende Nager hat stark unter Feinden zu leiden, unter denen vornehmlich Fuchs, Iltis und Marder sowie die größeren Raubvögel im Zieselbestande gehörig aufräumen.

Die Wanderratte

Wir kommen nun zu einer Gruppe von Nagetieren, die zum Teil zu den bekanntesten Tieren unserer Umwelt gehören und daher für uns als Inbegriff des Nagers gelten. Außerdem gehören zu ihnen einige Arten, die wegen ihrer Häßlichkeit und Zudringlichkeit, wegen ihrer Zerstörungswut und Freßgier als größte Schädlinge der menschlichen Kultur bekannt sind. Diese Nager sind in der Familie der Mausartigen, Muridae, zusammengestellt worden, deren Angehörige als kleine, kurzbeinige Tiere mit großen Augen und Ohren sowie langem, rundem, meist nacktem, beschupptem oder nur spärlich behaartem Schwanz in Erscheinung treten. Von den zahlreichen anatomischen Merkmalen sei nur erwähnt, daß bei den Mäusen die Vorbackenzähne stets fehlen und jederseits oben und unten im Kiefer nur ein Schneidezahn und drei echte Backenzähne vorhanden sind. Demgemäß gilt für alle hier behandelten mäuseartigen Geschöpfe gemeinsam folgende Zahnformel:

$$\frac{3 \cdot 0 \cdot 0 \cdot 1}{3 \cdot 0 \cdot 0 \cdot 1} \times \frac{1 \cdot 0 \cdot 0 \cdot 3}{1 \cdot 0 \cdot 0 \cdot 3} = 16.$$

Da in der Familie der Mäuse einige wesentlich voneinander abweichende Vertreter vorhanden sind, hat die neuzeitliche Systematik die verwandten Arten in drei weitere Gruppen zusammengefaßt und als Unterfamilien gekennzeichnet. Wir haben uns zunächst mit einigen Angehörigen der Unterfamilie der Mäuse im engeren Sinne, Murinae, zu beschäftigen, und lernen sie kennen als kleine Tiere von schlankem Körperbau mit schmaler Stirn, spitzer Schnauze und großen Ohren, die weit aus dem Fell hervorragen. Die Hinterbeine sind etwas verlängert, und der etwa körperlange beschuppte Schwanz ist nackt oder doch nur spärlich behaart. Die Backenzähne tragen Höcker und sind sämtlich bewurzelt. Die Mäuse führen vorwiegend eine oberirdische Lebensweise, halten sich aber zeitweilig in selbstgegrabenen Bauen auf. Ihre Nahrung besteht aus tierischen und pflanzlichen Stoffen, einige fressen Aas. Als eine der artenreichsten Gruppen nicht nur der Nager, sondern der Säuger überhaupt, bewohnen sie den ganzen Erdball.

Wir alle kennen die Wanderratte, Epimys norvegicus, jenen schlimmsten Schädiger unserer Wirtschaft, so daß wir unsere Beschreibung auf einige wesentliche Punkte beschränken können. Als Unterscheidungsmerkmale gegenüber der früher bei uns häufigen Hausratte, Epimys rattus, haben die rötlichbraungraue, im Alter mehr braungelbliche Körperoberseite, die von den Körperseiten scharf abgesetzte weißgraue Unterseite und die nackten, fleischfarbenen Füße zu gelten. Die Ohren haben etwa ein Drittel der Länge des Kopfes. Der Schwanz ist immer kürzer als der Körper: Körperlänge 24 cm, Schwanzlänge 18 cm. – Die erheblich kleinere Hausratte trägt ein gleichmäßig schwarzgraues, bläulich schimmerndes Fell, das an der Unterseite nur unwesentlich aufgelichtet ist, und hat schwärzlich rotbraune Füße. Die Ohren sind halb so lang wie der Kopf und der Schwanz wesentlich länger als der Körper: Körperlänge 16 cm, Schwanzlänge 19 cm. – Erwähnenswert ist ferner eine dritte, allerdings nur selten einmal in Deutschland erscheinende Form, die als Unterart von der Hausratte getrennte Ägyptische oder Dachratte, Epimys rattus alexandrinus, der Mittelmeerländer. Sie trägt die Färbung der Wanderratte, zeigt aber sonst die äußeren Merkmale der Hausratte und wird demgemäß für deren helle Farbabänderung gehalten. Neben diesen Formen kommen sowohl Schwärzlinge wie Weißlinge bei beiden Rattenarten vor. Über die Herkunft der Wanderratte, die ursprünglich nicht bei uns beheimatet war und durch ihr Eindringen die Hausratte verdrängte, besteht noch Unklarheit. Die Annahme, daß sie Anfang des 18. Jahrhunderts über die Wolga nach Rußland und weiter nach Deutschland einwanderte, entspricht sicher nicht den Tatsachen, da sie im Schrifttum schon einige Jahrhunderte früher erwähnt wird. Wieweit die Hausratte als einheimische Tierart anzusehen ist, konnte gleichfalls einwandfrei noch nicht erwiesen werden, doch deuten Reste von hausrattenartigen Geschöpfen auf ihre Anwesenheit in den Pfahlbauten hin. Ungeklärt ist gleichfalls noch die Frage, ob der allgemeine Rückgang der Hausratte in Mitteleuropa allein auf das Vordringen der Wanderratte zurückzuführen ist, da beide Arten in vielen Gegenden friedlich zusammenleben und die Hausratte an einzelnen Stellen Deutschlands wieder häufiger wird. Beide Arten wurden durch den Menschen zu Weltbürgern gemacht, da sie

74 *Wanderratte*

mit den Schiffen über die Meere geführt wurden, dann in den Hafenplätzen Fuß faßten und sich von hier aus sehr schnell in das Hinterland verbreiteten.

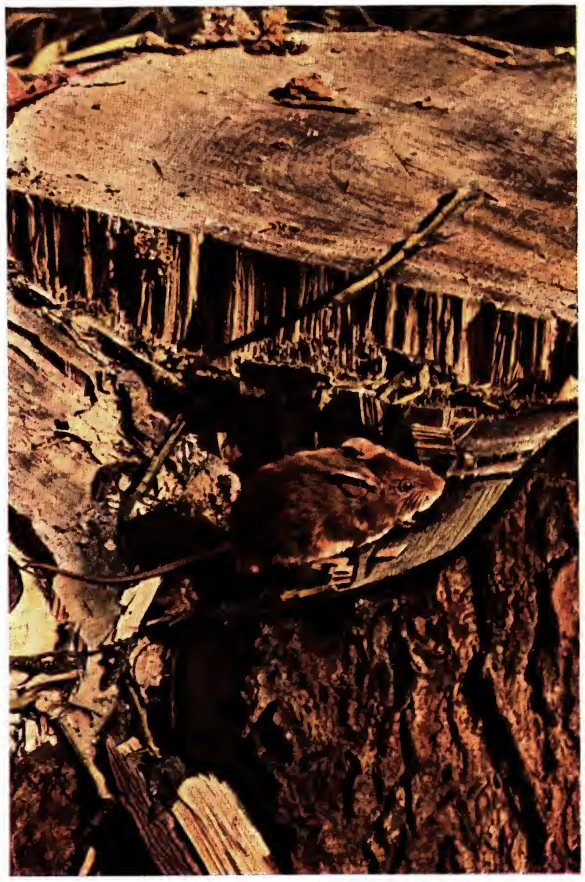
In der Lebensweise zeigen beide Rattenarten nicht unwesentliche Unterschiede, so bewohnt die Hausratte bei ihrer erstaunlichen Kletterfähigkeit mehr hochgelegene Räume in den Häusern, Scheunen, Ställen und Vorratsräumen, wo sie an den Balken und Dachsparren geschickt umherklettert. Hoch steht auch ihr Nest, das mehrmals im Jahr 4–10 Junge enthält. Liebt die Hausratte mehr trockene Örtlichkeiten, so haust die Wanderratte viel in feuchten Räumen; sie wird als reines Bodentier häufig an tiefgelegenen Orten, nämlich Kellern, Abzugsgruben, Kanälen, Kloaken, Sielen usw., angetroffen, mit Vorliebe in menschlichen Ansiedlungen oder in deren Nähe. Im Freien bevorzugt sie Stellen, die ihr reichlich Nahrung bieten; so kommt sie häufig auf Müllabfuhrplätzen, in Rüben- und Kartoffelmieten, Kornspeichern, Geflügelfarmen und Fischteichen vor und gräbt sich auf dem Felde Löcher und Höhlen in die Erde, wenn keine andere Gelegenheit zum Unterschlupf vorhanden ist. Die Wanderratte ist fruchtbarer als ihre kleinere Verwandte; sie wirft zwei- bis dreimal im Jahre 4–16 Junge. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß in letzter Zeit des öfteren schwarze Wanderratten beobachtet wurden. Diese Umfärbung hat zweifellos als beginnende Modifikation von der Mehrfarbigkeit des Wildlings zur düsteren Einfarbigkeit der domestizierten Form zu gelten, wie sie uns von der Hausratte und Hausmaus her bekannt ist.

Die Waldmaus

Vorwiegend in Wäldern, doch auch in Feldgehölzen, Hecken und Büschen, die nicht weit entfernt von Waldungen liegen, finden wir die ihren Namen zu Recht tragende Waldmaus, Mus sylvaticus, die allerdings gelegentlich auch in Gärten, jedoch seltener auf Feldern zum Besuch der Korndiemen angetroffen wird. In Gestalt und Größe hat das Tierchen Ähnlichkeit mit der Hausmaus, besitzt aber längere Ohren und Hinterfüße und ist anders gefärbt. Die Oberseite zeigt ein grau überflogenes Rostgelb, das auf der Mitte des Rückens etwas dunkler wird, ohne einen Rückenstreifen zu bilden. Lippen, Füße und Unterseite des Körpers tragen weiße Färbung. Ein rostfarbener Querstrich ziert manchmal die Brust. Der Schwanz ist oberseits graubraun, unterseits weißlich gefärbt. Wald- und Brandmaus besitzen 6, die Hausmaus 10 und die Ratten 12 Saugwarzen. Die Körperlänge der Waldmaus beträgt 10,5 cm, die Schwanzlänge 9,5–10 cm.

Von den vielen Unterarten der Waldmaus haben wir uns nur mit einer zu beschäftigen, weil sie bei uns in höheren Gebirgslagen auftritt und durch zwei auf sie zu beziehende wissenschaftliche Namen Verwechslungen hervorgerufen wurden. Das Tierchen führt den Namen Gelbhalsmaus und wird wissenschaftlich als Mus flavicollis und Mus sylvaticus wintoni bezeichnet, wovon allerdings nur der letztere Name Gültigkeit hat. Die Gelbhalsmaus ist größer und heller als die Waldmaus und trägt auf der Kehle eine kreuzförmige Zeichnung von gelblichbrauner Farbe.

Während die Waldmaus im Sommer vorwiegend die Waldungen bewohnt, zieht sie sich in der harten Jahreszeit häufig in die Nähe menschlicher Ansiedlungen zurück, wo sie selbst in Häusern erscheint und hier schon wiederholt die Hausmaus verdrängt hat. Obwohl das nette, gefällige Tierchen in der Freiheit Nester im Gestrüpp und auch Erdbaue mit oft senkrechten Eingängen, aber stets schrägen Ausgängen anlegt, hält es keinen Winterschlaf. Daher besteht bei ihm das Bestreben, für den Winter Vorräte von haltbaren Futterstoffen anzulegen. Die mehrmals im Jahr erfolgenden Würfe bringen 4–6 Junge,



75 Waldmaus

die sich oft an den Saugwarzen der Mutter so festsaugen, daß sie bei plötzlicher Flucht von der Alten mitgeschleift werden.

Ein nahestehender Verwandter, die Brandmaus, Mus agrarius, ist leicht an dem wesentlich kürzeren Schwanz und dem auf der Mitte des ganzen Rückens sich hinziehenden, scharf ausgeprägten Längsstreifen von schwarzer Farbe zu erkennen. An der Oberseite trägt die Brandmaus leuchtend rotbräunliche Färbung, während Lippen, Füße und die ganze Unterseite des Körpers weiß gefärbt sind. Die dunklen und hellen Teile sind scharf gegeneinander abgesetzt. Körperlänge 9,5 cm; Schwanzlänge 8,5 cm. Die Brandmaus bewohnt vorzugsweise Felder und Äcker, sonst ähnelt sie in der Lebensweise der Waldmaus.

Nicht unerwähnt bleiben darf ein naher Verwandter der beiden soeben beschriebenen Arten, die uns allen gut bekannte Hausmaus, Mus musculus, deren wichtigste Merkmale hier zum Zwecke des Vergleiches angegeben seien. Ihre Färbung ist das bekannte Mäusegrau, das sich auf der Unterseite des Körpers nur unwesentlich auflichtet. Ihr Haarkleid zeigt vielerlei Farbabweichungen, so wechselt die Grundfarbe bald mehr ins Dunkle, bald ins Rötliche. Häufig kommen Weißlinge und Schwärzlinge vor, selbst Rötlinge und Schecken. Körperlänge 9–9,5 cm; Schwanzlänge 8,5–9,5 cm. Ihre Lebensweise ist so bekannt, daß sich eine Beschreibung erübrigt.

Dagegen halten wir einen unter dem Namen Ährenmaus, Mus spicilegus, bekannten nahen Verwandten der Hausmaus für erwähnenswert, der möglicherweise als ihre wildlebende Stammform anzusehen ist. Das Tierchen ist stets kleiner als die Hausmaus, weist nur eine Körperlänge von 7,8 cm und eine Schwanzlänge von 6,5 cm auf, besitzt also auch einen wesentlich kürzeren Schwanz. Die Körperfärbung ist reiner und fahler grau, die Unterseite wie die Beine aber weißlich oder lichtcreme-

farben. Die mehr im Norden vorkommende Form wurde als Gelbbäuchige Ährenmaus, Mus spicilegus germanicus, von der südlicheren Weißbäuchigen Ährenmaus, Mus spicilegus heroldi, abgetrennt. In Deutschland wurde das in Südwest- und Osteuropa beheimatete Tier zum erstenmal im Jahre 1918 in der Mark und bald darauf an der Ostseeküste bekannt. In manchen Gegenden unserer Heimat, namentlich in der Ostmark, tritt die Ährenmaus häufiger auf als die Hausmaus.

Die Zwergmaus

Als letzten Vertreter der eigentlichen Mäuse haben wir das kleinste Mitglied der Familie, die Zwergmaus, Micromys minutus, zu betrachten. Obwohl zur Gruppe der Nager unsere schlimmsten Schädlinge und Verwüster gehören, müssen wir uns von dem Vorurteil freimachen, daß nun alle mäuseartigen Geschöpfe häßliche und schädliche Tiere sind. Vielmehr finden wir unter ihnen sehr anmutige und liebenswerte Erscheinungen, die uns durch ihr munteres und possierliches Wesen erfreuen können. Als geradezu allerliebst hat die überaus zierliche Zwergmaus zu gelten, und viele Tierfreunde behaupten, daß es neben der Haselmaus keinen angenehmeren und liebenswürdigeren Zimmergenossen und Pflegling geben kann!

Die Oberseite des Körpers und der Schwanz sind gelblich braunrot, die Unterseite des Körpers und die Füße weiß gefärbt und gegen die dunkle Seitenfärbung scharf abgesetzt. Nach dem Alter und der Jahreszeit wechselt die Grundfarbe in gelberen, graueren, rötlicheren und brauneren Tönen. Die Körperlänge ist mit 6–7 cm und die Schwanzlänge mit 5–6 cm anzugeben. Die Zwergmaus hat ein sehr großes Verbreitungsgebiet, denn sie bewohnt alle gemäßigten Klimagebiete Europas und Asiens und tritt in Deutschland verhältnismäßig häufig auf. Sie teilt den Aufenthalt mit der Brandmaus, kommt nämlich auf Feldern, Wiesen und Triften vor und bevorzugt die freien Flächen, wenn sie an Waldränder, Dickichte oder Gehölze grenzen. Hier baut sie auch im Röhricht oder Gebüsch in einer Höhe von ½–1 Meter ihr kugelförmiges, etwa faustgroßes, meisterhaft zusammengeflochtenes und verfilztes Nestchen, das zwischen Getreidehalmen oder Rohrstengeln eingewebt und so kunstvoll hergerichtet wird, daß es von Unbefangenen meist für ein Vogelnest gehalten wird. Der kleine Eingang befindet sich auf der Seite oder ist etwas nach unten gerichtet. Das Innere wird mit fadendünn zernagten, weichen Pflanzenstoffen fein säuberlich ausgelegt und gepolstert. In solchen hängenden Kobeln erblicken jährlich mehrmals 4–8 nackte, blinde Junge das Licht der Welt.

Im Klettern und Klimmen ist die Zwergmaus Meister. Sie benutzt dabei mit großem Geschick ihren Schwanz, der zu einem vorzüglichen Klammerorgan ausgebildet ist und mit dem sie sich selbst an feinen Stroh- und Grashalmen festzuhalten vermag, ja, es gelingt ihr selbst, sich daran eine kurze Zeit aufzuhängen. Beim Klettern schmiegt sich der Schwanz stets an den Halm fest und umklammert ihn. Dieser Greifschwanz steht in der europäischen Tierwelt einmalig da. Es soll besonders reizvoll und anziehend sein, eine Zwergmausmutter zu beobachten, die ihren Kleinen Unterricht im Klettern und im Gebrauch des Wickelschwanzes gibt.

Als Nahrung dienen der Zwergmaus vornehmlich mehlige und ölige Sämereien verschiedener Art, dazu nimmt sie gern zarte Knospen und Triebe sowie Beeren und andere Früchte. Es wird bestritten, daß dieser Liliputaner tierische Kost in dem Umfange verzehrt, wie es ihm früher zur Last gelegt wurde. Vielmehr soll er lediglich den Kerbtieren nachstellen. Im Winter, wenn sich das Fell des kleinen Akrobaten mit einem feinen grauen Schein überzogen hat, ruht er in seinem Nestchen zu längerem Schlaf, nachdem er einen stattlichen Vorrat von Futterstoffen eingebracht hat. Bei der Schönheit und Anmut, der Reinlichkeit und Zahmheit sowie der leichten Haltbarkeit dieses Mäusezwerges kann es kein geeigneteres und angenehmeres Liebhabertier geben.

Die Feldmaus

Die zweite Unterfamilie der Mäuseartigen bilden die unter dem wissenschaftlichen Namen Arvicolinae oder Microtinae bekannten Wühlmäuse, von denen hier Feldmaus und Wasserratte zur Abbildung gelangen. Als charakteristisches Merkmal der Wühlmäuse hat der etwa die Hälfte der Körperlänge erreichende Schwanz zu gelten, der also länger als bei den Hamstern und kürzer als bei den echten Mäusen ist, im übrigen aber unterschiedlich von den Mäusen auf seiner ganzen Länge volle Behaarung aufweist. Zudem sind die Wühlmäuse stets an dem dicken Kopf, der stumpfen Schnauze und den kurzen Ohren zu erkennen, die nur wenig aus der Behaarung des Kopfes hervorragen. Der besseren Übersichtlichkeit wegen stellen wir zunächst die Beschreibungen der zu betrachtenden deutschen Arten kurz untereinander, um später auf ihre Lebensweise einzugehen. Bei der Feldmaus, Microtus arvalis, zeigt das deutlich aus dem Pelz hervorragende Ohr etwa ein Drittel der Kopflänge und hat an der Innenseite keinen Haarstreif. An der hinteren Fußsohle sind sechs Schwielen nachweisbar. Die Oberseite ist von gelbbrauner Farbe, die nach den Seiten gelblicher wird; Unterseite und Füße tragen weißliche Färbung. Der nicht deutlich zweifarbige Schwanz ist dunkelbraun, leicht hell meliert und lichtet sich nur unmerklich an der Unterseite auf. Körperlänge 11 cm; Schwanzlänge 3 cm. Eine aus Kärnten unter dem Namen Microtus arvalis levis beschriebene Form unterscheidet sich außer einigen anatomischen Merkmalen durch die

76 *Zwergmaus*

Feldmaus

gleichmäßig rötlichgraue Rückenfärbung, während eine als Microtus arvalis incertus bezeichnete alpine Form in Tirol und Vorarlberg lebt und sich durch sehr gleichmäßige Färbung sowie bräunlichgelb überflogene Unterseite auszeichnet. – Als Erd- oder Ackermaus, Microtus agrestis, lernen wir eine äußerlich der Feldmaus ähnelnde Wühlmausart kennen, die aber oberseits dunkelbraungrau bis braunschwarz gefärbt ist und einen deutlich zweifarbigen Schwanz besitzt, der an der Oberseite dunkelbraune und unterseits grauweiße Färbung trägt. Die Unterseite des Körpers ist gräulichweiß gefärbt. Körperlänge 11 cm; Schwanzlänge 3–3,5 cm. – Einen ausgesprochen nordischen, gelegentlich in Deutschland festgestellten Vertreter der Wühlmäuse lernen wir in dem sogenannten Rattenkopf oder der Nordischen Wühlmaus, Microtus ratticeps, kennen. Wie der Name schon andeutet, trägt das Tier einen rattenähnlichen Kopf. Die Oberseite des Körpers ist dunkelrostrot gefärbt und zeigt leicht metallischen Schimmer, die Flanken sind aufgelichtet. Die von der übrigen Färbung scharf abgesetzte Unterseite ist weiß gefärbt, der Schwanz zweifarbig, oberseits dunkelbraun, unten weiß. Die Ohren sind fast halb so lang wie der Kopf, bei der Erdmaus und Feldmaus dagegen nehmen sie nur etwa ein Drittel der Kopflänge ein. Körperlänge 14 cm; Schwanzlänge 3,5 cm. – Im bayerischen und ostmärkischen Hochlande oberhalb der Baumgrenze bis innerhalb der Schneeregion ist die Schnee- oder Alpenwühlmaus, Microtus (Chionomys) nivalis, beheimatet. Das Ohr hat bei dieser Form fast die halbe Kopflänge und der Schwanz die halbe Körperlänge. Innerhalb ihres Wohngebietes neigt die Schneemaus zu starken Farbabweichungen. In den höheren Gebirgslagen ist sie auf dem Rücken bräunlichgrau, an den Seiten aschgrau und auf der Unterseite gräulichweiß gefärbt. Der Schwanz ist einfarbig bräunlichgrau. In niedrigen Lagen zeigt das Tier fahlgelblichgrauen Rücken, fahlgelbe Körperseiten, weißen Bauch und Schwanz. Körperlänge 12 cm, Schwanzlänge 6 cm.

Die Felder und Wiesen bewohnende Feldmaus ist ein arger Schädling der Landwirtschaft, der nicht nur jegliches Getreide und Grünzeug oft bis zum letzten Rest vertilgt, sondern auch durch die Unterwühlung des Bodens und seine üppige Vermehrung verhängnisvoll in Erscheinung tritt. Die Vermehrung würde bei diesen Nagern, die sechs- bis achtmal im Jahre 4–8 Junge werfen, ins unermeßliche steigen, wenn außer den sehr zahlreichen Mäusefeinden in der Tierwelt die ihnen verderblichen Naturereignisse, nämlich Überschwemmungen und Winterkälte sowie Krankheiten und Seuchen, nicht für einen Ausgleich sorgen würden. – Die Erdmaus bevorzugt als Aufenthalt an Gewässern liegende Wald- und Buschränder, wo sie im Dickicht und Gestrüpp auch tagsüber sich aufhält. Daneben bewohnt sie Lichtungen und Schonungen, wird aber nur selten gesehen, da sie sich den Blicken geschickt zu entziehen weiß. Das Nest steht kurz über der Erdoberfläche und enthält jährlich drei- bis viermal 4–6 Junge. Bei ihrem weniger zahlreichen Auftreten wird sie nicht so schädlich wie die Feldmaus. – Als gute Schwimmerin ist die Nordische Wühlmaus meist in der Nähe von Gewässern zu finden. Während der Eiszeiten bei uns heimisch, ist sie mit dem Rückgang des Eises nach Norden zurückgewichen und kommt heute bei uns nur noch in den nördlichen Teilen Deutschlands vor. Sie nährt sich vorzugsweise von pflanzlichen Stoffen, verschmäht aber auch tierische Nahrung nicht. Der flach unter der Erde liegende Bau steht meist in der Nähe des Wassers, das zwischen Uferpflanzen errichtete Nest enthält zwei- bis dreimal im Jahre 5–8 Junge. – Über das Vorkommen und den Aufenthalt der Schneemaus haben wir bereits berichtet. Sie bewohnt auf vereisten und verschneiten Höhen manchmal nur einige Geviertmeter große Pflanzeninseln, die oft nicht mehr als zwei oder drei Monate im Jahr schneefrei sind, und nährt sich ausschließlich von Pflanzenkost, vorwiegend von Blättern, Kräutern, Sämereien und Gräsern. Auch die Schneemaus legt sich einen unterirdischen Röhrenbau an, wohnt indes vielfach unter Gemäuer und Wurzelwerk. Es wurden jährlich zwei Würfe von je 4–7 Jungen beobachtet.

Die Wasserratte oder Schermaus

Drei weitere Arten von Wühlmäusen unserer Heimat lernen wir in der Wasserratte oder Schermaus, der Waldwühl- oder Rötelmaus und der Kurzohrerdmaus kennen, deren jede eine besondere Gattung vertritt.

Sehr merkwürdige morphologische und biologische Verhältnisse treffen wir an bei der auch Wasserratte genannten Scher- oder Mollmaus, Arvicola scherman, da von ihr eine als terrestris bezeichnete erdbewohnende und eine den Namen amphibius führende wasserbewohnende Form bekannt sind. Daneben soll noch eine weniger gut unterscheidbare, paludosus genannte Sumpfform auftreten. In allen Fällen macht die Schermaus äußerlich den Eindruck einer kleinen, dickköpfigen, kurzschwänzigen Ratte. Die erdbewohnende Form hat gelblichbraune Oberseite, gelbliche Flanken und gelblichgraue Unterseite, während die wasserbewohnende Form etwas größer und wesentlich dunkler gefärbt ist und einen längeren Schwanz trägt. Die Ohren sind bei beiden Rassen auffallend kurz und treten kaum aus dem Pelz hervor. Der Schwanz hat etwa die halbe Länge des Körpers. Gesamtlänge des Tieres 20–24 cm, wovon 7–9 cm auf den Schwanz kommen. Die erdbewohnende Form gräbt nach Art des Maulwurfes lange, flache Gänge in den Boden und wirft dabei unregelmäßige, bröckelige Erdhaufen auf. Sie wird besonders schädlich durch ihr häufiges Auftreten

78 *Wasserratte*

und die Zerstörung von Wurzeln in Obst- und Gemüsegärten. Die wasserbewohnende Form kommt stets in der Nähe von Gewässern vor, schwimmt und taucht vorzüglich und legt ihre Röhren an den Böschungen der Ufer an. Das Schlupfloch liegt wie beim Biber auch hier unter dem Wasser, und eine Röhre steigt aufwärts zu dem völlig trocken gelegenen Kessel. Andrerseits stehen die aus Schilf hergestellten Wohnburgen der Wasserratte völlig frei an erhöhten Stellen im Sumpfgelände. Es erfolgen drei bis vier Würfe im Jahr, deren jeder 4–7 Junge bringt. Neben Wurzeln und Knollen sowie grünen Pflanzen und Früchten ernähren sich die Wasserratten von Kerfen, Würmern, Spinnen und gehen selbst an kleine Warmblüter. – In Oberdonau und Tirol wird eine als Fahle Schermaus, Arvicola scherman exitus, bezeichnete Unterart angetroffen. – Als weitere heimische Wühlmausarten lernen wir die Kurzohrerdmaus, Pitymys subterraneus, mit zwei verwandten Formen, Kupelwiesers Kurzohrerdmaus, Pitymys kupelwieseri, aus Ober- und Niederdonau und der Braunschwänzigen Kurzohrerdmaus, Pitymys incertoides, aus Tirol, kennen. Schließlich ist die Waldwühl- oder Rötelmaus, Evotomys glareolus, mit zwei in der Ostmark beheimateten Unterarten, der Hellen Rötelmaus, Evotomys glareolus istericus, und Ruttners Rötelmaus, Evotomys glareolus ruttneri, zu erwähnen. – Wir dürfen unsere Ausführungen über die mäuseartigen Tiere unserer Heimat nicht beenden, ohne eines springmausartigen Geschöpfes gedacht zu haben, das erst in allerneuester Zeit in Deutschland festgestellt wurde. Es ist die zur Familie der Springmäuse gehörende Birken- oder Streifenmaus, Sicista betulina. Die Geschichte ihres ersten Auffindens ist so interessant, daß sie kurze Erwähnung verdient. Das Vorkommen dieses eigenartigen Tieres wurde im Jahre 1933 in einem 40 km südlich von Königsberg i. Pr. gelegenen Waldgebiete festgestellt, und zwar durch einige im Gewölle eines Kauzes vorgefundene Knochen. Erst im Jahre 1936 konnte das erste lebende Stück im Tolker Moor auf Angeln und ein Jahr später am Nordenburger See in Ostpreußen nachgewiesen werden. Die Birkenmaus bewohnt Polen, Ungarn und Rußland sowie Dänemark und Norwegen und scheint langsam nach Westen vorzudringen. Mit einer Körperlänge von 5,8 cm und einer Schwanzlänge von 7,5 cm hat die Birkenmaus als das kleinste und langschwänzigste mäuseartige Säugetier unserer Heimat zu gelten. Der Pelz ist oberseits gelblichgrau, unterseits hell aschgrau gefärbt. Die Rückenmitte ziert ein scharf abgesetzter schwarzer Streifen, der von der Augengegend bis zur Schwanzwurzel reicht. Das reizende Tierchen bedeutet eine willkommene Bereicherung unserer Fauna, da es einen Schmuck der Landschaft bildet und keineswegs so schädlich ist wie die echten Mäuse.

Die Bisam- oder Moschusratte

Den letzten und zugleich größten Vertreter der Wühlmäuse lernen wir in einem erst nach der Jahrhundertwende in Deutschland heimisch gewordenen nordamerikanischen Nager kennen. Auf eine recht seltsame Weise hat dieses unter dem Namen Bisam- oder Moschusratte, wohl auch Ondatra bekannte Geschöpf in Europa ein neues Verbreitungsgebiet gefunden. Im Herbst des Jahres 1905 setzte die Gräfin Colloredo-Mannsfeld in den Schloßteich der Domäne Dobrisch in Böhmen zehn aus Kanada eingeführte Paare dieses Tieres zu Zuchtzwecken aus. Diese wenigen Stücke vermehrten und verbreiteten sich in so überraschend schneller Weise, daß sie bereits ein Jahr später in der weiteren Umgebung von Dobrisch angetroffen wurden, und zwar in solcher Anzahl, daß sie sich dort als schlimmste Landplage erwiesen. Von Böhmen her drang die Bisamratte erfolgreich nach Norden und Osten vor, so daß sie schon im Jahre 1914 in Bayern, 1917 in Sachsen und 1922 in Preußen festgestellt werden konnte. Im Norden ist das Tier über Magdeburg hinaus vorgedrungen, in West-

79 *Bisamratte*

deutschland hat es sich am Main entlang Würzburg genähert, in Süddeutschland sind Ulm und Ansbach erreicht worden.
Wenn auch dieser Nager der Fischerei nicht gefährlich wird und die Teiche vor der Verschilfung bewahrt, so wird er auf der andern Seite durch die Unterwühlung von Bahndämmen und Uferböschungen zur Anlage seiner Wohnbauten überaus schädlich. Um ein Beispiel zu nennen, sei erwähnt, daß der am 31. Mai 1927 erfolgte verhängnisvolle Dammbruch bei Reichenberg durch Bisamratten herbeigeführt wurde, wobei nicht weniger als 10000 cbm Wasser zum Durchbruch gelangten. Trotz aller aufklärenden Schriften und von staatlichen Stellen herausgegebenen Merkblätter zur Bekämpfung der Bisamrattenplage werden nicht nur Bisam- und Biberratte, sondern beide sogar mit dem heute noch in einigen hundert Stücken an der mittleren Elbe vorkommenden Biber verwechselt. Eine genaue Kennzeichnung der Bisam- und Biberratte halten wir aus diesem Grunde für angebracht, zumal beide sehr ähnlich klingende Namen tragen.
Die wegen der geringen Beschaffungskosten, der einfachen und billigen Haltung, der starken Vermehrung und gewinnbringenden Absatzmöglichkeit des sehr begehrten dauerhaften Pelzes bei uns vielfach auf Farmen gezüchtete südamerikanische Biberratte oder Nutria, Myocastor coypus, ist mit einer Körperlänge von 50 bis 60 cm und einer Schwanzlänge von 40 cm das größere Tier, denn die nordamerikanische Bisamratte, Fiber zibethicus, ist nur etwas über halb so groß, hat nämlich eine Körperlänge von 30 cm und eine Schwanzlänge von 25 cm. Die Biberratte ist im allgemeinen gelblichbraun, die Bisamratte aber schwärzlich, unterseits bräunlichgrau gefärbt. Hat diese einen runden, weniger starken Kopf, so ist er bei der Biberratte überaus schwer und vierkantig. Besonders wichtig für die Unterscheidung ist das Merkmal, daß der Schwanz bei der Biberratte im Querschnitt kreisrund und gleichmäßig spärlich mit Haaren bedeckt ist, während die Bisamratte einen seitlich zusammengedrückten Schwanz besitzt, der oben und unten je eine Haarleiste trägt. Obwohl Bisam- und Biberratte äußerlich in mancher Hinsicht Ähnlichkeiten zeigen, gehören sie zwei sehr verschiedenen Gruppen der Nagerfamilie an, nämlich den Wühlmäusen und den Trugratten.
Die Bisamratte schwimmt vorzüglich mittels des seitlich zusammengedrückten, beschuppten Schwanzes, außerdem tragen die breiten Hinterfüße zwischen den Zehen kurze Schwimmhäute und sind außen mit Schwimmhaaren bekleidet. Der runde, kurze Kopf trägt kleine Augen und kurze Ohren. Der Leib hat eine gedrungene Gestalt. Bei dem Männchen befindet sich in der Nähe der Geschlechtsteile zwischen Haut und Bauchwand eine stark entwickelte „Bisamdrüse", die ein moschusähnliches Sekret absondert. – Die Bisamratte nährt sich vorzugsweise von Wasser- und Uferpflanzen, besucht aber auch gelegentlich Gärten und Felder, um Rüben, Kohl, Obst, Kartoffeln, Getreide und Futterpflanzen zu äsen. Obwohl sie meist an verschilften stehenden Gewässern angetroffen wird, bewohnt sie auch langsam ziehende Flüsse, ja, sie durchwühlt im Winter Kartoffel- und Rübenmieten und besucht hier und da sogar die Nebengebäude von Gehöften. Als Bauten errichtet die Bisamratte den Biberburgen nicht unähnliche Wohnhöhlen, deren Eingang unter dem Wasserspiegel liegt. Beim Steigen des Wassers legen die Tiere über dem ersten weitere Baue an. Diese Wohnburgen werden indes nie aus Ästen und Zweigen, sondern aus allerlei Schilf und Rohr errichtet. Bei Nahrungsmangel im Winter frißt das Tier die Burg leer. Für die Wochenstube wird ein oberirdischer Kessel aufgeführt, in dem jährlich drei- bis viermal 6–8 blinde Junge zur Welt kommen, die in ihren ersten Lebenswochen der Mutter oft auf dem Rücken hocken, aber bereits im Alter von 7–8 Wochen sich im Wasser tummeln.
Durch eine Verordnung vom 15. Juli 1938 wurden von der Reichsregierung wirksame Maßnahmen gegen die weitere Vermehrung und Ausbreitung der Bisamratte getroffen. Danach sind Hege, Haltung, Versand und Durchfuhr dieses Nagers in Deutschland verboten. Beim Auftreten oder Feststellen von Bisamratten ist sofort die Ortspolizeibehörde in Kenntnis zu setzen. Zur Bekämpfung der Plage werden Fänger bestellt, die ihre Tätigkeit auf Grund einer Fängerkarte ausüben.

Der Hamster

In der letzten Unterfamilie des Mäusegeschlechtes, den Hamsterartigen, Cricetinae, finden wir plumpe, auf niedrige Beine gestellte Geschöpfe mit dickem, kurzohrigem Kopf und stummelartigem, schwach behaartem Schwanz. Außerdem sind die Mitglieder der Unterfamilie durch das Vorhandensein von Backentaschen gekennzeichnet. Das Gebiß entspricht dem der Mäuse im engeren Sinne und besteht aus 16 Zähnen. Es besitzt jederseits oben und unten einen Schneidezahn und drei echte Backenzähne, während Eck- und Vorbackenzähne fehlen.
Von allen deutschen Säugetieren ist unser Hamster, Cricetus cricetus, an der Buntscheckigkeit seines Pelzes zu erkennen. Die Oberseite des Körpers weist ein hellbräunliches Gelb auf, das auf dem Kopf rötlichgelb wird. Eine braune Schattierung befindet sich vielfach auf dem Rücken. Rostgelbe Färbung tragen die Kopfseiten sowie zwei hintereinander auf der Schulter befindliche große Flecke. Die Vorderschnauze, ein Halsband und die Beine sind weiß gefärbt. Im seltsamen Gegensatz zu diesem leuchtenden Farbenspiel steht die ihrer ganzen Länge nach schwarze Unterseite des Tieres. Die Färbung des Hamsters ist mancherlei Schwankungen unterworfen, so gibt es heller und dunkler gefärbte Stücke, ebenso kommen reinweiße und schwarze neben Schecken vor. Die Länge kann für den

80 *Hamster in Verteidigungsstellung*

81 *Hamster im geöffneten Bau mit Weizenspeicher*

82 *Hamstermutter mit Jungen*

Körper mit 25 cm, für den Schwanz mit 5 cm angegeben werden. Die etwa 7 cm langen und 3 cm breiten Backentaschen reichen bis zu den Schulterblättern und vermögen Gegenstände bis zur Größe eines kleinen Hühnereis zu fassen.

Ursprünglich in Mittelasien und Osteuropa beheimatet, hat sich der Hamster mit dem Anbau des Weizens langsam nach Westen verbreitet; seine Westgrenze geht heute über den Rhein hinaus, da er in Belgien, im östlichen Frankreich und im Elsaß seit längerer Zeit gefunden wird. Als das eigentliche Heimatgebiet dieses interessanten Nagers haben Deutschland, Ungarn, Polen, das südliche Rußland, Südwestsibirien und Kleinasien zu gelten. In Deutschland, wo er besonders zahlreich in Sachsen und Thüringen auftritt, fehlt er in großen Gebieten des Nordens völlig, während er in Mitteldeutschland und Süddeutschland in einzelnen Teilen häufig, im Westen aber wieder seltener wird. Die Lücken in seiner Verbreitung lassen sich gut aus den bestehenden Bodenverhältnissen erklären, denn er hält sich als eigentümlicher Steppennager an mäßig festen, trockenen, aber fruchtbaren Boden und meidet sandige Ebenen, wo er seine festgefügten Baue nicht herzustellen vermag. Zudem bewohnt der Hamster vorwiegend Gegenden ausgedehnten Getreidebaus, von dem er Weizen allem andern vorzieht. –

...Über der weiten Trift liegt lachende Vorfrühlingssonne und leckt mit ihren wärmenden Strahlen die letzten Schneetupfen aus den Senken und Löchern. Die Tage sind erheblich länger geworden, und allmählich erwacht die Natur aus langem Winterschlafe. Auf der einsamen Pappel am Feldrain sitzen die Stare pfeifend, schnalzend und flügelschlagend, schlüpfen auch wohl einmal vorübergehend in ihre vorjährige Wohnstätte, den dort angeschlagenen Brutkasten, um Umschau zu halten. Doch bald erhebt sich der ganze Flug und streicht weiter ins Land hinein. Die Amsel flötet, und die Finken schmettern drüben im Feldgehölz, über dem schackernd eine Elster dahinstreicht. Auch auf dem frisch besäten Ackerstück regt es sich. Zwei Rebhühner sind schnurrenden Fluges eingefallen und äsen nun die Furchen entlang; hell leuchten ihre rotbraunen Brustschilder im Glanz der Sonne. Freund Mümmelmann liegt mit angezogenen Löffeln in der Sasse und freut sich, daß er seinen billigen Balg unversehrt in die Schonzeit hinübergerettet hat. Er weiß nicht, daß es sich unter seinem Lager regt, ahnt nicht, daß dort in der Erde Schoß nach langem Schlaf ein kleines Wesen erwacht ist, in dem die Lebenssäfte sich nun von neuem regen und den Körper reichlicher speisen. Das rekelt sich, atmet schneller und tiefer; wuchtiger pulst das Blut in den Adern, und nun gähnt der zu neuem Leben erwachte Schläfer, röchelt dazu hörbar, versucht auf den kurzen Gliedern zu stehen, fällt immer wieder um, richtet sich aber so lange von neuem auf, bis das Ergebnis da ist. Dann setzt man sich einmal richtig zu Tisch, denn an Essen fehlt es wahrlich nicht. Korn liegt hier in Fülle aufgestapelt, daß man noch Monate gut davon zehren könnte. Aber, die Sonne lockt! Draußen im lachenden Licht lebt es sich besser als im düsteren Verlies, zudem gilt es zu schauen, wie weit der Lenz seinen sieghaften Einzug gehalten hat und – was sich für den immer hungrigen Magen zeigt. So tapst man schwerfällig die Röhre hinan bis zu dem mit Erde vermauerten Ausgang.

Gerade im vorderen Teil der Sassenmulde, wo Lampes Nase witternd umherspäht, bewegt sich die Erdkrume, und nochmals, dann fällt eine winzige Erdscholle zur Seite – und Mümmelmann sucht das Weite vor Schreck, als säße ihm der wilde Jäger im Nacken! Neben den Erdkrumen aber schiebt sich ein rosa Näschen aus dunkler Gruft, dem ein buntfarbiger Kopf mit lustigen Schweinsäuglein folgt. Schnuppernd saugt das

Näschen die köstliche Luft. Da sich der kleine Taps sicher wähnt, entsteigt er vorsichtig dem Bau, dehnt und streckt sich, beginnt umständlich sein Fell zu putzen und blinzelt dabei ab und zu mürrisch nach der Sonne, deren grelles Licht auf den kleinen Buntrock nach dem langen Verweilen im dunklen Verlies störend wirkt. Dann richtet er sich auf die Hinterbeine auf, prüft mit der Nase den Wind, legt sich der Länge nach auf den Boden und läßt sich von der Sonne den Balg durchwärmen. Die belebenden Strahlen erwecken ihn bald zu neuer Regsamkeit, und nun talpt der kleine Wicht in die Flur hinaus, hier und da ein Getreidekorn oder ein taufrisches Hälmchen verzehrend. Auch der hastig des Weges daherkommende Laufkäfer muß daran glauben, denn das ist ein lang entbehrter Leckerbissen. So hat sich Freund Hamster in den sonnigen Frühling hinübergerettet und setzt sich nun an den allerorts schon gedeckten Tisch. Aber noch mehr! Er denkt nicht nur an seine Sättigung, sondern an sein zukünftiges Wohl, denn schon jetzt beginnt er, mit seinen Backentaschen Vorräte in seine geräumige Vorratskammer einzutragen. Dann geht es an die umständlichen Vorbereitungen für die Anlage eines Sommerbaus, der nach arbeitsamen Tagen und Nächten glücklich vollendet ist.

Höher steigt die Sonne. Baum und Busch haben sich mit frischen Gewändern geschmückt. Die Wiesen ziert ein vielfarbiger Blütenflor. Über den sprießenden Grünflächen der Felder steigen jubelnd die Lerchen, und auch die zarteren Edelsänger sind aus ihrer Winterherberge in die Heimat zurückgekehrt. Die große Frühlingssymphonie mit ihrem hin und her wogenden Chor und ihren vielstimmigen gefiederten Solisten ist in vollem Gange. Der Wonnemond steht vor der Tür! Da hält es das Hamstermännchen nicht länger! Lange genug hat es als Einsiedler gelebt. Ihn packt die Sehnsucht nach einer Gefährtin, und flugs macht er sich auf den Weg, um seiner nicht weit entfernt wohnenden Nachbarin einen Besuch abzustatten. Kurz entschlossen schliest er ein. Doch er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn er findet bei seiner Freundin schon ein männliches Wesen vor und wird von ihm in nicht mißzuverstehender Weise empfangen. Man muffelt sich an, schimpft sich aus, knirscht mit den Zähnen, schiebt und drängt sich, bis die schönste Prügelei im Gange ist. So geht es hin und her, bis beide Partner die Wohnstätte ihrer begehrten Schönen verlassen und sich beißend hin und her jagen. Das geht bei dem scharfen Gewaff der Hamster nicht ohne Wunden ab. Der Stärkere aber behauptet das Feld und begibt sich nun wieder zu seiner Auserwählten. Beide leben nur in kurzer Ehe zusammen, denn sobald sich die Vorbedingungen für den Nachwuchs erfüllt haben, schlägt die Liebe bei der Hamsterin ins Gegenteil um, und sie jagt den Gatten aus dem Bau.

Inzwischen hat sie draußen im sprießenden Korn mit ihren scharfen Zähnen zarte Halme geschnitten und auch sonst weiche pflanzliche Stoffe aller Art zusammengetragen und damit die Wohnkammer warm und mollig ausgepolstert. Endlich, zwanzig Tage nach der Hochzeit, liegen zehn nackte, blinde Säuglinge im Kessel. Aber schon drei bis vier Tage danach erhalten die Kleinen ein sich schnell verdichtendes Flaumkleid, das nach einer weiteren Woche bereits die bunte Färbung der Eltern erkennen läßt. Für die Hamstermama beginnt nun eine schwere Zeit. Am Tage ruht sie zwar im Bau und bietet den Kleinen den nahrungspendenden Quell. Nachts aber geht sie auf Futtersuche, und bald sind die schnell heranwachsenden Kleinen so weit, daß sie feste Nahrung zu sich nehmen können, die ihnen die Mutter mit Hilfe ihrer Backentaschen zuträgt. Nun sind die kleinen Weltbürger vierzehn Tage alt, und einer nach dem andern öffnet

83 *Hamsterjunge im Bau*

die Augen. Immer größer wird die Freßgier der Jungen, und immer mehr muß die Alte von ihren jetzt häufiger unternommenen Streifzügen heimbringen. Sobald aber die kleine Sippschaft ihre Wühltätigkeit beginnt, gibt es für die Alte kein Halten mehr. Sie nimmt die leidlich selbständigen Kleinen einfach beim Genick und wirft sie zum Bau hinaus, wo sie sich nun ihr Leben auf eigene Faust gestalten. Es wird Zeit, sich des Nachwuchses zu entledigen, denn schon Anfang Juli feiert die Mama abermals Hochzeit. Und nochmals vollzieht sich derselbe Kreislauf der Jungenaufzucht. Sobald sie den mütterlichen Bau verlassen haben, minieren sie sich selber einen Bau, doch die kleinen Krallen und schwachen Pfoten vermögen das Erdreich nicht so zu meistern wie die Alten, daher liegt die Röhre meist flacher unter der Erde als die der erwachsenen Tiere. Nun wimmelt das ganze Feld von Junghamstern. Doch überall droht ihnen Gefahr. Vierbeinige und geflügelte Räuber aller Art statten diesen ergiebigen Jagdgefilden häufig Besuche ab. Und wenn die kleinen Buntkittel es auch meisterhaft verstehen, beim Nahen einer Gefahr blitzschnell in den Fallröhren zu verschwinden, so müssen ihrer viele das Leben in den Fängen der blutgierigen Buschräuber und Raubritter lassen.

Hundstagshitze brütet über der schmachtenden Landschaft. Im Mittagssonnenglast ruht die schweigende Natur. Still verharrt die Tierwelt und erwartet die kühlende Labung des Abends. Nur einige Jungvögel zirpen und ziepen im nahen Gebüsch. Allmählich werden die Schatten länger, und mit dem Sinken des Tagesgestirns beleben sich wieder Wald und Flur. Ein leichter Wind fächelt erfrischende Kühlung. Mit ihm wiegt sich das weite Halmenmeer des Kornfeldes. Im Scheine der Abendsonne blitzen die ausgereiften Ähren. Die blauen Sternchen der Kornblume leuchten freudig aus der gelben Flut. Wir setzen uns auf einen Stein der Feldgrenze und freuen uns des reichen Erntesegens. Da legt sich vor unseren Augen langsam ein Halm zur Seite, und eine Ähre sinkt geräuschlos in die Tiefe. Nicht weit entfernt zeigt sich unserm Blick dasselbe Schauspiel. Bald darauf nochmals und immer wieder. Beim Absuchen des Bodens, aus dem die Halme wie ein dichtes Gitterwerk aufwärts streben, finden wir endlich die Ursache der seltsamen Erscheinung. Unser Buntrock ist's und seine Sippe! Emsig ist die Gesellschaft damit beschäftigt, die Halme mit den kurzen Vorderfüßen umzuknicken und die gefüllten Kornkammern mit dem messerscharfen Gebiß abzuschneiden. Dann fallen die kleinen Tapse über die Ähren her, packen sie mit den Vorderfüßen, drehen sie einigemal umher, entkörnen sie dabei auf geschickte Weise und bergen die Beute in den geräumigen Backentaschen. Dann machen sich die kleinen Hamsterer auf den Heimweg, talpen geradeswegs zu ihrem Erdbau und entleeren die Backentaschen über einem sauber geschichteten Kornhaufen. Und abermals geht's auf Hamsterfahrt und nochmals und immer wieder, bis der Bedarf für den langen Winterschlaf gedeckt ist. Doch der kleine Geselle geht nicht nur der Getreidefrucht nach; gern heimst er auch Puffbohnen, Erbsen, Leinknoten und andere Früchte des Feldes und Gartens. Seine Sammelfahrten sind so ergiebig, daß ein einziger Hamster schon bis 40 Kilo Vorräte in einem Herbst in seinen Backentaschen zu Bau geschleppt hat. Gleichzeitig hat sich der kleine Arbeitsmann neben dem Speicher eine warme, mollige Wohnstube geschaffen, die mit der Speisekammer durch eine Röhre verbunden ist. Wohlgerüstet sieht er so der harten Jahreszeit entgegen.

Inzwischen hat die Natur ein buntes Kleid angelegt. Die Buchen lodern in leuchtendem Rot; in lichtem Gelb strahlen die Birken. Immergrüne Gewächse vollenden das farbenfreudige Bild. Die gefiederten Sangesfürsten sind dem sonnigen Süden zugeeilt, und die milden Luftströmungen sind rauhen Winden gewichen. Die Zeit des Kehraus in der Natur ist da! Nun rüstet auch der Hamster zur Winterruhe. Als erste Arbeit gilt das Verstopfen des Schlupfloches zur Kammer mit Erde. Dann geht's an das Vermauern des Falloches. Schließlich sieht er nochmals in der Speisekammer nach dem Rechten, bezieht sein Lager und rollt sich ein, um sich dem Schlafe hinzugeben. So träumt er mit kurzen Unterbrechungen den langen, harten Winter hindurch, einem neuen Frühling entgegen, mit dem zugleich sein neuer Lebenslauf beginnt . . .

Daß ein Tier bei einer solchen Lebensweise unserer Wirtschaft sehr erheblichen Schaden zufügen muß, bedarf keiner Erklärung. Daher ist der Landwirt bestrebt, den kleinen Schädling zu vernichten. In den Gegenden seines zahlreichen Auftretens wird die Jagd auf den Hamster gewerbsmäßig betrieben, indem bestimmte Leute die Schädlinge gegen Bezahlung ausgraben und töten. Vielfach beteiligen sich auch die Gemeinden an diesem Unternehmen durch die Zahlung von Prämien. Einen willkommenen Nebenverdienst bildet das meist in reichlicher Menge vorgefundene Korn, das nach dem Abwaschen und Trocknen wie anderes Getreide zu Mehl verarbeitet wird. Außerdem sind die kleinen bunten Felle sehr geschätzt, die zu Mantelfutter verarbeitet werden und bei ihrer Weichheit ein sehr dauerhaftes Pelzwerk liefern. Trotz seiner Plumpheit ist der Hamster ein recht gewandtes und wendiges Tier. Gewöhnlich bewegt er sich mit kleinen Schritten vorwärts, vermag aber bei Gefahr und Erregung hohe und weite Sätze auszuführen. Erregt eine fremdartige Erscheinung seine Aufmerksamkeit, so erhebt er sich auf die Hinterbeine, wobei die Vorderbeine auf die Brust herabhängen, und beobachtet scharf, wobei er meist Miene zum sofortigen Angriff macht, denn der Hamster hat trotz seiner Kleinheit dem wesentlich größeren Hasen gegenüber als wehrhaft zu gelten. So nimmt er nicht nur seinesgleichen oder Tiere von seiner Größe, sondern auch jegliche andere Geschöpfe, ja selbst Menschen mit größter Entschlossenheit und einer grimmigen Wut an, besonders wenn er sich in bedrängtem Zustande befindet. Kleineren Raubtieren gegenüber weiß er sich durch sehr geschickte Abwehr zu verteidigen. Häufig verbeißt er sich so fest, daß er sich eher töten läßt, als die Kiefer zu öffnen. So lernen wir den kleinen Buntrock nicht nur im Äußeren, sondern auch in seiner Lebensweise und seinen Charaktereigenschaften als einen höchst eigentümlichen Vertreter seiner Familie kennen.

Ein Blick in die Ordnung der Kerbtierfresser

Eine sehr ursprüngliche Gruppe von Säugetieren lernen wir in der Ordnung der Kerbtier- oder Insektenfresser, Insectivora, kennen. Es gibt unter ihnen nur wenige Formen, die gelegentlich auch pflanzliche Nahrung zu sich nehmen. Ein einheitlich durch die ganze Gruppe gehendes Merkmal ist das Vorhandensein einer rüsselartigen Verlängerung der Schnauze. Wenn wir einem solchen Kerbtierfresser in den Rachen blicken, werden wir die erstaunliche Wahrnehmung machen, daß dieser von einer großen Anzahl nadelspitzer, dolch- und messerartiger Zähne starrt und dieses Gebiß im Verhältnis zu dem der größeren Raubtiere viel vernichtender und zerstörender wirken muß. Das mörderische Gehege dieser Zahnklingen, Nadelkegel und Sägereihen gibt uns einen guten Begriff von der harten Arbeit, die mit diesen furchtbaren Mordwerkzeugen verrichtet werden muß, denn selbst die Geschöpfe von der Winzigkeit und Zartheit der Spitzmäuse sind befähigt, die harten Panzerdecken

der Käferflügel zu zertrümmern. So haben die Zähne der Kerbtierfresser zwar dieselbe Ausübung, aber nicht die gleiche Wirkung wie die der meisten andern Säuger, denn sie zermahlen ihre Nahrung nicht, sondern durchbohren und zerstechen sie. Bei einer solchen Kauweise kann auch keine Abnutzung der Zahnreihen erfolgen, vielmehr eine ständige Schärfung durch das seitliche Ineinandergreifen der Zahnkeile. Wenn wir den Schädel einer Spitzmaus auf die Maße eines Elefantenschädels brächten, würde uns beim Blick in den Rachen ein Kraterschlund von Dolchen und Messern entgegenstarren, wie er ein Gegenstück nur bei den fleischfressenden Panzerriesen der Jura- und Kreidezeit findet, vor deren Gebeinen wir heute in den Museen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung stehen.

Glücklicherweise haben wir in diesen Geschöpfen keine Feinde zu erblicken, sondern sogar treue Freunde und Helfer im Kampfe gegen die Schädlinge der menschlichen Wirtschaft. Vielfach freilich erregen diese Tiere Mißfallen und Abscheu, weil sie im Dunkel der Nacht regsam sind und im Schutze des Waldes ein verborgenes Dasein führen oder eine grabende Lebensweise im Erdreich angenommen haben. – Obwohl vielerlei gleichartige Züge durch diese Säugetierordnung gehen, finden wir unter ihnen recht verschieden gestaltete Vertreter. Ein gutes Beispiel dafür bieten die in unserer Heimat vorkommenden Arten. Igel, Spitzmaus und Maulwurf sind ihrem Leibesbau nach so verschieden gestaltete Geschöpfe, daß sie für die Vertreter von drei Ordnungen gehalten werden könnten. Ihre verschiedenartige Körpergestaltung ist durch die Lebensweise bedingt. In ihren anatomischen Verhältnissen lassen sich die Merkmale einer sehr niedrigen Organisationsstufe erkennen, eine Erscheinung, die in der Tatsache ihre Begründung finden mag, daß sie erdgeschichtlich zu den ältesten Säugetiergruppen überhaupt gehören.

Die meisten Kerbtierfresser führen eine nächtliche Lebensweise und verfallen während der kalten Jahreszeit in einen anhaltenden, tiefen Schlaf, bei dem Körperwärme, Herzschlag und Atmung aufs äußerste herabgesetzt werden. Andrerseits kennen verschiedene Arten einen regelrechten Sommerschlaf, da diese Tiere wegen der in ihrem Heimatgebiet regelmäßig auftretenden Dürre keinerlei geeignete Nahrung finden würden; die ersten anhaltenden Regengüsse erwecken die Tiere zu neuer Regsamkeit. Die Größenschwankung innerhalb der Ordnung der Kerbtierfresser ist nicht erheblich, denn es sind durchweg kleine Tiere bis zur Größe eines Marders. Unter ihnen finden wir auch das kleinste bekannte Säugetier, die Wimperspitzmaus. Mit Ausnahme von Südamerika und Australien ist die verhältnismäßig artenarme Ordnung über die ganze Erde verbreitet. Trotz ihrer Kurzbeinigkeit finden wir unter ihnen gewandte Läufer, daneben hervorragende Schwimmer und Taucher. Zahlreiche Vertreter leben unterirdisch, andere bewegen sich hüpfend und springend fort, ja einige von ihnen führen im Geäst und Gezweig der Bäume eine kletternde Lebensweise.

Der Igel

In Deutschland sind elf Vertreter der Kerbtierfresserordnung beheimatet, die sich auf die Familien der Igel, Erinaceidae, Spitzmäuse, Soricidae, und Maulwürfe, Talpidae, verteilen. Von ihnen ist die Familie der Igel durch den Stachelpanzer am eigenartigsten gekennzeichnet. Diese, genau genommen, Haare darstellenden Stacheln bedecken die ganze Oberseite der Tiere von der Stirn bis zur Schwanzwurzel. Durch eine ringmuskelartige Anlage vermag der Igel den Stachelpanzer sperrig abzuspreizen, so daß er unverwundbar ist, wenn er sich zu einer

84 *Igel auf der Nahrungssuche*

85 *Igel in Abwehrstellung*

Kugel formt. Aber auch an den nicht bestachelten Körperteilen trägt er eine kräftige, teilweise borstenartige Behaarung. Der Körper hat kurze, dicke, gedrungene Gestalt, der Kopf ist stark zugespitzt und trägt kleine Augen, deutlich aus dem Borstenkleid hervorragende, dreieckige Ohren, schwach rüsselartig verlängerte, vorn gekerbte Nase und weit gespaltene Schnauze. Die kurzen, stämmigen Beine tragen fünf stark bekrallte Zehen. Der Schwanz ist sehr kurz. Am Schädel fallen die Jochbögen auf, weiter hat der Igel im Gegensatz zu den Spitzmäusen und dem Maulwurf ein geschlossenes Becken. Das Gebiß ist durch die sehr kleinen Eckzähne und die stumpfhöckerigen Backenzähne gekennzeichnet; außerdem ist ein Milchgebiß vorhanden. Das Gebiß zeigt folgende Zusammensetzung:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 2 \cdot 1 \cdot 2} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 3}{2 \cdot 1 \cdot 2 \cdot 3} = 36.$$

Unser Igel, Erinaceus europaeus, ist seiner Färbung nach durch das einheitlich gezeichnete Stachelkleid schwer zu beschreiben. Auf den ersten Blick erscheint er düster-braungrau mit gelblichem Überflug. Die einzelne Stachel ist meist am Grunde dunkelbräunlich, in der oberen Hälfte aber fahlrostgelb bis schmutziggelb mit schwarzer Spitze. Das unter den Stacheln liegende Grundhaar hat fahlbraune Färbung und geht an den Seiten ins Gelbliche über. Jüngere Tiere zeigen ein sehr helles, fast weißliches Stachelkleid, außerdem sind die einzelnen Stacheln regelmäßiger angeordnet als bei alten Stücken. Jede Stachel ist mit 25 Längsfurchen ausgezeichnet. Gelegentlich werden Farbabänderungen beobachtet, auch kommen hier und da Weißlinge mit roten Augen vor. Völlig ungeklärt ist noch die Frage, ob die beiden im Volksmunde als Schweins- und Hundsigel bezeichneten Formen zu Recht unterschieden werden. Während der Schweinsigel als größere Abart mit besonders spitzer Schnauze und heller Färbung geschildert wird, soll der Hundsigel kleiner und dunkler sein und eine stumpfe Schnauze haben. Möglicherweise ist diese volkstümliche Unterscheidungsweise mit der Tatsache in Zusammenhang zu bringen, daß die männlichen Igel gegen die Weibchen etwas kleiner sind, zudem stumpfere Schnauze und düstere, mehr bräunliche Färbung zeigen. Daneben werden hell- und dunkelbäuchige Igel beiderlei Geschlechts unterschieden. Wieweit alle diese immer wieder auftretenden Merkmale auf den aus Rumänien beschriebenen, sich nach Westen verbreitenden Weißbrustigel, Erinaceus europaeus roumanicus, zutreffen, bedarf der Aufklärung. Diese Unterart ist im Ausmaß größer, hat längere Schnauze, dunklere Stacheln und trägt auf der Brust einen schmutziggelben Fleck. Die Körperlänge des mitteleuropäischen Igels beträgt im Durchschnitt 28 cm und die Schwanzlänge 4 cm. Dagegen hat der Weißbrustigel eine Gesamtlänge von etwa 37 cm, wovon 3 cm auf den Schwanz entfallen.

Die Verbreitung des Gemeinen Igels erstreckt sich über den größten Teil von Europa bis zum 60. Grad nördlicher Breite und weiter durch ganz Mittelasien bis zum Amurbecken. In Deutschland wird er in allen Teilen angetroffen, wo ihm Gelände und Nahrung das Dasein ermöglichen, selbst im Gebirge in beträchtlichen Höhen; so findet er sich in Oberbayern, Steiermark, Vorarlberg und Tirol.

Im allgemeinen ist der kleine, nützliche Stachelträger wesentlich häufiger, als es scheint, da er eine rein nächtliche Lebensweise führt und sich zudem gern im Dickicht aufhält. Dennoch besucht er oft die menschlichen Ansiedlungen und bewohnt Gehölze, Parks, Anlagen, Gärten und Hecken. Hier verschläft er an geschützten, ruhigen Orten unter Reisighaufen, dichten Gebüschen, verfilzten Hecken oder in Baumwurzeln den Tag. Als Schlaflager dient ihm ein weich mit Blättern, Heu und Stroh ausgelegtes, geräumiges Nest. Vielfach wühlen die Igel bei Mangel an geschützten Verstecken auch eine mit zwei Ausgängen versehene, etwa 30–40 cm tiefe Röhre und legen in ihr einen nest-

86 *Igelmutter mit Jungem*

artigen Kessel an. Männchen und Weibchen leben meist getrennt, nur gelegentlich wohnen beide Geschlechter in einem Lager. In der Regel aber sind ihre Ruheplätze nicht weit voneinander entfernt.

Sehr unterhaltsam, oft geradezu erheiternd, ist die Beobachtung des kleinen Stachelhelden in der Freiheit. Meist macht er sich durch sein überlautes Rascheln im welken Laube bemerkbar. Dann erscheint der kugelrunde, drollige Geselle in gleichmäßigem Trippelschritt und äugt und schnuppert aufmerksam in der Gegend umher. Dabei ist sein spitzes, blankes Näschen fortwährend in Bewegung, und seine munteren, glänzenden Äuglein haben meist einen lustig-heiteren Ausdruck. Von seinen Sinnen steht der Geruch zweifellos obenan, daneben ist auch sein Gehör überaus scharf ausgebildet. Trotz seines behäbigen, ungeschlachten Aussehens benimmt sich der Igel auf dem Jagdpfade außerordentlich geschickt und gewandt. Bei der nächtlichen Streife vertilgt er alles Kerbtiervolk, das sich seinen spitzen Zähnen darbietet. Seine unbedingte Nützlichkeit muß durch diese Tatsache als erwiesen gelten und erlegt uns die Pflicht zu seiner absoluten Schonung auf. Außer Käfern aller Art sowie Larven und Puppen vertilgt er Heuschrecken und Grillen, dazu Schaben, Regenwürmer und Nacktschnecken. Daneben aber vergreift er sich auch an kleineren Wirbeltieren, und besonders durch die reichliche Vertilgung von Feld- und Waldmäusen macht er sich außerordentlich nützlich. Weniger gern wird gesehen, daß zu seiner Speisekarte auch Eier und Junge unserer Singvögel, gelegentlich sogar vom Federwild, sowie Eidechsen, Frösche und Kröten gehören. Doch werden diese Beutestücke auf seinen Streifzügen in der Minderzahl angetroffen, so daß sein Nutzen den Schaden bei weitem überwiegt. An pflanzlicher Nahrung genießt der Igel vornehmlich Fallobst, außerdem nimmt er Eicheln, Bucheln, Zirbeln und andere Sämereien, wodurch er der Forstwirtschaft in gewisser Weise schadet. So kann im allgemeinen gesagt werden, daß er im Garten sich als nützlich erweist, während er in Forst und Flur als gleichgültiger Bewohner zu betrachten ist.

Sehr häufig geschieht es, daß ein in der Dämmerung auf Nahrung ausgehender Igel, da seine ganze Aufmerksamkeit auf den Erdboden gerichtet ist, einen stillstehenden Menschen nicht wahrnimmt und dabei in seine äußerste Nähe gelangt, ja, es ist schon vorgekommen, daß Igel auf diese Weise Jägern auf dem Anstande bis vor die Füße liefen und sie sogar anrempelten. Jeder Weidmann kann von seinen Begegnungen mit dem kleinen Stachelträger sehr nette Geschichten erzählen. Erkennt der Igel die Gefahr, so sucht er schleunigst das Weite und kann dabei eine recht beachtliche Schnelligkeit entwickeln. Häufig aber macht er auch von der Fähigkeit seines Aufrollens Gebrauch, und ein Igel ist in diesem Zustand geradezu unangreifbar. Eine solche Stellung nimmt der Igel auch ein, wenn Gefahr im Verzuge ist oder wenn er von Feinden bedroht wird, zu denen vornehmlich der Dachs und der Fuchs gehören. Auch Hunde können sich stundenlang durch Bellen und fortwährendes erfolgloses Angreifen mit eingerollten Igeln beschäftigen. Dennoch gibt es einfache Mittel, den Igel zum Aufrollen zu veranlassen. Den besten Erfolg hat man, wenn der Igel mit Wasser begossen oder ins Wasser geworfen wird. Auch das Anblasen mit Tabakrauch ist ihm unerträglich; er nimmt dabei sofort seine Grundstellung ein und versucht, so schnell wie möglich zu entkommen. Bei einer Verfolgung läßt sich der Igel manchmal auch in zusammengerolltem Zustand metertief herabfallen, ohne im geringsten Schaden zu erleiden.

87 *Igelfamilie*

Während der von Ende März bis Anfang Juni dauernden Paarungszeit machen die sich bekämpfenden und die Weibchen hartnäckig treibenden Igelmännchen von allen Stimmlauten Gebrauch, die ihnen zur Verfügung stehen. So lassen die erhitzten Bewerber neben einem heiseren Quieken oft ein helles, vernehmbares Schnalzen hören. Dann wieder grunzen oder murmeln sie in tieferen Stimmlagen. Schließlich wurde ein stoßweise hervorgebrachtes Puffen und ein trommelartiges Knurren bekannt, das Ärger, Angst und Wut auszudrücken scheint. Nach der Hochzeit geht das Weibchen an das Herrichten der Wochenstube, die unter Laub- oder Heuhaufen, unter dichten Hecken oder in Baumwurzeln angelegt und mit weichen Pflanzenstoffen mollig ausgefüttert wird. Etwa 50 Tage nach der Paarung liegen 3–6, gelegentlich auch 7–8 blinde Junge im Lager, die von der ängstlich besorgten Mutter in rührender Weise betreut werden. In den ersten Lebenstagen sind die Jungen, mit Ausnahme der kurzen, weichen, weiß gefärbten Säuglingsbestachlung, nackt. Schon nach zwei Tagen aber zeigen sich die ersten dunklen weißspitzigen Jugendstacheln, und bereits in der vierten Lebenswoche ist das Alterskleid vorhanden. Das Erstlingsstachelkleid wird in der 5.–6. Lebenswoche abgestoßen.

Wenn die Herbststürme über die Stoppelfelder jagen und die Landschaft in den frühen Morgenstunden unter einer lichten Reifdecke liegt, ist es Zeit für den Stachelträger, sich ein Plätzchen für den Winterschlaf zu suchen. Und nun beginnt er alle möglichen Pflanzenstoffe, Fallblätter, Heu und Stroh, Moos und Flechten auf einen großen Haufen zu schichten. Bei Eintritt des ersten strengen Frostes wühlt sich der Igel in diese Lagerstatt und verträumt den Winter über in ununterbrochenem Schlaf. – Die Igelspur ist charakteristisch durch die stets sehr eng stehenden Tritte und die weite Spreizung der Zehenglieder. Eine Verwechslung mit anderen Spuren ist daher kaum möglich. Da der Igel in der Schneelandschaft nicht anzutreffen ist, werden seine Trittsiegel vornehmlich im Sande oder auf feuchtem Boden nach Regenfällen vorgefunden.

Unser Igel steht in Deutschland unter Naturschutz. Nach der Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 dürfen einzelne Igel in der Zeit vom 1. Oktober bis Ende Februar gefangen werden, allerdings nur für die eigene Haltung und Pflege, also nicht

zum Verkauf. Wem es nicht glückt, bis Ende Februar einen Igel ausfindig zu machen, wird – wenn er diesen „Gartenfreund" bei sich heimisch machen will – eine besondere Fangerlaubnis bei der zuständigen Naturschutzbehörde erbitten müssen.

88 *Waldspitzmaus*

Die Spitzmäuse

Ehe wir an die Beschreibung der Arten dieser primitiven Kerbtierfressergruppe gehen, bedarf es einer Kennzeichnung der Familie und ihrer Gattungen. Schon äußerlich sind die Spitzmäuse, Soricidae, von den anderen bei uns beheimateten Angehörigen der Ordnung leicht an dem schlanken, mäuseartigen Körperbau, der verlängerten, rüsselartigen, spitzen Schnauze, den kleinen Augen und Ohren und dem langen, wiederum mäuseähnlichen Schwanz zu unterscheiden. Die Beine und Füße sind fünfzehig und sehr zierlich. Der dichte und weiche Pelz hat eine samtartige Beschaffenheit. Zu beiden Seiten des Rumpfes findet sich eine Drüse, die eine nach Moschus duftende Flüssigkeit absondert und meist durch einen düsteren Fleck im Haarkleid angedeutet ist. Am Schädel fällt das Fehlen der Jochbögen und hinteren Augenhöhlenfortsätze auf. Augen- und Schläfenhöhle erfahren keine Trennung. Das Becken ist unterseits nicht geschlossen. Höchst eigentümlichen Verhältnissen begegnen wir in der Zusammensetzung der Zähne bei den einzelnen Gattungen, außerdem sind die mittleren oberen Schneidezähne hakig gebogen und am Kiefer mit einem Höcker ausgestattet, während die beiden mittleren unteren langgestreckt sind und waagerecht liegen. Das Milchgebiß bleibt stets unentwickelt.

Bei den Spitzmäusen im engsten Sinne, Sorex, sind die äußeren Ohrmuscheln zwar sichtbar, aber kürzer als die Kopfbehaarung. An den Fußseiten und an der Schwanzunterseite befinden sich im Gegensatz zu den anderen Gattungen keine verlängerten straffen Haare. Die mittleren Schneidezähne des Unterkiefers tragen oberseits drei flache Höcker. Es sind 32 Zähne vorhanden, die an den Spitzen rotbraun gefärbt sind und folgenden Stand im Kiefer haben:

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot 1 \cdot 2}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 3} \times \frac{2 \cdot 1 \cdot 3 \cdot 3}{3 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 32.$$

Die Wasserspitzmäuse, Neomys, haben so winzige Ohren, daß sie völlig im Haarkleid versteckt liegen. Je eine Wimperleiste befindet sich an den Seiten der Füße und längs der Unterseite des abgerundet vierkantigen Schwanzes. Die mittleren Schneidezähne des Unterkiefers tragen hinten einen flachen Höcker. Alle Zahnspitzen sind von rotbrauner Farbe. Über die Anordnung der Zähne gibt folgende Formel Aufschluß:

$$\frac{3 \cdot 2 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 2} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 2 \cdot 3}{2 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 30.$$

Bei den Feldspitzmäusen, Crocidura, stehen die verhältnismäßig großen Ohren deutlich aus dem Pelz hervor. Der Schwanz zeigt einen runden Querschnitt, ist an der Wurzel stark verjüngt und zwischen der kurzen Behaarung mit einzeln stehenden, langen, borstenartigen Haaren besetzt. Von den stets mit weißen Spitzen versehenen Zähnen sind nur drei im Oberkiefer und zwei im Unterkiefer einspitzig. Die Gebißformel lautet:

$$\frac{3 \cdot 1 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 1 \cdot 0 \cdot 2} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 1 \cdot 3}{2 \cdot 0 \cdot 1 \cdot 3} = 28.$$

Der besseren Übersichtlichkeit halber stellen wir nunmehr alle bei uns beheimateten Spitzmausarten in ihren wichtigsten Merkmalen zusammen und geben anschließend eine kurze Darstellung ihrer wesentlichsten biologischen Eigenheiten.

Wir betrachten der Anordnung unserer Bilder gemäß zuerst die Angehörigen der Spitzmäuse im engsten Sinne. Die Waldspitzmaus, Sorex araneus, ist gekennzeichnet durch den schwarzbraunen, manchmal rostbraun überflogenen Rücken, die mehr gelblichbraunen Körperseiten und die weißlichgraue Unterseite. Sämtliche Farbtöne gehen allmählich ineinander über. Der äußere Schneidezahn des Unterkiefers trägt eine Spitze. Gesamtlänge 11 cm, davon entfallen 5 cm auf den Schwanz. Aus der Ostmark ist fast nur die Große Waldspitzmaus, Sorex araneus tetragonurus, bekannt geworden, mit einer Gesamtlänge von 13,1 cm, wovon 5,5 cm auf den Schwanz zu rechnen sind. Dieses Tier trägt kurzen, rauhen, bräunlichen Sommerpelz und langen, seidigglänzenden, schwarzen Winterpelz.

Als kleinstes Säugetier Deutschlands und gleichzeitig Europas nördlich der Alpen nimmt die Zwergspitzmaus, Sorex minutus, eine Sonderstellung ein. Von der Waldspitzmaus unterscheidet sie sich vornehmlich durch ihre Kleinheit und den verhältnismäßig langen Schwanz. Die Oberseite zeigt glänzend graubraune, die Körperseiten etwas gelblichere und die Unterseite aschgraue Färbung, die überall gleichmäßig ineinander übergeht. Die Füße sind weißlich gefärbt. Die Ohren ragen deutlich aus dem Pelz hervor, und der äußere Schneidezahn des Unterkiefers besitzt eine Spitze. Alle Zähne sind von auffallender Kleinheit. Gesamtlänge 7–8 cm, davon entfallen auf den Schwanz 3,5 cm. Bei der letzten, größten, sehr langschwänzigen Art, der Alpenspitzmaus, Sorex alpinus, ist die Oberseite eisengrau, die Unterseite aber kaum heller gefärbt. Lippen, Füße und Unterseite des Schwanzes tragen weißliche Färbung. Die Ohren liegen im Pelze versteckt, und der äußere Schneidezahn des Unterkiefers trägt zwei Zacken. Gesamtlänge 14 cm, Schwanzlänge 7 cm. Die im Norden des Verbreitungsgebietes auftretende Kleinköpfige Alpenspitzmaus, Sorex alpinus hercynicus, ist durch zierlichen Kopf und winzige Zähne gekennzeichnet.

Die Wasserspitzmaus, Neomys fodiens, hat als Hauptvertreter der gleichnamigen Gattung zu gelten. Sie trägt oberseits schwarzen bis dunkelkastanienbraunen Pelz, der von der weißen Unterseite scharf abgesetzt ist. Lippen, Füße und Schwanz sind bräunlichweiß gefärbt. Hinter dem Auge und dem Ohr befindet sich jederseits ein kleiner weißer Fleck. An der Unterseite

des Körpers und Schwanzes treten häufig dunkle Flecke auf. Gesamtlänge 12–13 cm, davon entfallen 6–7 cm auf die Schwanzlänge. – Bei der in Ostdeutschland und der Ostmark beheimateten Stresemanns Wasserspitzmaus, Neomys fodiens stresemanni, fehlen die weißen Augen- und Ohrenflecke. – Wesentlich kürzeren Schwanz besitzt die auch kleinere Millers Wasserspitzmaus, Neomys milleri, aus der Ostmark. Sie zeichnet sich ferner durch den unterseits gänzlich kiellosen Schwanz, der bei der echten Wasserspitzmaus deutliche Kiele trägt, und kürzere Hinterfüße aus; außerdem ist der erste obere Schneidezahn kleiner.

Von der Gattung der Feldspitzmäuse betrachten wir zuerst die Hausspitzmaus, Crocidura russula, die durch mausgraue, rötlich verwaschene Oberseite und nur wenig hellere Unterseite ausgezeichnet ist. Lippen und Füße sind weißlich überflogen, ebenso die Unterseite des Schwanzes. Zehen und Schwanzspitze sind fleischfarbig. Gesamtlänge etwa 10 cm, Schwanzlänge 4 cm. Bei der Feldspitzmaus, Crocidura leucodon, ist die weißliche Unterseite von der braunschwarzen, bei den erwachsenen Stücken rötlichbraun überflogenen Oberseite scharf abgesetzt. Die Füße tragen weiße Färbung. Der Schwanz ist oberseits dunkelbraun, unterseits weißlich gefärbt. Gesamtlänge 10–10,5 cm, davon entfallen 3,2 cm auf den Schwanz. Von gleicher Größe ist die Gelbbäuchige Feldspitzmaus, Crocidura leucodon mimula, aus dem südöstlichen Deutschland, die aber eine sepiabraune, silberig schimmernde, an den Flanken dunklere Oberseite und eine dunkelockergelbe, nicht scharf abgesetzte Unterseite zeigt. Kinn und Füße haben gelblichweiße Färbung. Das kürzere Sommerkleid zeigt mehr rötliche Farbtöne.

Als häufigste deutsche Art ist die Waldspitzmaus zu betrachten. Sie bewohnt Wälder, Gehölze, Parks und Buschdickichte in ebenem und gebirgigem Gelände und sucht ihre aus vielerlei Kerbtierarten, Spinnen, Asseln, Würmern und Schnecken bestehende Nahrung unter Laub und Gestrüpp. Als reines Nachttier, das sich tagsüber in Mäuse- und Maulwurfslöchern verborgen hält, kommt sie erst in der Dämmerung zum Vorschein. Ende April bis August werden 5–7 nackte Junge in einem mit Gras, Blättern, Halmen und Moos ausgepolsterten nestartigen Lager vorgefunden. Über die Tragzeit und die Anzahl der Würfe ist nichts bekannt. Das Tierchen ist ein vorzüglicher Läufer, schwimmt auch gut, begibt sich aber nicht freiwillig ins Wasser, in dessen Nähe es jedoch häufig angetroffen wird. Wie alle Spitzmäuse hält auch die Waldspitzmaus keinen Winterschlaf. – Über die Lebensweise der Zwergspitzmaus wissen wir sehr wenig, obwohl sie fast überall in Deutschland in feuchten Waldgebieten und gebüschreichen Gegenden vorhanden ist. Da auch sie ein Nachttier ist und meist unter Fallaub der Nahrungssuche nachgeht, wird sie vielfach übersehen. Sie soll selbstgegrabene Baue bewohnen, sich aber auch in Mäuselöchern einnisten. Ihre Lieblingsnahrung besteht aus Spinnen. Es soll nur ein einmaliger Jahreswurf von 4–10 Jungen erfolgen. – Die Alpenspitzmaus ähnelt in ihrer Lebensweise vielfach der Waldspitzmaus. Sie bevorzugt als Aufenthalt größere Wälder und wird häufig in der oberen Tannenregion und im Krummholzbestande angetroffen, wo sie sich gern in der Nähe von Wildbächen aufhält. Gelegentlich kommt die Alpenspitzmaus in menschliche Behausungen. Die Jungen werden im Mai und August gefunden. – Als Bewohner von Gewässern ist die Wasserspitzmaus durch die an den äußeren Seiten der Fußsohle und an der Unterseite des Schwanzes befindlichen Wimperleisten gekennzeichnet, die das Schwimmen außerordentlich erleichtern. Außerdem kann die Ohrmuschel nach vorn umgeschlagen und das Ohrloch verschlossen werden. Wie ihr Name schon andeutet, steht sie mit dem Wasser in enger Beziehung, und zwar kommt sie ebenso in Flüssen und Seen wie in Teichen und Gräben vor. Sie schwimmt und taucht in gleicher Weise meisterhaft und vermag auch auf dem Grunde des Wassers sich fortzubewegen. Wie alle Spitzmäuse ist auch sie ein arger Räuber und Fresser. Auf dem Jagdzuge stellt sie nicht nur Schnecken, Würmern, Krebsen sowie Kerbtieren und ihren Larven nach, sondern sie vergreift sich auch an Fröschen, Fischen und Fischlaich, ja selbst an kleineren Vögeln und Mäusen. In Fischteichen kann der scharfzähnige Räuber äußerst schädlich werden, zumal er den in Bottichen gehaltenen, frischgefangenen Fischen vielfach Gehirn und Augen ausfrißt. Unter Baumwurzeln oder in Mäuselöchern wird das Nest der Wasserspitzmaus gefunden; bei Mangel an Unterschlupf gräbt sie sich manchmal selbst einige Gänge in die Erde. Gelegentlich wird sie auch in Gebäuden angetroffen, die in der Nähe von Wasser stehen. Der Wurf besteht aus 10 Jungen, die in einem in die Uferböschung gewühlten Kessel zur Welt kommen. Sie ist mehr Tagtier als alle ihre Verwandten. – Felder, Gärten, Hecken, lichte Dickichte und Waldränder bevorzugt die Feldspitzmaus als Aufenthalt. Im Walde wird sie selten gefunden. Gelegentlich besucht sie auf ihren Jagdzügen auch Ställe, Scheunen und Verschläge. In der Ernährung und Fortpflanzung, aber auch in ihren anderen Lebensäußerungen ähnelt sie gleich der Hausspitzmaus ihren Verwandten. Wie der Name der Hausspitzmaus andeutet, bewohnt dieser Kerbtierjäger vielfach die Gebäude menschlicher Ansiedlungen, wie Keller, Ställe, Scheunen und Gewächshäuser, doch wird er auch häufig in Parks und Gärten sowie in lichten Hecken und Gehölzen angetroffen. Obwohl die Spitzmäuse von kleineren Raubtieren stark verfolgt und oft getötet werden, dienen sie diesen Tieren nicht zur Nahrung, da sie das Fleisch wegen des ihm anhaftenden moschusartigen Duftes scheuen, der den an den Körperseiten liegenden Drüsen entströmt.

89 Zwergspitzmaus

Der Maulwurf

Da wir nur einen Angehörigen der maulwurfartigen Kerbtierfresser zu besprechen haben, fassen wir die Beschreibung der Familien- und Gattungsmerkmale in der Schilderung der Art

zusammen. Schon die äußeren Kennzeichen unseres Maulwurfes, Talpa europaea, sind so charakteristisch, daß wir den kleinen Erdwühler von jedem andern Geschöpf unserer Heimat unschwer unterscheiden können. Der Leibesbau und seine Funktionen sind der grabenden Lebensweise des Tieres vorzüglich angepaßt. Mit dem runden, walzenförmigen Körper ist der spitze Kopf durch einen sehr kurzen, kaum abgesetzten Hals verbunden. Die Augen sind so winzig, daß sie nur als mohnkorngroße Punkte wahrnehmbar sind. Da ein äußeres Ohr den Wühler bei seiner grabenden Lebensweise stören würde, sind alle Anhänge zurückgebildet. Das Ohr wie auch das Maul können durch Hautfalten verschlossen werden. Die rüsselartig verlängerte Schnauze ist durch einen stabförmigen, etwas abwärts gebogenen Rüsselknochen und -knorpel versteift, während die Nasenlöcher auf der scheibenförmig abgestutzten Vorderfläche der Oberlippe liegen. Die nach seitlich außen gerichteten Vorderfüße sind zu mächtigen Grabklauen umgewandelt, indem sie sehr kurz, im Handabschnitt aber verbreitert und mit langen, kräftigen Krallen versehen sind. Die Fußsohle der Vorderfüße ist grobkörnig unregelmäßig gefurcht, während die hinteren nicht so stark ausgebildet sind und außer den Furchen noch sechs Wülste besitzen. Die sehr dichte Behaarung ist samtartig weich, aber an der Schnauze und an den Füßen nur spärlich vorhanden. Auch der verhältnismäßig kurze Schwanz ist mit straffem, aber spärlichem Haar bedeckt. Die einzelnen Haare des Maulwurfs sind gezähnelt und haken ineinander, so daß der Pelz einen vorzüglichen Schutz gegen Staub bietet. Als Färbung ist ein durchgehendes Schwarz anzugeben, das einen grauen Überflug trägt. Gelegentlich kommen perlgraue, semmelgelbe und selbst gefleckte Stücke vor. Nasenspitze wie auch die nackten Sohlen tragen Fleischfarbe. Die Gesamtlänge beträgt 15 bis 17 cm, wovon auf die Schwanzlänge etwa 3–4 cm abzurechnen sind. Der langgestreckte Schädel trägt dünne Jochbögen und sehr kleine Augenhöhlen, außerdem ist das Hinterhauptloch sehr weit nach hinten verlagert, eine für die grabende Lebensweise des Tieres sehr zweckdienliche Anpassung. Eine höchst merkwürdige anatomische Eigenheit, die im ganzen Tierreich nicht wieder angetroffen wird, ist die gelenkige Verbindung des Schlüsselbeins mit dem Oberarmbein. Auch das unten geöffnete Becken finden wir unter den Säugetieren nur noch bei den Spitzmäusen. – Am Gebiß ist auffallend, daß die bleibenden Eckzähne zwei Wurzeln tragen. Das Gebiß zeigt folgende Zusammenstellung:

$$\frac{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3}{3 \cdot 4 \cdot 1 \cdot 3} \times \frac{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3}{3 \cdot 1 \cdot 4 \cdot 3} = 44.$$

Die Verbreitung des Maulwurfs erstreckt sich über den größten Teil Europas und Asiens nördlich vom Himalaja, östlich bis Japan, wo das Tier in mehreren Arten und Unterarten vertreten ist. In den nördlichen Teilen der Alten Welt fehlt der Maulwurf. Er wird vorwiegend in Gegenden mit fettem, lockerem, etwas bindendem, jedoch nicht allzu nassem Boden angetroffen, der aber feucht genug ist, um den Regenwürmern, seiner Hauptnahrung, das Dasein zu ermöglichen. So meidet er jeglichen felsigen, sumpfigen und sandigen Boden. Trotz seines plumpen und unförmigen Aussehens vermag der Maulwurf wesentlich besser auf dem blanken Erdboden zu laufen, als es den Anschein hat. Noch weniger dürfte es bekannt sein, daß der kleine Samtkittel sich auch im nassen Element vorzüglich zu bewegen versteht.

90 *Maulwurf*

Er schwimmt nach Art des Hundes durch gleichmäßiges Bewegen der Beine; Kopf und Rücken lugen dabei aus dem Wasser hervor. Aber erst unter der Erde ist der Maulwurf vollendeter Meister, und im Bau seiner Burg legt er eine solche Kunstfertigkeit an den Tag wie kaum ein anderes Tier der Heimat. Sie ist ein weitverzweigter Röhrenbau mit einer größeren, von Blättern und Gras ausgepolsterten Wohnkammer. Die Röhren haben verschiedene Länge und führen zu den eigentlichen Jagdröhren, die durch Querstollen verbunden sind. Ein besonderer Laufgang dient bei Gefahr und Verfolgung als Notausgang. Manchmal baut sich der kleine Wühler auch fast senkrecht laufende Schächte von nahezu 1 m Tiefe, die der Ansammlung von Regenwürmern dienen sollen. Außerdem wühlt der Maulwurf auf seinen Jagdzügen unausgesetzt neue Röhren. Die überschüssige Erde wird in kleinen Anhäufungen nach oben geworfen und tritt dann für uns als „Maulwurfshaufen" in Erscheinung.

Außer Regenwürmern besteht die Nahrung des Maulwurfs aus Kerbtieren aller Art, aber auch Engerlinge werden gern genommen. Daneben vergreift er sich gelegentlich an kleinen Wirbeltieren, und selbst Eierraub wurde ihm zur Last gelegt. Da der Maulwurf wie alle Kerbtierfresser auch kürzere Zeit nicht ohne Nahrung bestehen kann, braucht er zu seiner Erhaltung größere Futtermengen. Hin und wieder erscheint er im Jagdeifer dann an der Erdoberfläche, ebenso, wenn es gilt, Polsterstoff für den Wohnkessel zu besorgen. Da er auch in der harten Jahreszeit im Schoße der Erde hinreichend mit Nahrung versehen ist, hält der Maulwurf keinen Winterschlaf. Das Weibchen wirft einmal im Jahre nach einer 28–30tägigen Tragzeit Ende April oder Anfang Mai 3–4 Junge. Nach der im März erfolgenden Paarung bleiben die Geschlechter getrennt, wie überhaupt die Maulwürfe ein recht ungeselliges Leben führen. Feinde hat der deutsche Mull unter dem Raubzeug in reicher Zahl; Wiesel und Hermelin, Marder und Fuchs und auch die geflügelten Raubritter stellen ihm gern nach; selbst zu nächtlicher Stunde ist er vor den Eulen nicht sicher, und auch die Krähe und der Storch gehen ihm zu Leibe. Besonders früher war sein schwarzgrauer Samtpelz als Kürschnerware zum Besetzen und Füttern von Mänteln sehr begehrt. Wenn unser Schwarzkittel auch in Gärten durch das Wühlen in den Beeten lästig und schädlich werden kann, so erweist er sich draußen auf den Ödländereien und Viehweiden doch als wertvoller Bundesgenosse des Menschen im Kampf gegen das schädliche Kleingezücht in der Tierwelt.

Die Fledermäuse

Artung und Wesen der fliegenden Säuger

Diese einzigen zum regelrechten Fliegen befähigten Säugetiere gebrauchen zu ihrer Fortbewegung in der Luft andere Hilfsmittel als der Vogel, denn sie tragen keine mit Federn besetzten Flügel, vielmehr spannt sich zwischen den Körperseiten und den übermäßig verlängerten Fingerknochen eine weiche Haut. Diese flügelartigen Gebilde sind in ihrer Struktur aber so wunderbar, daß wir noch immer nicht imstande sind, die in ihnen verteilten nervenreichen Faserstränge zu deuten. Einfache Hautflügel, wie wir sie auch bei den Flatterhörnchen, Flatterbilchen und Pelzflatterern antreffen, befähigen noch nicht zum Fliegen, denn diese Tiere vermögen nur von einem höheren Aste nach einer tiefer gelegenen Stelle schwebend zu gelangen. Bei den Fledermäusen ist die zwischen den mit Ausnahme des kurz gebliebenen Daumens spangenartig verlängerten Handwurzelknochen und Fingergliedern gespannte und durch einen am Fersenbein stehenden Knochenstab gestützte Flughaut wesentlich umfangreicher als bei den Schwebflatterern. Vielfach heftet sich die Flughaut auch an die verlängerte Schwanzwirbelsäule und vergrößert somit die Flugfläche. Da die Fingerglieder nicht in der gleichen Ebene verlaufen, vielmehr leicht gebogen sind, entsteht durch Vergrößerung der Druckfläche eine das Fliegen erleichternde Wölbung. Aber die Zweckmäßigkeitsleistung wird noch vervollkommnet durch den überaus leichten Körper und das überraschend zierliche, aber fest gebaute Knochengerüst, an dem die kräftige Brust- und Schultermuskulatur sichere Stützpunkte findet.

So gewandt und schnell sich die Fledermäuse im Reiche der Luft zu bewegen verstehen, so ungeschickt und schwerfällig benehmen sie sich auf dem Erdboden oder im Gezweig der Bäume, da die Flughaut auch die hinteren Gliedmaßen bis zur Ferse umspannt. So sind unsere kleinen nützlichen Nachtflieger nur mit Hilfe ihrer kräftigen, stark gebogenen Zehenkrallen befähigt, im Gezweig der Bäume umherzuklimmen. Zu dieser Fortbewegungsart vermögen sie auch den einzigen, mit starker Hakenkralle versehenen Daumen der Vordergliedmaßen zweckmäßig zu verwenden. Die Hauptarbeit aber bleibt den Füßen, so daß sich die Tiere in der Ruhelage mit dem Kopf nach unten hängen, eine Stellung, in der unsere heimischen Arten auch den Winterschlaf verbringen, und die zugleich den Vorteil bietet, daß die Flughäute beim Abfliegen sofort ausgebreitet werden und vorerst als Fallschirm, dann aber für die Flugbewegung benutzt werden können.

Die mit dem wissenschaftlichen Namen Chiroptera belegten Fledermäuse werden in zwei Gruppen gegliedert, die fruchtfressenden Großfledermäuse, Macrochiroptera, und die kerbtierfressenden Kleinfledermäuse, Microchiroptera, von welchen die ersteren nur tropische und subtropische Gegenden bewohnen, also in unserer Darstellung ausscheiden, während die letzteren überall beheimatet sind, wo Insekten angetroffen werden. Unter ihnen finden wir auch einige Vertreter mit den seltsamen Nasenaufsätzen, die vielen Arten den deutschen und wissenschaftlichen Namen gegeben haben und in Hunderten von Fällen für die Unterscheidung der zahlreichen Gattungen und Arten herangezogen wurden.

In Deutschland sind nicht weniger als 21 Fledermausarten beheimatet, die sich auf zwei Familien, die Blattnasen, Rhinolophidae, und die Glattnasen, Vespertilionidae, verteilen. Als wesentlichste Merkmale der Blattnasen haben die häutigen Nasenaufsätze, das Fehlen eines Ohrdeckels und das Vorhandensein von vier Schneidezähnen im Unterkiefer zu gelten, während bei den Glattnasen die häutigen Nasenaufsätze fehlen, anderseits aber ein Ohrdeckel und sechs Schneidezähne im Unterkiefer vorhanden sind. Die überwiegende Artenzahl entfällt auf die Glattnasen, dagegen nur zwei auf die Blattnasen.

Da im Rahmen unserer Darstellung eine Beschreibung der in Deutschland vorkommenden 21 Fledermausarten zu weit führen würde, lassen wir nachstehend nur die deutschen und wissenschaftlichen Bezeichnungen der bei uns beheimateten Formen folgen.

Liste der in Deutschland vorkommenden Fledermausarten:

1. Große Hufeisennase, Rhinolophus ferrum-equinum.
2. Kleine oder Zwerghufeisennase, Rhinolophus hipposideros.
3. Mopsfledermaus, Barbastella barbastellus.
4. Großohrfledermaus, Plecotus auritus (auch Ohrenfledermaus genannt).
5. Alpenfledermaus, Pipistrellus savii (maurus).
6. Zwergfledermaus, Pipistrellus pipistrellus.
7. Rauhhäutige Fledermaus, Pipistrellus nathusii.
8. Weißrandige Fledermaus, Pipistrellus kuhli.
9. Frühfliegende Fledermaus, Nyctalus noctula.
10. Rauharmige Fledermaus, Nyctalus leisleri.
11. Spätfliegende Fledermaus, Eptesicus serotinus.
12. Nordische Fledermaus, Eptesicus nilssoni.
13. Zweifarbige Fledermaus, Vespertilio murinus (discolor).
14. Langfüßige Fledermaus, Myotis capaccini.
15. Teichfledermaus, Myotis dasycneme.
16. Wasserfledermaus, Myotis daubentoni.
17. Gefranste Fledermaus, Myotis nattereri.

91 *Großohrige Fledermaus*

92 *Ohrenfledermaus mit Jungen*

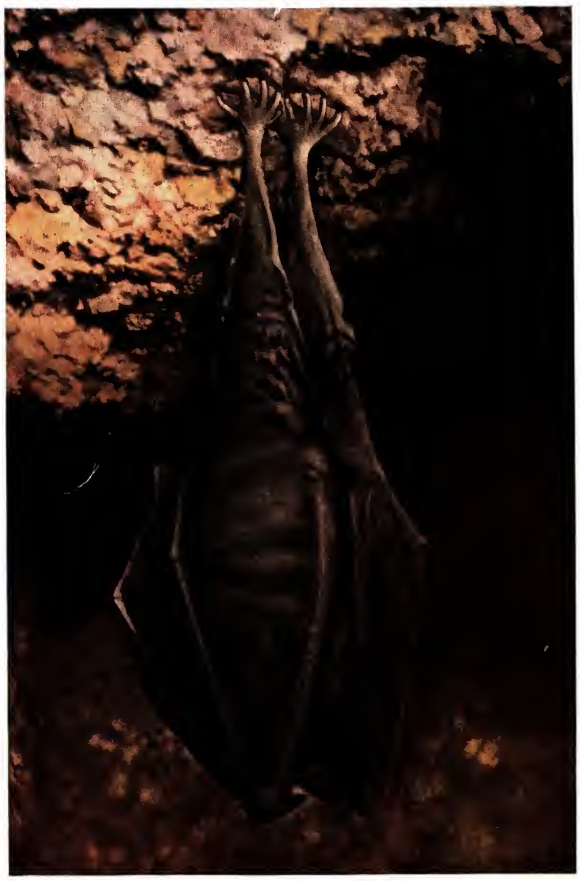
18. Bechsteins Mausohr, Myotis bechsteini.
19. Mausohr, Gemeine Fledermaus, Myotis myotis (murinus).
20. Bartfledermaus, Myotis mystacinus.
21. Langflügelfledermaus, Miniopterus schreibersi.

Erwähnung verdient eine als Gewimperte Fledermaus, Vespertilio ciliatus, bezeichnete südliche Art, die nur einige Male im Rheinbecken beobachtet wurde. Aus Niederdonau und Tirol wurde eine unter dem Namen Spitzgesicht-Fledermaus, Myotis myotis oxygnathus, beschriebene Unterart des Mausohrs bekannt.

Die Lebensgewohnheiten unserer Fledermäuse

In der Einführung haben wir bereits darauf hingewiesen, daß diese fluggewandten Geschöpfe sich auf der Erde nur schlecht fortbewegen können und sich zur Ruhe kopfabwärts aufhängen. Diese Stellung nehmen die Tiere auch während des Winterschlafes ein, doch zwängen sie sich zur Überwinterung auch in Felsgeklüft und Gesteinsspalten. Die Fledermäuse unserer Heimat ernähren sich ausschließlich von Kerbtieren, die sie im Fluge erbeuten. Noch heute ist vielfach die Ansicht verbreitet, daß die Fledermäuse Eier legen und bebrüten. Sie haben mit den Vögeln aber nur äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit durch die zu Flügeln umgewandelten Vordergliedmaßen, im übrigen zeigen sie alle von den Säugetieren her bekannten Körpermerkmale und Funktionen. So findet die Paarung im Herbst statt, und im Mai wird das Junge, gelegentlich auch zwei, in die aufgebogene Flughaut geboren. Für die heimischen Fledermausarten konnte durch eingehende Untersuchungen, die durch die

93 *Ruhende Zwerghufeisennasen*



94 *Fledermaus im Winterschlaf*

verhältnismäßig lange Tragzeit veranlaßt wurden, mit Sicherheit eine Eiruhe nachgewiesen werden, wie wir sie beim Rehwild näher beschrieben haben. Wenn Fledermäuse durch Haltung in warmen Räumen und regelmäßige Ernährung den Winter über wach gehalten werden, nimmt die Entwicklung der Leibesfrucht sofort nach der Paarung ihren Fortgang. Nach der Geburt saugt sich das Junge an den Zitzen fest und bleibt beim Fluge im Haarkleid der Alten festgeklammert. Wenn sich die heimischen Fledermausarten auch in einzelnen Eigenheiten ihrer Lebensweise nicht unerheblich unterscheiden, so stimmen sie im Gebaren, in der Art der Fortbewegung und in der Wahl ihrer Ruheplätze doch größtenteils überein. Einzelne Arten führen eine gesellige Lebensweise, während die meisten einzeln oder paarweise der nächtlichen Nahrungssuche obliegen.

95 *Flughaut der Großohrigen Fledermaus*

Manche erscheinen aus ihrem Wintervorsteck sehr frühzeitig im Jahr, andere dagegen erst, wenn die Sonnenwärme das Heer der Kerbtiere vollzählig hervorgezaubert hat. Weiter gibt es schwerfällige und minder begabte, ebenso aber überaus schnelle und gewandte Flieger. Viele Arten bevorzugen zu ihren Streifzügen die Ortschaften, sie besuchen Baumgärten, Alleen und Straßen, andere lieben mehr die ruhigen Wälder und Parks, noch andere jagen vorzugsweise über offenen Gewässern. Daneben gibt es Arten, die bis über die Baumgrenze ins Gebirge wandern, ja, einzelne Formen unternehmen sogar regelmäßige größere Landwanderungen. Sie erscheinen bald hier, bald da, manche schon am hellen Tage, andere erst in der Dämmerung, es gibt sogar Arten, die selbst die Dämmerung scheuen und zu reinen Nachtschwärmern geworden sind. Eigentümlich ist die Fortbewegungsweise der Fledermäuse im Fluge. Meist durchgeistern sie mit zitternden Flügelschlägen die Luft, umschwirren geräuschlos die vorstehenden Äste der Bäume und Büsche, schießen reißenden Fluges zu Wipfeln und Giebeln empor, um einige blitzschnelle Haken zu schlagen, dann eine Strecke lang in elegantem Segelfluge dahinzuschweben, wieder in eigenartigem Zickzackfluge davonzustürmen und hier und da mit einer wendigen, blitzschnellen Flugbewegung ein Kerbtier zu fangen und im Fluge zu verzehren. Gegen Morgen suchen die nächtlichen Flieger dunkle Verstecke in Gestalt von Felshöhlen, Baumlöchern, altem Gemäuer, Türmen, Gebäuden und ähnlichen Unterschlüpfen auf, um kopfabwärts hängend den Tag zu verschlafen und ihr Treiben mit dem Sinken der Sonne von neuem zu beginnen.

Da in vielen Gegenden unserer Heimat die Fledermäuse in starkem Abnehmen begriffen sind, diese unverdrossenen Kerbtierjäger aber zu den nützlichsten Tieren überhaupt gehören, sind die Behörden bestrebt, ihnen die immer mehr abnehmenden natürlichen Schutz- und Ruheplätze durch Schaffung von künstlichen Schlaf- und Überwinterungshöhlen zu ersetzen. Die kleinen geflügelten Nachtschwärmer verdienen Schutz und Schonung mit allen erdenklichen Mitteln, denn es sind treue Freunde und Helfer des Menschen im Kampf gegen die Schädlinge der Volkswirtschaft.

Die Kriechtiere oder Reptilien

Wir wenden uns nun den wechselblütigen Geschöpfen zu, von denen wir als erste die Kriechtiere oder Reptilien zu betrachten haben. Wenn wir die wesentlichen Merkmale der Kriechtiere kurz umreißen wollen, so sind sie als kaltblütige, also wechselwarme, nämlich von der Außentemperatur abhängige, mit Schuppen, Horn- oder Knochenschilden bekleidete, lebenslänglich durch Lungen atmende und meistens Eier legende Wirbeltiere zu bezeichnen, die im Gegensatz zu den noch zu behandelnden Amphibien in ihrer Jugend keine gestaltliche Verwandlung oder Metamorphose durchmachen. Als eigentümliches anatomisches Merkmal sei das Vorhandensein nur eines Hinterhauptgelenkhöckers angegeben, der die Verbindung des Schädels mit der Wirbelsäule herstellt. Im übrigen zeigt diese Tiergruppe ein sehr vielgestaltiges Gepräge, denn wir finden bei vielen Vertretern wohlentwickelte Beine, die bei anderen zurückgebildet sind und in zahlreichen Fällen sogar fehlen können. Weiter gibt es unter ihnen land- und wasserbewohnende Formen. Wenn sich die Hauptzahl der Kriechtiere auch durch Eier fortpflanzt, die von der Sonne oder der Fäulniswärme des Bodens ausgebrütet werden, so gibt es auf der andern Seite Arten, die lebendige Junge zur Welt bringen. Als die bekanntesten Grundformen, deren Aufzählung indes keinerlei systematische Bewertung beizumessen ist, verdienen die in einen festen Rücken- und Bauchschild eingeschlossenen Schildkröten, die zahnbewehrten, mit hornigen Panzerplatten bedeckten Krokodile, die feingliedrigen, mit einfachem Schuppenkleid versehenen Eidechsen und die gänzlich fußlosen, äußerlich wurmförmigen Schlangen hervorgehoben zu werden. Während diese der Eigenwärme entbehrenden Geschöpfe in den Tropen und Subtropen eine weite Verbreitung haben, nimmt ihre Zahl in den gemäßigten Breiten der Erde ab. Als ihre Vorläufer, von denen sich nur noch ein zwerghafter Vertreter, die Brückenechse, bis in unsere Zeit gerettet hat, haben jene abenteuerlichen Geschöpfe zu gelten, die vor Jahrmillionen in der Jura- und Kreidezeit lebten und mit ihren Teufelsfratzen, Turnierlanzen, Knochenkämmen und anderem Körperballast zu den seltsamsten Riesenscheusalen gehörten, die jemals den Erdball bevölkerten.

Die europäische Sumpfschildkröte

Wer stille, schilfreiche, stehende oder langsam fließende Gewässer unserer Heimat östlich des Elbstroms besucht, hat manchmal das seltene Glück, am unterschlupfreichen Uferrande eine sich behaglich sonnende Panzerkröte zu überraschen, die aber beim Wahrnehmen der fremdartigen Erscheinung überraschend schnell ins Wasser stürzt und hier mit abwärts gerichtetem Kopf sofort dem Grunde zustrebt, ohne daß sie wieder zum Vorschein kommt. Das in ein Panzergehäuse gehüllte Geschöpf war eine Sumpfschildkröte, die einzige bei uns beheimatete Art dieser Kriechtierordnung. Sehr viel besser haben wir Gelegenheit, das Tier in einem Terrarium zu beobachten. Hier können wir es sogar ungefährdet einmal in die Hand nehmen und uns mühelos von seinen körperlichen Eigenheiten überzeugen. Wir bemerken zunächst, daß die Panzerechse Kopf und Beine sofort zwischen die dem Körper oberseits und unterseits übergelagerten harten Schilde zurückzieht, und erkennen somit den Zweck dieser nur vorn und hinten für die Aufnahme der vorspringenden Körperteile offenen plattgedrückten Knochen- und Hornkapsel. Beim unvorsichtigen Nahen eines Fingers sperrt das Tier zur Abwehr den Rachen auf, wobei wir die Wahrnehmung machen, daß die Kiefer nicht mit Zähnen besetzt sind, sondern statt ihrer eine rund um die Rachenränder führende scharfe, harte Hornleiste tragen. Damit haben wir die wesentlichsten Merkmale der wissenschaftlich unter dem Namen Testudinata bekannten Schildkröten kennengelernt.

Einige weitere Betrachtungen des merkwürdigen Tieres vermitteln uns gleichzeitig die Artmerkmale unserer Sumpf- oder Teichschildkröte, Emys orbicularis. Wir bemerken, daß der Rückenschild länglichoval geformt und nur wenig gewölbt ist und einen recht schmalen, ungezähnelten Rand hat. Der Kopf ist abgestutzt und flach, der zugespitzte Schwanz weist eine ziemliche Länge auf. Die Rückenschale trägt auf braun- bis grünschwärzlichem Grund gewöhnlich viele gelbe Punkt- und Strahlenzeichnungen, während die Bauchschale schmutziggelbe Färbung zeigt und unregelmäßige braune Zeichnungen aufweist. Unser Beobachtungsobjekt stellt mit einer Länge von nahezu 20 cm ein großes, vollerwachsenes Stück dar.

Ehemals Einwanderer aus dem Osten, hat sich die Sumpfschildkröte nach der Eiszeit etwa bis zum Lauf der Elbe verbreitet. Bei allen westlich dieses Stromes gefundenen Stücken dürfte es sich um ausgesetzte Exemplare handeln. Stillstehende, verschwiegene und dicht verwachsene Gewässer wie Waldseen, Weiher, Teiche und Sümpfe werden als Aufenthalt bevorzugt, doch wird unser kleiner Panzerritter auch in träge fließenden Flüssen gefunden. Hier führt das Tier eine zurückgezogene Lebensweise, jagt im Wasser nach Fröschen, Fischen, Mollusken, Kerbtieren und Würmern, nimmt am Ufer gern Sonnenbäder, flüchtet bei Störung oder Gefahr aber stets ins Wasser, in dem es sich sehr gewandt zu bewegen versteht. Im Mai werden vom Weibchen an einer geschützten, trockenen Stelle des Ufers etwa zehn weiche, schnell erhärtende Eier in eine mit dem spitzen Schwanz gegrabene Grube gelegt, die alsdann zugescharrt wird. Den der Sonnenwärme zum Ausbrüten anvertrauten Eiern entschlüpfen nach drei Monaten die recht kälteempfindlichen Jungen, die sogleich dem Wasser zueilen und eine selbständige Lebensweise führen. Wie alle einheimischen Kriechtiere hält auch die Sumpfschildkröte im tiefen Schlamm oder Erdboden einen schon frühzeitig im Herbst beginnenden Winterschlaf. Da das interessante Panzerreptil bei uns bereits recht selten geworden ist, wurde es unter Naturschutz gestellt.

Die Bergeidechse

Als zweite Ordnung der Reptilien lernen wir die Schuppenkriechtiere, Squamata, kennen, zu welchen nach der neueren Systematik die Eidechsen, Chamäleons und Schlangen gezählt werden. Sie kennzeichnen sich durch die mit den Kiefern festverwachsenen Zähne, das bewegliche Quadratbein des Schädels, die vorstreckbare Zunge, die quer zum Körper gestellte Afterspalte und das Körper und Glieder gleichmäßig bedeckende Schuppenfell. Wir haben zunächst einige Vertreter der echten Eidechsen, Lacertidae, zu betrachten, die an dem langgestreckten Körper, den vier wohlausgebildeten Beinen, der langen, zweispitzigen, vorstreckbaren Zunge und dem im Querschnitt runden, in eine feine Spitze auslaufenden Schwanz zu erkennen sind. Die Zähne sind an der Innenseite einer den Kieferrand bildenden Knochenleiste befestigt, das Trommelfell ist deutlich sichtbar und der obere Rand der Augenhöhle mit Knochenplatten versehen.

Uns allen sind die Eidechsen in ihrem Äußeren als angenehme, zierliche und in ihren Bewegungen als schnelle, gewandte Tiere bekannt. Wir wissen auch, daß der Rücken und die Körperseiten ein Schuppenkleid tragen, während der Kopf und die Unterseite mit Schilden bekleidet sind. Doch haben wir uns noch mit einigen Eigenheiten zu beschäftigen, die der Allgemeinheit weniger bekannt sein dürften, aber für die Kennzeichnung der Gattung der echten Eidechsen, Lacerta, maßgebend sind. Wir können sie wahrnehmen, wenn eines der nützlichen Tierchen näher in Augenschein genommen wird. Dann bemerken wir, daß die nicht dachförmig angeordneten Rückenschuppen klein, körnig und sechseckig sind und die größeren Schuppen an der Kehle sich zu einem Halsband zusammensetzen.

Bei unserer Bergeidechse, Lacerta vivipara, die auch Wald- oder Moreidechse genannt wird, bestehen seltsame fortpflanzungsbiologische Verhältnisse, denen das Tier seinen wissenschaftlichen Namen verdankt, denn die Bezeichnung „vivipara" ist gleichbedeutend mit lebendgebärend. Nun liegen diesen Verhältnissen allerdings wesentlich andere Ursachen zugrunde

96 *Europäische Sumpfschildkröte*

97 *Berg- oder Waldeidechse*

als bei den Säugetieren, denn die Frucht wird zwar im mütterlichen Körper in feinhäutigen Eiern voll zur Ausbildung gebracht, aber die Eier werden vor dem Ausschlüpfen der Jungen erst abgelegt. Die Paarung der Bergeidechse erfolgt Mitte oder Ende April, und die 4–9 Jungen werden gewöhnlich Ende Juli zur Welt gebracht. Die außerordentlich schlank gebaute Bergeidechse hat mit einer Gesamtlänge von 12–14 cm als der kleinste einheimische Vertreter der Gattung zu gelten. Während bei den anderen Arten Färbung und Zeichnung recht großen Schwankungen unterworfen sind, zeigt die Bergeidechse in diesem Punkte eine ziemliche Beständigkeit. Auf dem Rücken besteht gewöhnlich ein lebhaftes Holz- bis Kastanienbraun, das auf den Seiten dunkler wird und so abgestuft ist, daß eine Rücken- und zwei Seitenzonen entstehen, in denen dunkle und weißliche Flecke vorhanden sind. Während die Unterseite bei den Männchen auf safrangelbem Grunde schwarz gesprenkelt ist, zeigt sie beim Weibchen eine gelblichweiße Färbung ohne Zeichnungen. Die Einzelheiten der Färbung lassen sich gut in unserer bildlichen Darstellung erkennen.

Die in Deutschland überall zahlreich verbreitete Bergeidechse ist in ihrem Aufenthalt nicht sonderlich wählerisch. Immerhin liebt sie feuchte, aber warme Gegenden, ganz gleich, welchen landschaftlichen Charakter sie tragen. Selbst im Gebirge wird das Tier bis zu einer Höhe von 2800 m angetroffen. Sie bevorzugt gestrüppreiches Gelände; hier legt sie ihre Schlupflöcher an, in die sie sich bei Beunruhigung und Gefahr sofort zurückzieht. Als Nahrung dienen ihr vornehmlich Insektenlarven, Würmer und Tausendfüßer. Da sie das Wasser nicht scheut, holt sie ihre Beute manchmal sogar aus Sümpfen und Teichen. Über ihr Wesen sagt Bruno Dürigen treffend: Sie offenbart weder die reizende Keckheit und Neugier und das neckische Gebaren der Zaun-

eidechse noch die Leidenschaftlichkeit und das Ungestüm des Grüneders (Smaragdeidechse) und den leichten Sinn und die freundliche Lebensauffassung der Mauereidechse, aber auch nicht die ruhige Besonnenheit der Blindschleiche, sie lebt vielmehr zurückgezogen und unbekümmert um Freunde und Verwandte still für sich hin, ein Beispiel verkörperter Schüchternheit und Harmlosigkeit.

Die Zauneidechse

Diese den wissenschaftlichen Namen Lacerta agilis tragende Eidechsenart ist nicht nur der bekannteste, sondern auch der häufigste Vertreter der Gattung, denn er fehlt in keinem Gebiet unserer Heimat. Abgesehen von den hier weniger wichtigen morphologischen Merkmalen, die sich vornehmlich in der Anzahl, Größe, Form und Zusammensetzung der Schilde bestimmter Körperteile ausprägen, unterscheidet sich die Zauneidechse von ihren Verwandten durch die graubraune oder grünliche Färbung der Körperoberseite, die häufig in Reihen angeordnete schwarze Flecke trägt. Als wesentliches Färbungsmerkmal ist der braune Scheitel zu nennen. Von der gleichen Farbe sind Rückenmitte und Schwanz. Während das Männchen an den Körperseiten und am Bauche grünliche Färbung zeigt, sind die Seiten beim Weibchen bräunlich, der Bauch aber weißlich gefärbt. Immer aber tragen die Bauchseiten bei beiden Geschlechtern kleine schwarze Flecke und Punkte. Diese Färbungen und Zeichnungen sind indes, wie auch bei unseren andern heimischen Kriechtieren, sehr erheblichen Schwankungen nach Alter, Geschlecht und Aufenthalt unterworfen. Als einmaliges Beispiel in unseren Beschreibungen sei ausgeführt, daß u. a. von unserer Zauneidechse nicht weniger als sieben feststehende Farbspielarten unterschieden werden, die als ungefleckte Varietät oder immaculata, weißgestreifte oder

98 *Zauneidechse*

albolineata, dunkle oder nigricans, schwarzrückige oder melanonota, rotrückige oder erythronota, zweistreifige oder chersonensis und grüne oder colchica bekannt sind. Daneben werden weitere Formen von weniger feststehenden Merkmalen unterschieden. Die im Süden ihres Verbreitungsgebietes besonders groß werdende Zauneidechse hat eine Gesamtlänge von 14–22 cm und kann damit als die zweitgrößte Eidechsenart unserer Heimat gelten.

Im Gegensatz zu der feuchten Untergrund liebenden Bergeidechse bevorzugt die Zauneidechse als Aufenthalt trockene und sonnige, mit niedrigem Wuchs oder Büschen bestandene, reichlich Verstecke bietende Gegenden, doch wird sie in Waldungen und Gehölzen ebenso wie auf Feldern und Wiesen angetroffen, bewohnt auch Berglehnen und Steinbrüche und wird selbst an Straßenrändern und in altem Gemäuer gefunden. Hier betreibt das Tier eifrig Jagd auf allerlei kleines Gewürm und Kerbtiere sowie ihre Larven. Größere Beutestücke wie Heuschrecken werden überwältigt, indem sie auf den harten Boden gedrückt, auf diese Weise zerkleinert und stückweise verschlungen werden. Im Gebirge wird die Zauneidechse bis 800 m, selten auch bis zu einer Höhe von 1200 m angetroffen. Ganz nach den Witterungsverhältnissen beziehen die Tiere Anfang oder Ende Oktober ihre in Erdhöhlen oder unter Baumstümpfen gelegenen Winterquartiere und erscheinen bei günstigem Wetter bereits Mitte oder Ende März wieder am Tageslicht. Bald darauf legt das Männchen das grüne Hochzeitskleid an, und 8–10 Wochen nach der Paarung entschlüpfen den 8–14 unter Moos und Wurzelwerk verborgenen Eiern die etwa 5 cm langen Jungtiere. Obwohl die Zauneidechse vorwiegend am Boden lebt, wählt sie gern einen erhöhten Platz, etwa einen einzelnen Stein oder einen Erdhaufen, zu einem ergiebigen Sonnenbad. Das Tier bewegt sich auf dem flachen Boden erheblich schneller und gewandter als in unebenem Gelände und klettert nicht so gewandt wie die Smaragdeidechse. Bei Gefahr schlängelt es sich überaus schnell und gewandt durch das Gestrüpp einem ihm bekannten Schlupfloch zu, wo es unauffällig verschwindet. Wird der flinke Schuppenzwerg ergriffen, so sperrt er drohend den Rachen auf und beißt auch manchmal so fest zu, daß er an seinem Gegner hängenbleibt. Zaun- und Bergeidechse sind als Feinde verschrien, ob aber die erstere ihre kleinere Verwandte in die feuchten Niederungen zurückgedrängt hat oder ob die Aufenthaltsorte beider Arten bereits ursprünglich als lebensbedingend angenommen wurden, bedarf des Nachweises.

Die Mauereidechse

Wenn wir daran erinnern, daß bereits Bruno Dürigen in seiner im Jahre 1897 erschienenen, grundlegenden Arbeit über die deutschen Kriechtiere nicht weniger als 34 Varietäten der Mauereidechse, Lacerta muralis, unterschieden hat, erhalten wir eine Vorstellung von den Färbungsabweichungen dieser Eidechsenart, die auch in unserer Heimat nach Alter, Geschlecht und Vorkommen außerordentlichen Verschiedenheiten unterworfen ist. Auf eine langatmige Beschreibung der Färbung und Zeichnung unseres Tieres, die bei Dürigen nahezu zwei, für die Farbvarietäten aber zehn Druckseiten einnimmt, können wir daher verzichten, vielmehr wollen wir auf diese Merkmale hin unser nebenstehendes wohlgelungenes Bild einmal näher in Augenschein nehmen, das einen typischen Vertreter der Art zur Darstellung bringt. Auch die Größe der Mauereidechse schwankt außerordentlich, denn neben 14 und 16 cm langen Stücken treten solche mit einer Gesamtlänge von 18–21 cm auf. Davon kommt über die Hälfte auf den Schwanz.

Als Einwanderer aus Südeuropa hat die Mauereidechse in Deutschland nur in den wärmeren Gebieten des Südens und Südwestens Fuß gefaßt. Ihre Verbreitungsgrenze nach Norden und Osten bilden die Flußgebiete des Neckars, der Mosel, der Nahe und der Lahn. Die kälteren und vielfach niederschlagreichen Gebiete Nord- und Ostdeutschlands werden von ihr gemieden. Auch ihr Aufenthalt entspricht durchaus dem Bedürfnis nach Sonne und Wärme. So können wir die gewandten Flitzer bei heiterem Wetter überall in lichtem und freiem, aber unbedingt trockenem Gelände beobachten, besonders wenn es reich an Unterschlüpfen ist. Wir finden die Mauereidechse an Landstraßen, ja selbst in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen, und in südlicheren Gegenden besuchen sie auch die Häuser. Infolge ihrer Kletterfähigkeit, die es ihnen ermöglicht, selbst senkrechte Wände nach Art der Geckos emporzuklimmen, wenn sie nur einigermaßen rauh sind, wählen die Tierchen bei ihrem Wärmebedürfnis häufig Grenzsteine, Pfosten, Mauern und Bäume als Ruheplatz zum ergiebigen Sonnen. Auf ihren Jagdzügen vertilgen die überaus raubgierigen und unter ihresgleichen sehr rauflustigen Tiere alles Kleingetier, das sie zu überwältigen in der Lage sind. In ihren Wesenseigenschaften paaren sich Scheu und Neugierde in seltsamer Weise. Ihre äußere Erscheinung und Behendigkeit haben von jeher die Bewunderung weitester Kreise erregt, und so fanden die kleinen Schuppenechsen vielfach Freunde und Liebhaber. Überrascht man eines der Tiere, so verschwindet es mit einer blitzartigen Geschwindigkeit, so daß es unmöglich ist, den in Zickzacklinien durch das Gestrüpp schießenden Flüchtling mit den Augen zu verfolgen. Eine Nachsuche verläuft meist ergebnislos, da der überlegene Flitzer schon lange in einem sicheren Schlupfwinkel geborgen ist. Während die Mauereidechse in den südlichen Teilen ihrer Verbreitung überhaupt keinen Winterschlaf hält, beginnt dieser bei uns verhältnismäßig spät und währt nur kurze Zeit,

99 *Mauereidechse*

denn man findet die ersten Stücke ihrer Art bereits Anfang März, oft sogar schon Mitte Februar. Trotz ihrer Wärmeliebe hält somit die Mauereidechse von allen ihren Verwandten den kürzesten Winterschlaf. Sofort nach dem Erscheinen der Tiere setzen die Liebesspiele ein, und im Mai oder Juni werden vom Weibchen in Erdspalten, unter Moos und Steinen 3–8 Eier abgelegt, denen im August oder September die in ihrer Beweglichkeit und Raubgier ihren Eltern kaum nachstehenden Jungen entschlüpfen.

Die Smaragdeidechse

Als gleichfalls aus südlicheren Gegenden eingewandertes Reptil, das noch heute eine ausgedehnte Verbreitung in Südeuropa und Westasien besitzt, haben wir die vierte und letzte Eidechsenart unserer Heimat, die Smaragd- oder Grüneidechse, Lacerta viridis, zu betrachten. Neben der sehr bedeutenden Größe ist die Grüneidechse leicht an ihrer Färbung zu erkennen, von der sie ihren Namen trägt. Vollerwachsene Stücke können eine Länge von 30–40 cm erreichen, während in den südlichen Gebieten ihrer Verbreitung sogar 66 cm lange Exemplare bekannt geworden sind. Der Schwanz hat die doppelte Körperlänge. Die Färbung des Männchens ist auf der Oberseite des Körpers ein schönes Grün, das von vielen eingestreuten weißen und gelblichen Punkten geziert wird. Die Unterseite zeigt weiß- bis grüngelbe Färbung, während die Spitzenhälfte des Schwanzes graubraun ist. Das Weibchen der Smaragdeidechse kann dem Männchen sehr ähnlich gefärbt sein, vielfach trägt es aber auf der Oberseite einen dunkleren Mittelstrich und jederseits daran anschließend zwei helle Seitenlängsstreifen, die oftmals noch von hellen Binden eingefaßt sind.

Das Tier wird in Deutschland nur im Rhein- und Donautal, aber stets selten angetroffen, außerdem besitzt es eine inselartige Verbreitung oder ein punktartiges Vorkommen in einzelnen entlegenen Teilen des Reiches, von denen Oderberg und einige andere Gegenden des Kreises Angermünde, die Rüdersdorfer Kalkberge bei Berlin, Barth und Dramburg in Hinterpommern und Zeitz im Elstertal genannt seien. Wie ihre Verwandten ist auch die Smaragdeidechse ein durchaus wärmeliebendes Tier, und demgemäß bevorzugt sie freie Gebiete in sonniger Lage und geht auch in den Alpen bis zu Höhenlagen von 1300 m empor. Obwohl sie mit Kalk und Buntsandstein bedeckte felsige Gegenden vorzieht, liebt sie leichten Pflanzenwuchs, da sie gern auf Ästen, Stämmen, Büschen und Grasbüscheln ruht. Daneben hält sie sich auch gern in der Nähe von Gewässern auf, meidet aber die Nähe menschlicher Ansiedlungen im Gegensatz zu den meisten ihrer Verwandten, da sie scheuer und argwöhnischer ist als alle andern bei uns vorkommenden Eidechsenarten. Die Flucht führt das Tier oftmals auf Büsche und Bäume, und selbst das Wasser scheut es nicht. Beim Klettern und Schwimmen werden die Bewegungen durch den Schwanz wirksam unterstützt. Die Flucht auf dem Lande erfolgt weniger durch Laufen und Schlängeln als durch Sprünge, die nicht selten zu weiten Sätzen werden können. Als durchaus furchtloses, wehrhaftes Tier stellt sich die bedrängte Grünechse den Angreifern mit weit geöffnetem Rachen entgegen und läßt es auf jeden Kampf ankommen. Während sie in südlichen Gegenden ihres Verbreitungsgebietes das ganze Jahr über wach bleibt, beginnen die bei uns beheimateten Smaragdeidechsen ihren Winterschlaf sehr frühzeitig, manchmal im September, und erscheinen erst wieder im April. Sofort nach dem Erwachen gehen die Tiere auf Beute aus, die vorwiegend aus allerlei Kerbtieren, nämlich Käfern, Grillen und Heuschrecken, neben Würmern und Schnecken besteht. Es wurde beobachtet, daß die Grüneidechse auch kleinere Ratten, Mäuse und Vögel nicht verschmäht. Zu der in den Mai oder Juni fallenden Paarungszeit schmücken sich die Männchen mit einem farbenprächtigen Hochzeitskleide, denn das Grün wird alsdann viel leuchtender, außerdem ziert die Kehle ein großer grellblauer Fleck. Die 5–12 Eier haben längliche Form und werden im Juli oder August an einem versteckten Orte gefunden, während die von den Alten verschieden gefärbten, 8–9 cm messenden Jungen im August oder September die Eihüllen sprengen und sofort als geländ- und raubgewandte Geschöpfe eine ihren Eltern gleichende Lebensweise führen.

100 Smaragdeidechse

Auf eine interessante Eigenschaft der Eidechsen sei noch hingewiesen, nämlich die Regenerationsfähigkeit ihres Schwanzes. Hierzu bedarf es des Hinweises, daß ein nahtartiger Einschnitt am Schwanz ein leichtes, schmerzloses Abbrechen ermöglicht. Wenn eine Eidechse ungeschickt gegriffen oder von einem Feinde am Schwanze gepackt wird, bricht die hintere Hälfte ohne Blutung an der nahtartigen Stelle ab, und da das abgetrennte Glied häufig krampfhaft zuckt, richtet sich das Augenmerk des Angreifers vielfach auf diesen Gegenstand, währenddessen die verstümmelte Echse entkommt. Da diese laufgewandten Tiere den langen Schwanz aber zur Fortbewegung benötigen, wird das abgebrochene Ende sehr bald erneuert, und wenn dieses Ersatzgebilde auch nicht die volle Länge und Feinheit des Erstlingsschwanzes besitzt, so dient es seinem Zweck doch in jeder Weise. Wenn der Schwanz nur eingebrochen war oder noch in einem Bruchstück stehengeblieben ist, kann es zur Bildung eines zweiten und selbst eines dritten Schwanzendes kommen.

Die Blindschleiche

Obwohl unsere Blindschleiche nicht unmittelbar zu den Eidechsen gehört, kann sie schlechthin als Eidechse ohne Gliedmaßen be-

101 *Blindschleiche*

zeichnet werden, wenn sie auch mehrere andere anatomische Eigenheiten zeigt. Ihrer systematischen Stellung nach wird sie heute zu den sogenannten Schleichen, Anguidae, gezählt, die im System zwischen den mit wohlausgebildeten Gliedmaßen versehenen Gürtel- und Krustenechsen stehen. Als wesentliche Gattungsmerkmale der Blindschleiche, Anguis fragilis, treten der schlangenartige Körper und die äußerlich nicht erkennbaren, bis auf kleine unter der Haut versteckte Reste verkümmerten Gliedmaßen in Erscheinung. Die Lider der längsgespaltenen Augen sind deutlich beschuppt. Das Nasenloch ist in einen Schild eingebettet. Während die Gaumenzähne fehlen, sind die Kieferzähne spitzig, lang und nach hinten gerichtet. Die in ihrem vorderen Teile schuppige Zunge trägt hinten ein fadenförmiges Wärzchen. Die sehr kleine Ohröffnung liegt unter Schuppen versteckt. Der Kopf ist kaum erkennbar vom Rumpfe abgesetzt, und der Schwanz weist eine erhebliche Länge auf. Körper und Schwanz tragen ober- und unterseits große, glatte, glänzende Schuppen.

Die Färbung ist erheblichen Schwankungen unterworfen, doch herrscht im wesentlichen die braune Farbe vor, die auf der Unterseite dunkler wird und oft ins Schwärzliche übergeht. Dunkle, längs des Körpers verlaufende Binden treten häufig auf. Junge Stücke tragen auf der sehr hellbräunlichen, isabellfarbenen oder silbergrauen Oberseite einen schwarzen Längsstrich, während die Körperseiten und der Bauch schwarz gefärbt sind. Die Verschiedenheiten in der Färbung der erwachsenen Stücke führten zur Aufstellung einer Unmenge Varietäten. Die Blindschleiche erreicht gewöhnlich eine Länge von 30–40 cm, nur selten werden 45 oder 50 cm lange Stücke angetroffen.

Im Gegensatz zu den Eidechsen meidet die Blindschleiche die Sonnenbestrahlung, vielmehr hält sie sich vorwiegend unter schattenspendendem Gebüsch auf, wo ihr Wurzelwerk, Grasbüschel, Fallaub, Erdlöcher, Steine und Ameisenhaufen Gelegenheit zum Unterschlupf bieten. Daneben sind ihr auch feuchte Wohnplätze und Verstecke willkommen. Dabei ist die durch ganz Deutschland ziemlich gleichmäßig und häufig verbreitete Blindschleiche in bezug auf das sie umgebende Gelände wenig wählerisch, denn sie wird in der Ebene in gleicher Weise wie in der Hügellandschaft und im Mittelgebirge angetroffen. Hier bewohnt sie zusammenhängende Wälder und Forste ebenso wie Feldgehölze und Parks, sie kommt auf grasreichen Wiesen und fruchtbaren Triften vor und wird auch auf gestrüppreichen Halden und Berglehnen sowie in feuchten Tälern gefunden. Obwohl sie die unmittelbare menschliche Nähe meidet, kommt sie doch in verstreut liegenden Gärten und auch auf stillen Friedhöfen vor. Würmer, Nacktschnecken und glatte Raupen bilden die Hauptnahrung der Blindschleichen, und da sie wie auch alle bei uns beheimateten Eidechsenarten zu den nützlichsten Tieren unserer Heimat gehören, genießen sie den vollen Schutz des Gesetzes. Das in selbstgegrabenen röhrenförmigen Erdlöchern gelegene Winterquartier wird im Oktober, manchmal sogar erst Anfang November bezogen, und zwar stets in kleineren Gesellschaften, wobei die jüngeren Stücke der Mündung der Höhle, die von innen mit Gras und Erde verstopft wird, zunächst liegen. Die Tiere nehmen im Winterschlaf gewöhnlich eine zusammengerollte Stellung ein oder liegen in verschlungenem Zustand in ihrem Quartier. 11–12 Wochen nach der im Mai erfolgenden Paarung werden die 5–12 sich im Körper der Mutter entwickelnden Jungen durch gleichzeitiges Platzen der Eihüllen geboren. Denken wir beim Wandern durch die Natur daran, daß die Blindschleiche keine Schlange, sondern ein unter Naturschutz stehendes, überaus nützliches Geschöpf ist! –

Als zweiter bei uns beheimateter Vertreter der Schleichen ist der in der Steiermark vorkommende Scheltopusik, Ophisaurus apus, zu erwähnen. Die auf dem Troppberg in Niederdonau und im Panowitzer Wald bei Görz gefundenen Stücke dürften sicher auf dem Wege der Verpflanzung in jene Gebiete gelangt sein. Dieses in Südosteuropa, Kleinasien und Nordafrika verbreitete Geschöpf hat äußerlich Ähnlichkeit mit einer Blindschleiche, ist aber mit einer Gesamtlänge von 1 m wesentlich größer. Bei ihm fehlen die Vorderfüße, während die Hinterbeine so zurückgebildet sind, daß sie mit dem unbewaffneten Auge nicht zu erkennen sind. Der oberseits dunkel kupferrote, kastanienbraune oder graugelbe, unterseits rotbraune oder graugelbbraune Scheltopusik zeigt in der Lebensweise manche Ähnlichkeit mit der Blindschleiche und hat sich in unseren Terrarien als futterfester, haltbarer Pflegling erwiesen.

Die Ringelnatter

Als weitere Schuppenkriechtiere haben wir einige Vertreter der Unterordnung Schlangen, Ophidia, zu betrachten. Obwohl uns die äußeren Körpermerkmale dieser wurmgestaltigen Kriechtiere gut bekannt sind, wollen wir uns die wesentlichsten noch einmal kurz vor Augen führen. An dem gestreckten, dünnen, gleichmäßig walzenförmigen, nach beiden Seiten verjüngten Körper fällt das völlige Fehlen von Gliedmaßen auf, nur bei einigen fremdländischen Arten sind unweit des Afters die zurückgebildeten hinteren Gliedmaßen durch winzige Anhänge angedeutet. Bei allen Schlangenarten ist der Hals durch eine Verschmälerung vom Körper deutlich abgesetzt, ebenso ist ein mehr oder weniger langer Schwanz vorhanden. An dem verhältnismäßig kleinen Kopf fällt die starke Beweglichkeit der Gesichtsknochen auf, die nicht fest verwachsen sind, sondern durch dehnbare Sehnen und Bänder den Schlangen die Möglichkeit geben, beim Verschlingen großer Beutestücke den Kopf und den Rachen in entsprechender Weise auszudehnen. Die Einrichtung ist für die Schlangen um so notwendiger, als sie nicht in der Lage sind, von ihrer Beute

Bissen abzutrennen, vielmehr müssen ihre Opfer in unzerstückeltem Zustande heruntergeschlungen werden. Als weiteres anatomisches Merkmal ist das Fehlen der Augenlider, der Ohrmuscheln, des Schultergürtels und des Brustbeins zu nennen. Die Kiefer sind stets bezahnt, indes sind die Zähne nicht, wie bei den Säugern, in tiefe Knochengruben (Alveolen) eingekeilt, sondern den Kieferknochen aufgewachsen. An der Wirbelsäule fallen die ungemein zahlreichen Wirbel auf, die mit Ausnahme des Atlas innerhalb des Rumpfabschnittes sämtlich Rippen tragen, die durch kugelige Gelenke verbunden sind und, da das Brustbein fehlt, ohne Ausnahme frei in der Rumpfwand enden. Mit dem freien Ende der beweglichen Rippen stützt sich die Schlange gegen den Boden und vermag sich mit Hilfe der sich gegen die Unterlage stemmenden Bauchschuppen vorwärts zu bewegen, wobei sie durch „schlängelnde" Bewegungen der Wirbelsäule unterstützt wird. Die Haut der Schlangen besteht aus der Ober- und Lederhaut und bildet durch die Verhornung der Epidermis am Kopfe nebeneinanderstehende Schilde und am Körper dachziegelförmig übereinanderliegende Schuppen. Der gesamte Körper ist dazu von einer sogenannten Überhaut bekleidet, die besonders fest und hart ist und nicht mit dem übrigen Körper zu wachsen vermag. Aus diesem Grunde wird sie in regelmäßigen Abständen gewechselt, nämlich abgeworfen und erneuert. Man spricht in einem solchen Falle von einer Häutung, während die abgeworfene Haut als „Natterhemd" bezeichnet wird.

Als ersten Vertreter betrachten wir die zu den Nattern, Colubridae, gehörige, bekannte Ringelnatter, Tropidonotus natrix. Die Nattern sind durch den langgestreckten Körper, der von dem länglichen Kopf durch den Hals nur wenig abgesetzt ist, und den allmählich auslaufenden, langen Schwanz gekennzeichnet. Außerdem ist der Kopf regelmäßig beschildet, die Pupille rundlich geformt; die Nasenlöcher stehen seitlich, eine Furche durchläuft das Kinn, die unteren Schwanzschilde stehen in zwei Reihen nebeneinander, die Zähne sind zahlreich an den Kiefer- und Gaumenknochen vorhanden. An dem sehr beweglichen Körper sind die in 19–21 Längsreihen stehenden Schuppen stets gekielt. In der schmucken, anmutigen Ringelnatter lernen wir nicht nur unsere bekannteste und häufigste, sondern auch harmloseste Schlange kennen. Durch diese Eigenschaften hat sie Aufnahme im Sagenkreis unseres Volkes gefunden und spielt auch im deutschen Märchen eine Rolle, wozu nicht zuletzt ihr Vorkommen in altem Gemäuer, in geheimnisvollen Ruinen und verschwiegenen Schlössern beigetragen haben mag. Die jederseits des Hinterkopfes stehenden strohfarbenen, leuchtendgelben oder orangefarbenen Flecke haben zweifellos die Veranlassung zu der Bezeichnung „Krönchen des Natternkönigs" gegeben. Diese auffallenden Abzeichen der Ringelnatter bilden zugleich das beste Erkennungszeichen ihrer Art und das sicherste Unterscheidungsmerkmal von der noch immer nicht genügend bekannten Kreuzotter. Die Ringelnatter trägt oberseits aschgraue bis schieferblaue Grundfärbung, die allerdings mehr oder weniger ins Olivgrüne, Graubraune oder Ölbraune abändern kann und mit zwei bis sechs Längsreihen kleiner schwarzer Flecke bedeckt ist. Der Kopf ist im allgemeinen dunkler gefärbt als die Oberseite des Körpers. Kopf und Hals sind unterseits gewöhnlich weißlichgelb gefärbt, während der Bauch und die Unterseite des Schwanzes entweder auf schwarzem Grunde mit großen weißgelblichen Flecken oder auf weißlichgelbem Grunde mit großen schwarzen Flecken besetzt sind. Die Färbung der Oberseite ist gebietsweisen Schwankungen unterworfen, so daß auch von der Ringelnatter eine größere Anzahl Farbvarietäten aufgestellt worden ist. Als Gesamtkörperlänge sind 70–100 cm anzugeben;

102 *Ringelnatter mit Eiern*

Längen bis zu 120 cm sind selten, und Stücke mit einem Ausmaß von 140–150 cm gelten als Ausnahmen. Stets aber ist das Männchen ein gut Teil kleiner als das Weibchen.

Die Ringelnatter liebt feuchtes Gelände und meidet trockene, sandige Gegenden. Am liebsten wählt sie ihren Standort in der Nähe eines Gewässers, sei es ein Fluß, Altwasser, Teich, Weiher, Sumpf oder Graben, denn sie ist überaus wasserliebend, während sie auf der andern Seite gern die wärmenden Strahlen der Sonne aufsucht. Obwohl das Tier die Ebene dem Gebirge vorzieht, wurde es in Höhenlagen bis zu 2300 m angetroffen. Wenn die angegebenen Bedingungen vorhanden sind, scheut sich die Ringelnatter nicht, mitten in die Ortschaften einzudringen, und sie wird daher nicht selten in Parks, Gärten, Mühlspeichern und Ställen angetroffen, erscheint selbst in Höfen und frei stehenden Häusern. Von Wassergräben und Wällen umgebene Burgruinen bieten ihr die besten Lebensbedingungen, da sie sich hier im Wasser tummeln kann, ein reiches Jagdgebiet vorfindet und ihr die von Gebüsch überwucherten Wälle Unterschlüpfe in reichem Maße bieten. Wenn die ihre Hauptnahrung bildenden Frösche im Sommer sich in feuchte Waldungen und Laubhölzer zurückgezogen haben, nimmt sie an diesen Örtlichkeiten gern Standquartier. Mit dem Anbruch des Tages beginnt die Ringelnatter ihre Tätigkeit. Sie verläßt ihren Schlupfwinkel und tritt den Beutezug an, auf dem sie fast ausschließlich Frösche erjagt, die lebend verschlungen werden, indem sie versucht, das Opfer am Kopf zu packen und nach und nach herunterzuwürgen. Nur selten werden kleinere Fische, Molche oder Kerbtierlarven erbeutet. Mäuse, Eidechsen, Kerbtiere und Schnecken gehören nicht zur Nahrung der Ringelnatter. Ihre Beute wird vielfach im Wasser gewonnen, in dem sich der gleißende Schuppenwurm meisterhaft zu bewegen versteht. Eine schwimmende Ringelnatter zu beobachten, gehört zu den anregendsten Erlebnissen für jeden Naturfreund. Mit eleganten Seitwärtsbewegungen ihres schlanken Körpers schlängelt sich das Tier mit hocherhobenem Kopf an der Wasseroberfläche dahin, hier und da einem Hindernis geschickt ausweichend, bis es zum Fang eines Beutestückes auf den Grund taucht und dem Blick entschwindet. Nach der ersten Jagdfahrt am Tage legt die Ringelnatter ihren Körper gern in Ringform zusammen und nimmt ein ergiebiges Sonnenbad.

Etwa zehn Wochen nach der im Mai oder Juni erfolgenden Paarung werden je nach der Größe und Stärke des Weibchens 8–30 Eier an feuchtwarmen Örtlichkeiten, nämlich unter Fallaub und Moos, an Uferwänden und Mulm, indes auch in Kompost- und Düngerhaufen, abgelegt. Da der Eiablageplatz oft von mehreren Weibchen aufgesucht wird, finden sich an einem Orte manchmal ungeheure Ansammlungen von Eiern, so wurden nach Dürigen in einem Steinbruch an 600 Eier, in einem Fichtenstumpf an 1500 Eier und unter einer Kanalbrücke etwa 3000 Eier dieser Schlangenart vorgefunden. Sechs bis acht Wochen nach dem Legen entschlüpfen den durch ihre klebrige Beschaffenheit meist traubenförmig zusammenhängenden Eiern die Jungen, die zwar noch eine Zeitlang in der Nähe ihres Geburtsortes umherwandern, aber bald zum Winterschlaf rüsten, der von den erwachsenen Tieren je nach der Witterung und Temperatur im Oktober oder November, oft in kleineren Verbänden, angetreten wird. Die in warmen und sicheren Verstecken erfolgende Winterruhe währt nur kurze Zeit, denn schon im März können die ersten Ringelnattern wieder in der heimischen Landschaft beobachtet werden. Eine große Anzahl dieser ungemein nützlichen und harmlosen Geschöpfe wurde früher aus Unverstand und Mordgier vielfach in grausam-tierquälerischer Art ums Leben gebracht. Heute ist der Ringelnatter durch die Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 der ihr gebührende Schutz zuteil geworden.

Die Würfelnatter

Als eine nahe Verwandte der Ringelnatter lernen wir die in Deutschland nicht häufig und auch nur in einzelnen beschränkten Gebieten vorkommende Würfelnatter, Tropidonotus tesselatus, kennen. Ihr am Halse deutlich abgesetzter Kopf hat eine länglich-dreieckige Form, während er bei den andern bei uns auftretenden Natternarten eine mehr eiförmige Gestalt zeigt. Der seitlich etwas zusammengedrückte Körper ist schlanker als der unsrer bekannten Ringelnatter. Auf der Oberseite herrscht öl- oder gelbgrüne bis graubraune Farbe vor, doch kann sie bis zu einem schönen Kastanienbraun wechseln. Vier Reihen großer, viereckiger, schachbrettartig angeordneter Flecke von schwärzlicher Farbe ziehen sich über den Körper, ein wichtiges Erkennungszeichen, dem das Tier seinen Namen verdankt. Die Unterseite ist gelblichweiß, weißgrau oder orangegelb gefärbt und trägt gleichfalls graue bis schwarze, unregelmäßig begrenzte viereckige Flecke in schachbrettartiger Anordnung. Auch von der Würfelnatter wurde eine größere Anzahl Farbabänderungen bekannt, von welchen die Varietät concolor sich durch völliges Verschwinden der Würfelzeichnung auszeichnet. Als Gesamtlänge sind 70–85 cm anzugeben; der Schwanz erreicht etwa ein Fünftel der Körperlänge. Diese vorzugsweise im östlichen und mittleren Mittelmeergebiete beheimatete Natternart ist in Deutschland auf die südwestliche Rheinprovinz und den Gau Nassau, die Ostmark und einige Gebiete des Sudetengaues beschränkt. Am Mittelrhein wurde sie im Gebiete von Bingen und Rüdesheim bis Koblenz, am Unterlauf der Lahn von Nassau bis Lahnstein, an der Nahe bei Kreuznach und Münster am Stein und an einigen Orten an der Mosel beobachtet. Bei Ems und Kreuznach tritt sie verhältnismäßig häufig auf. Eine wichtige Vorbedingung für das Vorkommen der Würfelnatter ist das Wasser, da sie sich vorwiegend

103 *Würfelnatter*

von kleineren Fischen ernährt, die sie durch Schwimmen und Tauchen erbeutet. Im Gebirge wird sie nicht in größeren Höhen angetroffen, und auch in Tirol geht sie nicht über 1000 m hinauf. Nach Wilhelm Haacke scheint sie sich gern in den von Flüssen gebildeten Tümpeln ihres Wohngebietes aufzuhalten, so bei Kreuznach am Kurgarten und im Rheintal am Fuße der Lorelei. An ihren Standorten lagert sie namentlich bei sonnigem Wetter auf Steinen unter der Wasserfläche oder auch auf vorragenden Felsplatten, zuweilen auch zwischen oder auf Gesträuch, am Wasserrand oder am feuchten Ufer unter Steinen. An den warmen Quellen in der Nähe bei Kreuznach, besonders an der Elisabethenquelle, ist sie bei heißem Sommerwetter von 10 Uhr vormittags bis 3 oder 4 Uhr nachmittags sicher zu finden, und zwar entweder – meist halb aufgerollt – unter Wasser liegend oder in den Fugen der steinernen Uferbefestigung. Je nach der Witterung verschwindet sie im Herbste früher oder später, um im Mai, auch wohl schon im April, wieder zu erscheinen. Am Ufer und in seichtem Wasser liegende Tiere gleiten von ihrem Ruheplatz hinab, um sich in schönen Schraubenlinien in die Tiefe zu begeben, wo die Würfelnatter, eine Meisterin im Schwimmen, sich stundenlang aufzuhalten vermag und, nach gefangenen Stücken zu urteilen, wenigstens im Sommer auch die Nächte zubringt. Ihre zierlichen und rasch fördernden Bewegungen im Wasser sind bedeutend schneller und lebhafter als auf dem Lande. Dagegen ist sie eine geschickte Kletterin, die, um sich zu sonnen, gern auf Strauchwerk steigt, auch äußerst gewandt durch enge Spalten und Löcher zu schlüpfen weiß. Ihre größtenteils aus Fischen bestehende Beute erjagt oder überlistet die Würfelnatter; entweder sucht sie nach Fischen umher, oder sie liegt über oder unter dem Wasser auf dem Anstand, um vorüberschwimmende Fische durch blitzschnelles Vorschnellen des Kopfes zu erhaschen. Mit dem in der Bauchmitte oder am Kopfe gepackten Fisch schwimmt sie, die Beute stets über den Wasserspiegel haltend, ans Ufer, legt den Vorderteil ihres Körpers aufs Land und wirft den Fisch so lange hin und her, bis er, den Kopf voran, leicht verschlungen werden kann. Beim geringsten Geräusch jedoch schwimmt sie, den Raub im Stiche lassend, davon. Kleinere Fische werden vielfach auch im Wasser verzehrt. Wird eine Würfelnatter ergriffen, so gibt sie, wie die Ringelnatter, ihren Kot und Urin von sich, außerdem zischt sie geräuschvoll und beißt oft wütend nach den sich ihr darbietenden Gegenständen. Da sie ein größeres Wärmebedürfnis als die Ringelnatter zeigt, sucht sie ihre Winterherberge früher auf als diese und erscheint auch im Frühjahr später. Die Paarung erfolgt gewöhnlich im Mai. Ende Juli oder im August legt die Würfelnatter an feuchten Orten 5–13 weiße, länglichrunde, bohnenförmige Eier, die in Kompost, Dünger, Fallaub und an Uferrändern abgesetzt werden. Die nach einigen Wochen ausschlüpfenden Jungen werden in Knäueln unter Gestein oder im Gestrüpp der Uferböschung gefunden; ihre Nahrung besteht aus winzigen Fischen und Lurchlarven.

104 *Glattnatter*

Die Schlingnatter

Im ganzen Deutschen Reiche hat diese Schlangenart Heimatrecht erworben, wenn sie auch nicht in allen Gegenden in gleicher Weise zahlreich auftritt; so wird sie in der Norddeutschen Tiefebene nur selten angetroffen, während sie in der Ostmark häufig ist, worauf schon ihr wissenschaftlicher Artname Coronella austriaca hinweist. In der Färbung ist diese auch Glattnatter genannte Schlangenart sehr erheblichen Schwankungen unterworfen, so daß mehrere Varietäten unterschieden werden. Gewöhnlich trägt sie oberseits rötlichgraue, manchmal ins Bläuliche oder Grünliche spielende Färbung, die mit einer doppelten Längsreihe dunkler Flecke geziert ist. Die Unterseite ist einfarbig gelbgrau oder rötlichgrau, indes kann sie auch schwärzliche Flecke tragen. Ihren Gattungsnamen Coronella oder Krönchen trägt die Schlingnatter von dem auf dem Nacken befindlichen hufeisen- oder herzförmigen Fleck von nußbrauner oder schwarzer Farbe. Außerdem ist zwischen den Augen und der Mundspalte meist ein dunklerer Streifen vorhanden. Für das Männchen kann eine Länge von 60 cm und für das Weibchen eine solche von 70 cm angegeben werden.

Unsere Glattnatter ist, wie Dürigen sagt, die Schlange der deutschen Mittelgebirge und Hügellandschaften, deren lichte, trockene, mit Laubgebüsch bestandene, mit Steingeröll und Erdlöchern versehene Anhöhen, Gehänge und sonnige Halden sie ebenso liebt wie die oberen Säume der Flußtäler, freundliche Ufergelände und Bergabdachungen, warme, helle Waldschläge und freie, mit Gestrüpp und Gekräut bekleidete Sandhügel, buschreiche Lehnen und selbst Gärten an Stadtmauern und ähnliche Örtlichkeiten. Bieten sich ihr derartige oder wenigstens entsprechende Wohnplätze im Flachlande, so steigt sie auch in die Ebene herab und verbreitet sich hier. Auf der Schwäbischen Alb wurde sie bis 750 m, in Baden bis 1000 m und in den Tiroler Alpen bis 1300, nach neueren Meldungen sogar bis 2000 m hoch angetroffen. Da sie feuchte Niederungen meidet, wird ihr manchmal häufiger gemeldetes Vorkommen in Nordwestdeutschland auf Verwechslungen mit der ihr entfernt ähnlichen Kreuzotter beruhen.

Die Schlingnatter führt eine verborgenere Lebensweise als die Ringelnatter, erscheint später am Tage, ist aber manchmal noch in den ersten Nachtstunden rege; sie hält sich gern unter Gestrüpp und Gebüsch verborgen, hat kein ausgesprochenes Wärmebedürfnis und sonnt sich daher auch nicht auf freien Geländestellen oder auf erhöhten Gegenständen wie ihre wärmeliebenden Verwandten. Ihre Bewegungen sind verhältnismäßig langsam und schwerfällig, und diese Eigenheit trägt sie offenkundig auf der

Flucht zur Schau, denn sie erfolgt in langsam schleichendem Tempo nach Art der Kreuzotter. Vielfach zieht die mutige und kampflustige Schlange der Flucht sogar einen Angriff vor, oder sie nimmt Kampfstellung ein, indem sie sich spiralig aufrollt, den Hals S-förmig zusammengelegt, sich aufbläht, merklich zischt und wütend um sich beißt. In dieser Eigenart unterscheidet sich das Tier auffallend von der Kreuzotter, die meist ihr Heil in der Flucht sucht und nur in bedrängtem Zustand angreift oder sich verteidigt.

Die Schlingnatter ernährt sich vorwiegend von Wechselblütern, und unter diesen werden in erster Linie Eidechsen und Blindschleichen erbeutet, nur selten fällt ihr einmal eine Maus oder ein Jungvogel zum Opfer. Die Tötung erfolgt nach Art der Riesenschlangen, indem das Beutestück durch blitzschnellen Biß am Kopfe gepackt wird, worauf sich im Augenblick einige Schlingen des geschmeidigen Schlangenleibes um das Opfer winden und es erdrosseln, was bei den zählebigen Kaltblütern aber längere Zeit erfordert als bei Säugern und Vögeln. Dieser Tötungsart verdankt die Schlingnatter ihren Namen. Wenn das Reptil kein Leben mehr in seinem Opfer spürt, lockert sich die eiserne Umklammerung, und es beginnt der Schlingakt, bei dem der Kadaver vom Kopfe her hinabgewürgt wird. Zwischen größeren Eidechsen und der Schlingnatter entspinnen sich oft harte Kämpfe, die zwar meist mit dem Tode der Echse enden; nicht selten aber beißt sich das Opfer in einem Kiefer der Schlange fest, so daß sie genötigt ist, ihre Beute fahren zu lassen, die dann in vielen Fällen entkommt. Die gegenüber der Ringelnatter einen längeren Winterschlaf haltende Schlingnatter paart sich Ende April oder Mai, und Ende August oder September werden 13–15 dünnhäutige Eier gelegt. Ihnen entschlüpfen sofort beim Legen die im Mutterleibe vollentwickelten Jungen, die bei warmem Wetter noch einige Wochen der Nahrungssuche nachgehen, bei regnerischer, naßkalter Witterung aber sofort das Winterquartier beziehen.

Die Äskulapnatter

Eine in der Ostmark sehr häufig, im Altreich dagegen nur an einzelnen Punkten auftretende Schlangenart, die Äskulapnatter, Coluber longissimus, soll von den Römern aus Italien nach den Heilquellen von Schlangenbad im Taunus gebracht worden sein, wo sie noch heute angetroffen wird. Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden 40 Exemplare von Schlangenbad nach dem Rittergut Richthof des Grafen Görtz bei Schlitz in Oberhessen verpflanzt, die sich von dort aus weiterverbreiteten und sogar die Fulda durchschwammen. Außerdem soll das Tier auch bei Passau in Bayern und an einzelnen Stellen in Baden gefunden worden sein. Häufiger wird sie in Tirol, in Kärnten, im Salzburgischen und im Inntal angetroffen. Auch bei Karlsbad soll sie erlegt worden sein. Die Äskulapnatter hat als größte deutsche Schlangenart zu gelten, denn sie mißt gewöhnlich 120–140 cm, doch wurden schon 150 cm lange Stücke gefunden. Die Oberseite zeigt olivgrüne bis olivbraune, manchmal schwärzlich untermischte Färbung und trägt keinerlei Zeichnung, während die Unterseite einfarbig weißlich- bis schwefelgelb gefärbt ist. Am Kopf und Hals lichtet sich die Färbung vielfach zu einem hellen Strohgelb auf; die Mundwinkel sind mit einem gelblichen Fleck versehen. Von den Farbabänderungen verdienen die gelbliche, die gestreifte, die graue, die schwarze und die fleckbäuchige Varietät Erwähnung. Auch Weißlinge wurden beobachtet.

Lichte Wälder liebt die Äskulapnatter in gleicher Weise wie freie Gegenden von felsigem und steinigem Charakter, wo sie sich gern an altem Gemäuer, auf Felsen und Steinhaufen aufhält und selbst Bäume und Büsche ersteigt, um auf den Ästen und Zweigen zu ruhen, denn sie ist eine unserer lebhaftesten und gewandtesten Schlangen und liebt wie keine die wärmenden Strahlen der Sonne. So wurde sie selbst im heißesten Sonnenbrand gefunden, wenn sich andere Kaltblüter bereits an schattenspendende Örtlichkeiten zurückgezogen hatten. Im Gebirge wurde die Äskulapnatter bis zu einer Höhe von 1600 m beobachtet. Im Klettern ist sie Meister, und mit Bewunderung erzählen die Beobachter, mit welcher Schnelligkeit und Geschicklichkeit sich das Tier an dünnen Bäumen durch schraubenförmige Umschlingungen emporwindet, wobei der Schwanz wirksame Unterstützung leistet. Stärkere Stämme werden durch festes Einstemmen der Bauchschuppen in die Erhabenheiten der Rinde mit großer Gewandtheit erklommen. Obwohl sich die Äskulapnatter im Wasser geschickt zu bewegen versteht, liegen keinerlei Beobachtungen vor, wonach das Tier sich freiwillig dem nassen Element anvertraut hat. Die Terrarienhaltung ergab gegenteilige Wahrnehmungen. Eine weitere Eigenheit der Äskulapnatter lernen wir in ihrer Ernährung kennen, denn sie nimmt in der Freiheit vorwiegend Mäuse, daneben allerdings auch Eidechsen und gelegentlich Jungvögel, dagegen werden Amphibien und Fische verschmäht. Ihre Angriffs- und Tötungsart ist blitzschneller Überfall und sofortiges Erdrosseln des Opfers, wie wir es bei der Schlingnatter kennengelernt haben. Kleinere Beutestücke erstickt sie zwischen den Kiefern. Angegriffen oder bedrängt, setzt sich das Tier mutig zur Wehr, und wenn es aufgenommen wird, macht es von seinen nadelspitzen, feinen Zähnen ergiebig Gebrauch. Die Äskulapnatter bedarf einer sehr langen Winterruhe, denn sie schließt bereits im September, allenfalls Oktober ein, während sie erst im Mai wieder erscheint, um sofort zur Paarung zu schreiten. Aus den im Sommer unter Moos, Mulm und Fallaub zu findenden 4–8 walzenförmigen Eiern schlüpfen nach einigen Wochen die spannenlangen Jungtiere.

105 *Äskulapnatter*

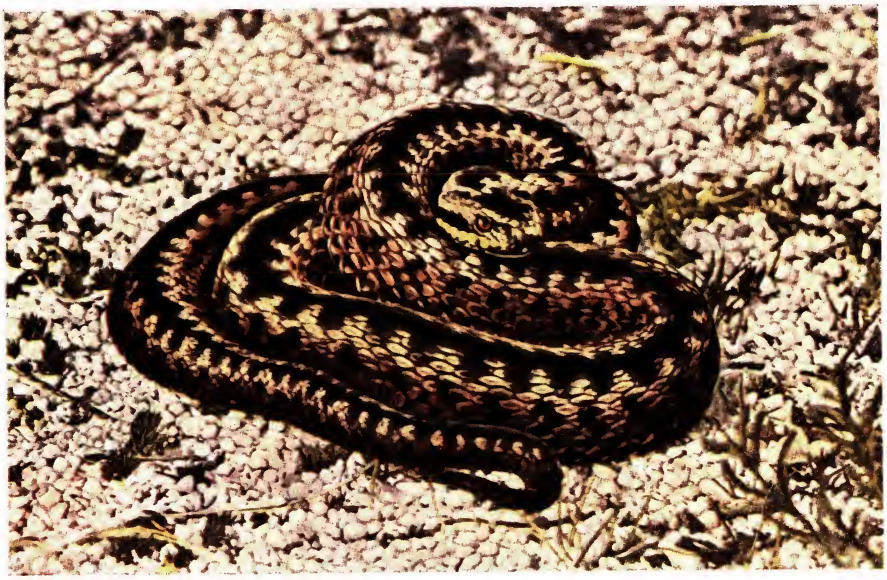
106 *Zornnatter*

Die Zornnatter

Nicht unerwähnt bleiben darf eine vorwiegend in den westlichen Mittelmeerländern und Ungarn beheimatete Schlangenart, die in bedingtem Sinne zur deutschen Tierwelt gehört, da sie im Wiener Wald und in Kärnten vorkommen soll, die Zorn- oder Pfeilnatter, Zamenis gemonensis. In ihrer östlichen Spielart, der Karbonarschlange, erreicht sie die stattliche Länge von 2 m, während die westliche, unter dem Namen Gelbgrüne Natter bekannte Form nur eine Länge von 1,50 m aufweist. Die eigentliche Zornnatter wird dagegen kaum länger als 1 m und ist gewöhnlich von olivbrauner bis hellbrauner Färbung, die im vorderen Teil der Oberseite mit bräunlichen oder schwärzlichen Flecken undeutlich gezeichnet ist, die in drei ungleichen Reihen stehen und kleinere weiße Flecke tragen. Die Unterseite zeigt gelbliche Färbung und ist jederseits von einer Reihe dunkler Flecke eingefaßt. Diese Zeichnung verliert sich in der hinteren Körperhälfte. Der Oberkopf trägt braune Färbung, während die Gegend vor und hinter dem Auge sowie das Kinn gelblich gefärbt sind. Als Aufenthalt wählt die Zornnatter gebüschreiche, sonnige Gegenden der Ebene und des Hügellandes, wird auch an Straßenzügen angetroffen und in altem Gemäuer und in Steinhaufen gefunden. Als gewandter Kletterer erklimmt das Tier zum Sonnen gern Büsche und Bäume. Seine vorwiegend aus Mäusen, aber auch aus Eidechsen und wohl auch aus Schlangen bestehende Nahrung sucht es dagegen auf der Erde. Nach einigen Beobachtern sollen von der Zornnatter auch Frösche und größere Kerbtiere, wie Schwärmer und Heuschrecken, als Beute genommen werden. Weiter soll sie schon beim Plündern von Nestern beobachtet worden sein. Sie ist nicht nur die schnellste aller europäischen Schlangenarten, sondern auch die bissigste, und da die Tiere selbst in ungereiztem Zustande ohne weiteres zum Angriff übergehen, werden sie vielfach sehr gefürchtet. Es soll vorgekommen sein, daß sich wütende Zornnattern in die Lippen von Pferden krampfartig verbissen hatten. Ihre erstaunliche Schnelligkeit und Gewandtheit soll es fast zur Unmöglichkeit machen, diese Schlange unter normalen Umständen in dem mit Gesträuch und Gestrüpp verwachsenen Gelände ihres Vorkommens zu fangen, und selbst im offenen Gelände soll es große Schwierigkeiten bereiten, ihrer habhaft zu werden. Beim Angriff und Töten ihrer Beute soll die Zornnatter verfahren wie die Schling- und Äskulapnatter, nämlich ihr Opfer erdrosseln und erst nach dem Absterben verschlingen, während kleinere Tiere in lebendem Zustand hinabgewürgt werden. In der Gefangenschaft erweist sich die Zornnatter als sehr wärmebedürftiger Pflegling, der zwar bald Nahrung aufnimmt und seinen Pfleger kennenlernt, aber seine Wildheit und Störrigkeit nie ganz verliert. Einige Wochen nach der Ende Juni oder Anfang Juli stattfindenden Paarung werden 8–14 Eier unter Fallaub oder Moospolstern gefunden.

Die Kreuzotter

Wir wenden uns nun den Giftschlangen unserer Heimat zu, die sämtlich in der Familie der echten Ottern, Viperidae, vereinigt werden. Die Angehörigen dieser Gruppe kennzeichnen sich stets durch den verhältnismäßig breiten, gedrungenen Körper, von dem der flache, herzförmige oder dreieckige Kopf scharf abgesetzt ist, wie auch der kurze, meist in einer hornigen, stumpfen Spitze endigende Schwanz eine deutliche Absetzung vom Rumpfe trägt. Die Pupille der Augen zeigt eine senkrechte Spaltung und erweitert sich in der Dunkelheit, während sie im Sonnenlicht sich zu einem feinen Spalt zusammenzieht. Zwischen dem Auge und dem Nasenloch befindet sich keine Vertiefung wie bei den Grubenottern. Die Schuppen des Körpers tragen kielartige Erhöhungen. – Alle Ottern sind vorwiegend Dämmerungs- oder Nachttiere, die am



107 *Kreuzotter zum Angriff bereit*

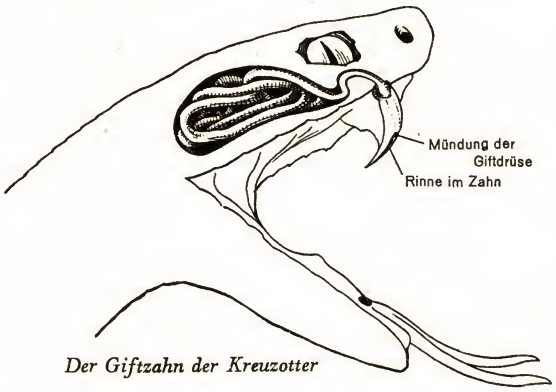
Tage in Schlupfwinkeln verborgen liegen und nur erscheinen, um an geeigneten Plätzen Sonnenbäder zu nehmen, während sie abends und nachts ihrer aus warmblütigen Tieren, vornehmlich Mäusen und Jungvögeln, bestehenden Nahrung nachgehen, die durch die Giftwirkung ihres Bisses erbeutet wird. Die Ottern tragen nämlich in dem kleinen, senkrecht gestellten Oberkiefer je einen der ganzen Länge nach durchbohrten Giftzahn, hinter dem einige Ersatzgiftzähne stehen. Über dem Oberkiefer liegt jederseits hinter dem Auge eine längliche, große Giftdrüse, die in die Röhre der Wurzel des Giftzahns mündet, so daß von der Giftdrüse bis zu den beiden Öffnungen an der Zahnspitze ein geschlossener Giftkanal entsteht. Beim Biß reißt die Otter den Oberkiefer stark nach oben, und die erhebliche Spannung der Kaumuskeln bewirkt dabei einen Druck auf die Giftdrüsen, wodurch das Gift in den Zahnkanal gepreßt wird und somit in die Blutbahn des gebissenen Tieres gelangt. Das Gift dient den Ottern aber nicht nur zum Töten ihrer Beute, sondern auch als wirksames Schutzmittel gegen Feinde.

Wohl keine Schlange unserer Heimat hat so viel von sich reden gemacht und wohl keine ist so gefürchtet und mißachtet wie die in Deutschland weitverbreitete Kreuzotter, Vipera berus. Doch sind ihre Bestände nicht überall gleichmäßig verteilt, denn sie tritt in einzelnen Gebieten sehr zahlreich auf, während sie in anderen auf weite Strecken gänzlich fehlen kann. Diese Erscheinung hängt mit der ihr zusagenden Umwelt zusammen, denn die Kreuzotter liebt im Flachlande Moor- und Heidegegenden, zum mindesten aber Gebiete, die mit niedrigem Wuchs, etwa Heidelbeeren oder Heidekraut, bestanden sind. Wo Wiesen von reichlichem Buschwuchs unterbrochen sind, wird sie in gleicher Weise angetroffen wie in lichten, wiesenreichen Wäldern. Auf den Höhenzügen bevorzugt sie stets die mit niedrigem Gestrüpp oder Dickicht besetzten Teile, die durch Felsritzen, Wurzelwerk und Baumstümpfe reichlich Gelegenheit zum Unterschlupf bieten. Zusammenhängende Wälder und freie, weite Flächen meidet das Tier in gleicher Weise wie tief eingeschnittene, dunkle Täler und Schluchten.

Wenn wir die häufigste Giftschlange unserer Heimat näher betrachten, so bemerken wir, daß alle für die Familie gegebenen Merkmale vorhanden sind. Der sich nach hinten stark verbreiternde platte Kopf ist vom Halse deutlich abgesetzt und trägt eine vorn abgerundete Schnauze, die bei der später zu beschreibenden Aspisviper abgehackt und etwas aufgeworfen erscheint. Obwohl auch bei der Kreuzotter innerhalb der Art zahlreiche Farbabänderungen bestehen, so gibt es doch eine besonders häufig auftretende typische Form, die wir näher betrachten wollen. Die Oberseite zeigt gewöhnlich ein hellgelbliches Braun mit leichtem grünlichem Anflug. Daneben gibt es weißgraue bis tiefdunkelbraune Stücke. Sicherstes Erkennungszeichen ist die längs der Rückenmitte verlaufende, am Hinterkopf beginnende, dunkle Zickzackbinde, die jederseits von einer Längsreihe dunkler Flecke begrenzt wird. Bei den hell gefärbten Stücken tritt diese Zeichnung am auffälligsten in Erscheinung, während sie bei der schwarzen, als Höllenotter bezeichneten Farbabänderung gänzlich fehlen kann. Die Unterseite des Körpers zeigt dunkelgraue, seltener schwarze, manchmal hellbräunlichgelbe Färbung. Die Oberseite des Kopfes ist durch acht dunkle Flecke gekennzeichnet, von denen die vier hinteren gegeneinandergestellt sind und sich einem bestimmten Punkte nähern, so daß eine kreuzförmige Zeichnung entsteht, von der das Tier seinen deutschen Artnamen trägt. Von den überaus zahlreichen Farbvarietäten sei außer der erwähnten Höllenotter die leuchtendrot gefärbte Kupferotter genannt. Auch die Größe der Kreuzotter schwankt außerordentlich, denn ihre Körperlänge kann auf 55–70 cm angegeben werden, während 80 cm oder gar

108 *Kreuzotter wechselt ihre Haut*

90 cm lange Stücke zu den Seltenheiten gehören. Dabei übertrifft das Weibchen erheblich die Körpergröße des Männchens. Wie alle ihre Verwandten, so führt auch die Kreuzotter eine nächtliche Lebensweise, doch wird sie im Vorfrühling auch während der Mittagsstunden, im Sommer aber nur vormittags und spätnachmittags beim Sonnen auf freien Stellen, auf



Der Giftzahn der Kreuzotter

einem Hügel, einem Streu- oder Laubhaufen oder einem Wege gefunden, denn sie hat ein großes Wärmebedürfnis. Beim Sonnen platten die Tiere ihren Körper ab, um der belebenden Wärme eine möglichst große Fläche zu bieten. In diesem Zustand sind der Kreuzotter Störungen unangenehm, und sie verläßt den Ort ihrer behaglichen Ruhe nicht gern. Wird sie dennoch aufgescheucht, so flüchtet sie gewöhnlich in der ihr eigenen langsamen Art. Wird sie überrascht, so rollt sie den Körper spiralig zusammen und bewegt den züngelnden Kopf schnell nach beiden Seiten, wodurch sie den Körper zu decken versucht. Es ist eine falsche Ansicht, daß beunruhigte oder überraschte Kreuzottern sofort angreifen und den Störenfried sogar verfolgen, vielmehr geschieht dies nur in seltenen Fällen, wie die Nachprüfung der Einzelbeobachtungen ergeben hat. Häufig wurden völlig gesunde Ottern in freier Natur stark belästigt und selbst berührt, ohne daß sie Bißversuche gemacht hätten. Diese Beobachtungen sind indes nicht zu verallgemeinern, denn immer wird es sich dabei um die individuelle Veranlagung des einzelnen Stückes handeln und um die Auswirkung der Umstände, unter denen eine Otter angetroffen wird. Wie wir bereits bei der Kennzeichnung der Familie hervorgehoben haben, besteht die Nahrung der Ottern vorwiegend aus warmblütigen Tieren, und da unsere Kreuzotter in erster Linie große Mengen von Feld- und Waldmäusen vertilgt, hat sie nach dieser Richtung hin einen ausgesprochenen Nützlichkeitswert. Daneben werden Spitzmäuse, junge Maulwürfe und kleinere Vögel, vornehmlich Erdnister, und ihre Jungen genommen, während wechselblütige Tiere in der Regel verschmäht werden, mit Ausnahme von kleineren Eidechsen, von denen sich namentlich die jungen Kreuzottern ernähren.

Ganz der herrschenden Witterung gemäß bezieht das Tier seine Winterherberge, so daß es manchmal schon im September, manchmal aber erst im November seinen winterlichen Schlupfwinkel aufsucht. Indes ist diese Winterruhe nicht so fest wie die anderer heimischer Schlangen, denn milde Winter- und Vorfrühlingstage locken das Reptil aus dem Bau und lassen es in der Umgegend umherstreichen. Gewöhnlich hat die Kreuzotter ihren Winterschlaf, den sie vielfach in Gesellschaften von 20–30 Stück hält, im März beendet. – Sofort nach dem Erscheinen setzt die Paarung ein, bei der sich gleichfalls manchmal mehrere Stücke vereinigen, die dann ein wirres, züngelndes, verschlungenes Knäuel bilden. Die Eier werden vier Wochen nach der Paarung gelegt. Ihnen entschlüpfen unmittelbar danach 4–18 Junge, die im Mutterleibe ihre volle Entwicklung durchmachten. Vielfach platzt die Eihülle noch vor dem Legen der Eier, so daß eine solche Geburt den Eindruck des Lebendgebärens macht.

Die Gefährlichkeit des Kreuzotterbisses ist bei weitem nicht so groß, wie allgemein angenommen wird. Jedenfalls bedeutet der Biß für einen gesunden Menschen keine Lebensgefahr, besonders wenn er in die Gliedmaßen erfolgt. Dennoch ist ärztliche Hilfe sofort in Anspruch zu nehmen. Die zweckmäßigste Behandlung ist die Anwendung eines spezifisch wirkenden Heilserums, wie es heute in allen Apotheken feilgeboten wird und das selbst noch einige Stunden nach dem Biß eine vorzügliche Heilwirkung besitzt. Der beste Schutz gegen den Biß der Kreuzotter ist das Tragen von hohem Schuhzeug. – Zweifellos gehört dieses zu Unrecht so gefürchtete und verfemte Reptil unserer Heimat zu den interessantesten Vertretern der deutschen Fauna, und kein Naturfreund wird das eigenartige Geschöpf wohl gänzlich in der heimatlichen Landschaft missen mögen. Auf jeden Fall ist der zügellose Vernichtungsfeldzug gegen die Kreuzotter unberechtigt, da der durch die reichliche Mäusevertilgung verursachte Nutzen nicht unterschätzt werden darf. Als einzige deutsche Schlange steht die Kreuzotter nicht unter dem Naturschutz; vor verständnisloser Quälerei aber bewahrt sie das Reichstierschutzgesetz.

Verwandte der Kreuzotter

Außer der weitverbreiteten Kreuzotter bewohnen Deutschland drei weitere Giftschlangenarten, die wegen ihres beschränkten Verbreitungsgebietes weniger in Erscheinung treten und daher der Allgemeinheit fast unbekannt sind. Von diesen Formen zeigen wir die in ihrem Körperbau durchaus giftschlangenmäßig wirkende, lebhaft gezeichnete Sandotter, Vipera ammodytes, im Bilde. Ein sicheres Erkennungsmerkmal dieser in den ostmärkischen Alpenländern „Hornviper" genannten Art ist das auf der Nasenspitze stehende, weiche, von Schuppen bedeckte, nach

109 *Sandotter*

oben gerichtete spitze Zäpfchen, das eine kegelige Warze trägt. In den anderen Körper- und Färbungsmerkmalen zeigt die Sandotter große Ähnlichkeit mit der Kreuzotter, zumal die Färbung dem Ton nach außerordentlich verschieden sein kann. Im allgemeinen herrscht auf der Oberseite ein helles Aschgrau vor, das von einer bereits am Hinterkopfe oder Nacken beginnenden dunklen Binde geziert wird, die aus lauter hintereinanderstehenden rautenförmigen Flecken besteht und bis zum Schwanze reicht. Die Unterseite erhält durch die Weiß- oder Gelbfärbung und dunkle Fleckung der einzelnen Schildchen ein gefleckstes Aussehen. Die Schwanzspitze ist leuchtend ziegelrot gefärbt. Die Sandotter wird 70–80 cm lang; 85–90 cm lange Stücke gehören zu den Seltenheiten.

In manchen Gegenden der Ostmark ist diese giftigste aller deutschen Schlangen häufiger als die Kreuzotter anzutreffen. Sie bewohnt vorwiegend Teile von Tirol, Kärnten und Steiermark, wo sie allerdings niemals auf Sandboden sich findet, worauf ihr Name vielleicht hindeutet, vielmehr wählt sie zu ihrem Aufenthaltsort mit Gestrüpp und Buschwerk besetzte felsige Gebiete, vornehmlich Kalkgebirge, wo sie in Höhenlagen bis zu 1200 m angetroffen wird. Gleich der Kreuzotter unternimmt die Sandotter ihre Jagdzüge größtenteils zu nächtlicher Stunde, doch soll sie auch gern am Tage nach Gewitterregen und darauffolgendem Sonnenschein ihre Verstecke verlassen, um wohlig die Wärme zu genießen und auf Raub auszugehen. Ihre Nahrung besteht vorwiegend aus kleineren warmblütigen Tieren, doch werden auch häufig Eidechsen genommen. Im übrigen beschränken sich die Untersuchungen über die Lebensweise der Sandotter größtenteils auf Beobachtungen in Terrarien.

Einzelne Teile des Gaues Niederdonau bewohnt die oberseits hellgraubraun oder hellolivbraun gefärbte, auf der helleren Rückenmitte mit einem dunklen Zickzackbande geschmückte, an den Körperseiten und am Bauche dunkelbraungraue Ursinische oder Spitzkopfotter, Vipera ursinii, die besonders zahlreich auf den freien Flächen in der Umgebung des Schlosses Laxenburg bei Wien angetroffen wird.

Auf ein kleines Gebiet, nämlich das Schlüchtal und seine Nebentäler unweit des Städtchens Thiengen im südlichen Schwarzwald, ist das Vorkommen der Aspisviper oder auch kurz Viper, Vipera aspis, bezeichneten vierten und letzten Giftschlangenart Deutschlands beschränkt, die so große Ähnlichkeit mit der Kreuzotter hat, daß sie früher als deren Unterart betrachtet wurde.

Die Lurche oder Amphibien

Wie die Kriechtiere, so sind auch die Lurche kaltblütige oder wechselwarme Wirbeltiere, deren Körperwärme durch die Außentemperatur geregelt wird, deren Leib aber nicht wie bei den Schildkröten, Echsen, Schlangen und Krokodilen in einen Knochen-, Horn- oder Schuppenpanzer gekleidet, sondern in den meisten Fällen nackt ist, da die Haut im Leben dieser Geschöpfe insofern eine Rolle spielt, als ihre Atmung zu einem großen Teil durch die äußere Umhüllung des Körpers erfolgt. Die Amphibien trinken nie, sondern saugen die Feuchtigkeit durch die Haut in den Körper auf und dünsten an solchen Stellen, wo sich trockene Luft vorfindet, die ihnen schädlich werden könnte, so viel Wasser durch die nackte Körperhülle wieder aus, daß ihr Leben nicht gefährdet wird. Dennoch finden wir bei diesen Sonderlingen eine Doppelatmung durch Lungen und Kiemen bei dem gleichen Stück, nur daß diese Zustände zeitlich nicht zusammenfallen, denn die Lurche durchlaufen sämtlich eine Metamorphose genannte körperliche Verwandlung. Die Amphibien kommen nämlich, nachdem sie dem Ei entschlüpft sind, als Larven auf die Welt, die stets durch Kiemen atmen und noch keine äußerlich sichtbaren Gliedmaßen aufweisen, dagegen einen seitlich zusammengedrückten, mit einem Flossensaum besetzten Ruderschwanz besitzen, der als Fortbewegungsorgan dient. Während die Kiemen mit dem zunehmenden Alter gänzlich schwinden oder einem Teil erhalten bleiben, tritt allmählich die Bildung der Lungen ein, unter gleichzeitiger Entwicklung der Gliedmaßen und Rückbildung des Schwanzes, der bei einzelnen Gruppen ebenfalls erhalten bleiben kann. Wir werden diesen seltsamen Verhältnissen bei einer späteren Gelegenheit nähere Beachtung schenken. Als weitere anatomische Eigenheit sei das Vorhandensein von zwei Gelenkhöckern erwähnt, die das Hinterhaupt mit der Wirbelsäule verbinden. Außerdem sind in den meisten Fällen wohlentwickelte Füße vorhanden.

Die Lurche vermögen sowohl auf dem Lande als auch im Wasser zu leben und verdanken dieser Eigenschaft ihren Namen Amphibien oder Beidlebige. Immer aber ist ihnen eine feuchte Umgebung lebensnotwendig, daher führen alle Amphibien eine nächtliche Lebensweise; sie halten sich am Tage versteckt und gehen erst mit Anbruch der Dunkelheit auf Raub aus. Da ein wesentlicher Teil der Atmung durch die mehrmals im Jahre gewechselte Haut erfolgt, hält ein Teil der lungenatmenden Lurche den Winterschlaf unbeschadet im Wasser. Ihre Nahrung besteht vorwiegend aus Gliedertieren und Würmern, nur während des Larvenstadiums nehmen sie pflanzliche Kost zu sich. Nach der Ausbildung der Lungen und Gliedmaßen entsteigen die fertigen Tiere dem nassen Element und verbleiben bis zum Eintritt der harten Jahreszeit auf dem Lande. Dann rüsten die Amphibien zum Winterschlaf, den die Salamander in natürlichen Schlupfwinkeln, die Kröten in selbstgegrabenen Löchern und die Frösche auf dem Grunde der Gewässer halten. Schon frühzeitig erwachen die Tiere im Frühling und schreiten darauf sogleich zur Fortpflanzung, während der die männlichen Frösche Brunftschwielen an den Daumen tragen und die männlichen Molche und Salamander prächtige Hochzeitskleider anlegen. Die Nützlichkeit dieser äußerst lebenszähen Tiere ist viel zuwenig bekannt. Ein großer Teil wurde unter gesetzlichen Schutz gestellt.

Der Wasserfrosch

Die in unserer Heimat vorkommenden Amphibien werden durch die Ordnungen der Frosch- und Schwanzlurche vertreten. Bei den schwanzlosen Froschlurchen, Ecaudata, zu denen die Frösche und die Kröten gehören, finden wir einen kurzen, ziemlich flachen, eiförmigen bis viereckigen, im ausgebildeten Zustande schwanzlosen Körper, der vier wohlentwickelte Beine trägt, die im hinteren Paare stark verlängert sind. Wir haben zuerst einige Vertreter der Familie der echten Frösche, Ranidae, zu betrachten, bei welchen die Zehen der Hinterfüße meist durch Schwimmhäute verbunden sind, deren im Spitzenteil freie Zunge im vorderen Teil angewachsen ist, und deren Oberkiefer zahlreiche, spitze Zähne trägt, während der Unterkiefer zahnlos ist. Außerdem ist die Familie gekennzeichnet durch die glatte Haut, die spitzen Zehen, die rundliche Pupille und das meist deutlich sichtbare Trommelfell.

Die fünf in Deutschland vorkommenden echten Frösche der Gattung Rana lassen sich in zwei gut unterscheidbare Gruppen teilen, von denen die grünen, nämlich der echte Wasserfrosch und der Seefrosch, vorwiegend durch die grüne Gesamtfärbung und die deutlich dunkel marmorierten Hinterbacken, die braunen, nämlich der Gras-, Moor- und Springfrosch, aber durch die braune Färbung und die nicht dunkel marmorierten Hinterbacken gekennzeichnet sind.

110 *Wasserfrosch*

Den Wasser- oder Teichfrosch, Rana esculenta, lernen wir als größten Vertreter der Gattung kennen, denn seine Länge beträgt 6–8 cm und bei dem vielfach nur als seine Varietät angesehenen Seefrosch, Rana ridibunda, sogar bis 15 cm bei einem Gewicht bis zu ½ Kilo. Der Wasserfrosch trägt an dem dreieckigen, abgeplatteten Kopf eine lange, rundlich spitze Schnauze, der Fersenhöcker ist stark entwickelt, seitlich zusammengedrückt und schaufelförmig, und die Füße tragen vollkommene Schwimmhäute. Der Rücken ist gelbgrün gefärbt und dunkel gefleckt; längs des Rückgrats zieht sich ein heller gelblicher Streifen hin, außerdem ist jederseits ein hellerer Seitenwulst vorhanden. Der bei allen braunen Fröschen vorhandene, vom Auge bis zur Schulter reichende dunkle bis schwarze Ohrfleck ist beim Wasserfrosch höchstens angedeutet. Die Körperseiten sind dunkel gefleckt oder marmoriert, die Hinterbeine tragen dunkle Querbinden, und die Unterseite zeigt weißliche bis gelbliche Färbung und ist mit grauen Flecken und Tupfen versehen. Hierzu kommen noch einige Unterschiede bei den Geschlechtern. Das Männchen ist nämlich durch zwei hinter dem Mundwinkel gelegene Stimmsäcke ausgezeichnet, die in aufgeblasenem Zustand als kugelrunde, erbsen- bis kirschgroße, gelblichweiß gefärbte Blasen in Erscheinung treten. Bei dem kleineren Weibchen sind die Vorderbeine wesentlich schlanker gebaut als beim Männchen. Die seltsame Daumenschwiele ist nur bei dem Männchen als geschlossenes, längliches Gebilde vorhanden.

Über die Selbständigkeit der Art des sogenannten Seefrosches, Rana ridibunda, wurde viel gestritten, und manche Forscher betrachten das Tier noch heute als Varietät des Wasserfrosches, obwohl nach Ansicht anderer Forscher genügend systematische, anatomische und biologische Merkmale vorhanden sind, die die Aufstellung einer Art rechtfertigen. Außer dem erwähnten größeren Ausmaße besitzt der Seefrosch vornehmlich in den Schenkelteilen längere Beine, und der Fersenhöcker ist wesentlich kleiner und nicht scharfkantig, sondern wulstig. Der Seefrosch bewohnt nur kleine Teile Deutschlands und wird meist in fließendem Wasser angetroffen, während der Wasserfrosch stehende Gewässer bevorzugt und über ganz Deutschland gleichmäßig verbreitet ist. Interessant ist die Tatsache, daß beide Formen eine verschiedene Laichzeit haben, denn der Wasserfrosch paart sich erst Ende Mai, wenn der Seefrosch bereits laicht. Auch in der Nahrung weisen beide Tiere Unterschiedlichkeiten auf; der Wasserfrosch ernährt sich vorwiegend von solchen Kerbtieren und ihren Larven, die der Fischzucht schädlich werden, außerdem aber von Molchen in fertigem und Larvenzustande sowie kleineren Schnecken, Würmern und Fischen, während der noch räuberische Seefrosch neben fischereischädlichen Insekten selbst kleinere Kriechtiere und sogar junge Mäuse und Singvögel erbeutet.

Der Wasserfrosch hält sich während der Paarungszeit im Wasser von Seen, Sümpfen, Teichen, Weihern, Mooren und Wassergräben auf; außerhalb der Fortpflanzungszeit wird er zum mindesten in der Nähe oder am Ufer solcher Gewässer im Pflanzenwuchs angetroffen. Durch diese Eigenheit unterscheiden sich die Wasserfrösche auffallend von den Vertretern der braunen Froschgruppe, die wohl zur Paarungszeit ins Wasser gehen, aber während der übrigen Jahreszeit sich weit über das Land verbreiten. Da die Teichfrösche durch ihre grüngesprenkelte Färbung eine ausgesprochene Tarnung besitzen, werden sie im Grase meist erst erkannt, wenn sie in großen Sätzen flüchtend dem Ufer zueilen und im verkrauteten Wasser verschwinden. Den Winterschlaf halten sie wie alle Frösche in selbstgegrabenen Höhlen und Löchern im Schlamme der Gewässer. Wenn wir an schönen, warmen Abenden in der zweiten Hälfte des Mai oder im Juni den vielstimmigen Quakchor der Teichfrösche vernehmen, hat ihre Liebeszeit begonnen. Wenn später der Laich vom Weibchen stoßweise in kleineren Ballen an tieferen Stellen der Gewässer abgelegt wird, erscheint sofort das Männchen und befruchtet die Eier, die darauf im Wasser versinken. Den verhältnismäßig kleinen, oben bräunlich, unterseits gelblich gefärbten Eiern entschlüpfen bereits nach einer Woche die 6–7 mm langen, bis 8 cm wachsenden Larven, die zuerst graugelbe Färbung tragen, sich allmählich aber düster olivbraun verfärben und endlich beim Erscheinen der Gliedmaßen die Färbung und Zeichnung des erwachsenen Teichfrosches zeigen.

Der Grasfrosch

Wir kommen nun zu den drei in Deutschland beheimateten Arten der Braunen oder Landfrösche, deren Unterschiede von den Grünen oder Wasserfröschen wir bereits erwähnten. Der dem echten Wasserfrosch an Größe kaum nachstehende, 6–8 cm lange Gras- oder Taufrosch, Rana temporaria, zeigt eine kurze, stumpfe Schnauze, breite Stirn und gut entwickelte Schwimmhäute, außerdem tragen die Hinterbeine einen schwachen, weichen, länglich-stumpfen, wulstförmigen Fersenhöcker. Die Hinterbeine sind verhältnismäßig kurz. Oberseits herrscht bei dem Grasfrosch ein mehr oder weniger gelbliches, rötliches, manchmal auch grünliches, graues oder schwärzliches Rotbraun vor, während die Unterseite grauweiß, rötlich oder gelblich gefärbt ist, doch treten hier fast immer lebhafte rötliche, gelbliche oder bräunliche Flecke auf, die als gutes Erkennungsmerkmal der Art gelten, da Moor- und Springfrosch eine helle ungefleckte Unterseite zeigen. Der schwärzliche Ohrfleck ist stark ausgeprägt.

Von allen Froscharten unserer Heimat zeigt der Grasfrosch die geringste Vorliebe für das Wasser; er wird außerhalb der Paarungszeit stets in Wäldern, Parks oder Gärten, jedoch auch auf Feldern, Wiesen und Äckern angetroffen. Da er in bezug

111 *Grasfrosch*

auf seinen Aufenthaltsort nicht wählerisch ist, steigt er auch ins Gebirge bis zu einer Höhe von 2800 m und ist über alle Teile unseres Vaterlandes gleichmäßig verbreitet. Schon sehr früh im Jahr, nämlich bereits im Februar oder auch im März, erwacht der Grasfrosch aus dem Winterschlaf, nimmt die Paarung und das Laichen vor und begibt sich bereits im April auf seine Wanderschaft, an der sich im Juli die inzwischen herangewachsenen Jungfrösche beteiligen. Das im Wasser erfolgende Laichen geht so schnell vor sich, daß innerhalb einer Stunde 800–1000 Eier ausgeschieden werden, die nach dem Aufquellen der Gallerte klumpenweise wieder an die Wasseroberfläche emporsteigen. Nach drei Monaten erscheinen die etwa 2 cm langen braunen Fröschchen in so großer Zahl, daß der Beobachter dieser Flut an die Sage vom „Froschregen" erinnert wird. Da der Grasfrosch von seinen Stimmitteln verhältnismäßig wenig Gebrauch macht, wurde er vielfach für stumm gehalten. Sein während der Paarungszeit vernehmbares Gequak ist ein knarrendes, schnarchendes Grunzen oder Knurren, das stets in größeren Pausen hervorgebracht wird. Auf seinen sommerlichen Streifen verhält sich das Tier dagegen stumm und bricht nur, wenn es eine Beute seiner Feinde wird, in einen langgezogenen, klagenden, eintönigen Schrei aus. Und Feinde haben sämtliche Froscharten in so reichem Maße, daß nur selten ein Stück eines natürlichen Todes stirbt. Viele vierbeinige und geflügelte Raubritter stellen ihnen nach, dazu Schlangen und Raubfische und sogar die Krebse. Der Grasfrosch ist als ausgesprochener Nützling anzusehen, denn mit außerordentlichem Fleiße vertilgt der blanke Braunkittel vielerlei schädliches Kleingetier, vornehmlich Insekten aller Art und ihre Larven. So hüpft das Tier mit verhältnismäßig kleinen Sprüngen durch Gras und Kräuter, um hier und da nach einem Kerbtier emporzuschnellen oder einen Wurm zu packen und zu verschlingen. Trotz ihrer ausgesprochenen Nützlichkeit haben sowohl der Gras- als auch der Wasserfrosch in der Reichsnaturschutzverordnung keine Aufnahme gefunden, wohingegen Moor-, Spring- und Laubfrosch den vollen Schutz des Gesetzes genießen. Gras- und Wasserfrosch haben nämlich insofern eine wirtschaftliche Bedeutung, als ihre Schenkel im Westen Deutschlands als Genußmittel gelten. Das Reichstierschutzgesetz aber bewahrt auch diese schon vielen tierischen Feinden ausgesetzten Geschöpfe vor Not und Qual, insbesondere ist es nach der Verordnung über das Schlachten und Aufbewahren von lebenden Fischen und anderen kaltblütigen Tieren verboten, lebenden Fröschen die Schenkel abzutrennen.

Der Moorfrosch

Wer im Sommer gras- und buschreiche Brüche, sumpfige Niederungen, von Gräben und Wasserflächen durchsetzte Wiesen, feuchte Waldungen und die Umgebung schilfreicher Teiche besucht, hat Gelegenheit, dem gegen seine Verwandten nur winzigen, nämlich 4–5 cm, allenfalls 6 cm langen Moorfrosch, Rana arvalis, in seinem feuchten Reich zu begegnen. Obwohl er mit dem Grasfrosch die verhältnismäßig kurzen Hinterbeine gemeinsam hat, zeigt er sich als wesentlich besserer Springer. Weitere Kennzeichen des Moorfrosches sind die schmale Stirn und die zugespitzte Schnauze; die Schwimmhäute der Hinterfüße sind nur wenig ausgeprägt. Der als sechste Zehe gedeutete Fersenhöcker ist kräftig ausgebildet und hart, dabei seitlich zusammengedrückt und länger als die Hälfte der Innenzehe. Als Grundfarbe der Oberseite kann ein gelbliches Braun genannt werden, das von dunkleren, im Nacken eine gabelförmige Zeichnung bildenden Flecken besetzt ist. Der beim Grasfrosch kaum ausgeprägte Drüsenstreifen längs der Körperseite tritt beim Moorfrosch augenfällig in Erscheinung. Bezeichnend für die Art ist ein von der Schnauze über die Rückenmitte bis zum After verlaufendes helles, nämlich gelbliches, gelbgraues oder bräunliches, manchmal dunkel gesäumtes Band. Seitlich des Rückens verläuft je eine weißlichgelbe Längsbinde. Der Drüsenstreifen an der Körperseite ist hell gefärbt und trägt gewöhnlich dunklere Punkt- und Strichzeichnung. Im Gegensatz zum Grasfrosch ist der Bauch stets einfarbig weiß und cremefarben.

Als Bewohner des Flachlandes und großer, weiter Flußtäler kommt der Moorfrosch nur selten in geringeren Höhenlagen vor, während er im Gebirge gänzlich fehlt. Wenn dieser Sumpfbewohner auch östlich des Rheins, der seine Westgrenze bildet, überall in deutschen Landen angetroffen wird, so tritt er doch viel weniger zahlreich auf als sein nächster Verwandter, der Grasfrosch, von dem er in der Lebensweise auch insofern abweicht, als er wasserliebender ist und daher die Nähe von Gewässern bevorzugt. Dennoch scheinen die Männchen wegen der besseren Ausbildung der Schwimmhäute mehr dem Wasserleben zuzuneigen als die Weibchen. Daher überwintern die Weibchen nicht wie die Männchen im Schlamm der Gewässer, sondern verbringen die harte Jahreszeit in geschützten Verstecken auf dem Lande. Bei dem geringen Wärmebedürfnis des Moorfrosches bezieht er sein Winterquartier erst im November, während er bereits im Februar, allenfalls im März wieder auf der Bildfläche erscheint. Wie der Moor- und der Grasfrosch sich in der Lebensweise außerordentlich gleichen, so zeigen sich auch Anklänge in der Paarungs- und Laichzeit. Erwähnenswert ist eine Färbungseigentümlichkeit des männlichen Moorfrosches während der Fortpflanzungszeit; seine Oberseite erscheint dann von einem Hauch prächtiger blauer Farbe überzogen, der sich auch der Kehle mitteilt. Unter veränderten Lebensbedingungen allerdings macht diese kleidsame Tracht sehr schnell dem braunen Alltagsgewande des Tieres Platz. Entsprechend der Kleinheit des Moorfrosches sind auch die Eier und die Jungen erheblich kleiner als die des Grasfrosches; letztere haben zuerst nur eine Länge von 1,5 cm. Seine Schwimmkünste

112 Moorfrosch

sind denen des Wasserfrosches unterlegen, während er andrerseits wesentlich regsamer und behender als sein brauner Vetter, der Grasfrosch, ist. Die Stimme des Moorfrosches wird als rauher und dennoch klarer im Vergleich mit der des Grasfrosches beschrieben. Im übrigen weist die Kenntnis der Verbreitung und der Lebensweise dieses auch in systematischer Beziehung noch nicht genügend erforschten Vertreters der heimischen Tierwelt noch mancherlei Lücken auf.

Der Springfrosch

Einen sehr bemerkenswerten und charakteristischen, zugleich aber den seltensten Vertreter der echten Frösche unserer Heimat lernen wir in dem verhältnismäßig zarten und schlanken Springfrosch, Rana agilis, kennen. Als wichtigstes Artmerkmal können die langen und dünnen Hinterbeine gelten, die der 1½fachen Länge des Körpers entsprechen. An dem verhältnismäßig niedrigen, schmalstirnigen Kopf erscheint die rund zugespitzte Schnauze vorgezogen. Die Schwimmhäute der Hinterzehen sind nur unvollkommen ausgebildet und dünnhäutig, während die starken und harten Fersenhöcker einen länglichen Wulst bilden. Während die Männchen des Gras- und Moorfrosches Kehlsäcke tragen, werden diese beim Springfrosch vergeblich gesucht. Die sehr helle Färbung der Oberseite zeigt vorwiegend gelblichgraue bis rötlichgraue Töne, die an den Körperseiten vielfach grünlicher werden. Mattdunkle Flecke bedecken den Rücken. Der deutlich ausgeprägte Ohrfleck zeigt meist eine tiefschwarze Färbung. Von der Schnauzenspitze bis zum Ende des Ohrfleckes zieht sich unter diesem eine weißlichgelbe Binde hin. Die Hinterbeine tragen eine ausgeprägte Querbänderung von regelmäßigen Abständen. Der nur schwach ausgebildete Drüsenstreifen an der Körperseite ist hell gefärbt und trägt eine Reihe dunkler Flecke. Im Nacken ist eine nach hinten offene keilartige dunkle Zeichnung vorhanden, während die weiße Unterseite stets ungezeichnet ist. Die Länge des Springfrosches schwankt zwischen 5–7 cm.

Das Verbreitungsgebiet dieses vorwiegend Südeuropa und Südwestasien bewohnenden interessanten Lurchs beschränkt sich im Altreich auf einzelne Fundorte, nur in der Ostmark tritt er zahlreicher auf und überwiegt hier teilweise in der Zahl seine beiden braunen Vettern. Seinen Aufenthaltsort bilden Laubwälder und, wie sicher festgestellt wurde, auch Nadelgehölze, daneben feuchte Wiesen an Flußniederungen und in der Hügellandschaft, indes wurde er nur in Höhen bis zu 1300 m angetroffen.

Obwohl sich der Springfrosch meist nur in kleinen Sätzen fortbewegt, wird er zu einem wahren Springkünstler auf der Flucht, die er gern ins Fallaub nimmt, dessen Farbe seinem braunen Fleckenkleide außerordentlich ähnelt. Bei flüchtenden Springfröschen konnten Sätze bis zu 2 m Weite und ¾ m Höhe gemessen werden. Obwohl das Tier die Nähe des Wassers liebt, wird es darin außer der Laichzeit nur in seltenen Fällen angetroffen. Vielmehr nimmt es gern auf den großblätterigen Wasserpflanzen Platz, um von diesem hohen Standplatz aus sehr geschickt vorüberfliegende Kerbtiere zu erhaschen. Ähnlich dem Moorfrosch zieht sich das Männchen des Springfrosches zum Winterschlaf in den Schlamm von Gewässern zurück, während das Weibchen auf dem Lande Zuflucht in Erdhöhlen, unter Baumstümpfen, Fallaub und in Felsritzen sucht. Das Laichgeschäft schwankt in den einzelnen Verbreitungsgebieten und soll bei Wien bereits Ende März bis Anfang April, in anderen Gegenden jedoch erst im Mai stattfinden. Die Eier sind kleiner und dunkler als die des Grasfrosches, und die ausschlüpfenden Jungen haben eine Länge

113 Springfrosch

von 1,5–2 cm. Als Stimme wurde ein schwacher, schnell hintereinander ausgestoßener Laut bekannt, der dem Rufe des Moorfrosches nicht unähnlich klingen, aber wesentlich leiser sein soll und nach der Laichzeit nicht mehr vernommen wird. Wenn auch die Lebensweise dieses eleganten Springkünstlers in vielen Teilen bekannt ist, so harren noch manche biologischen Einzelheiten ihrer Klärung.

Die Erdkröte

Das nun zu betrachtende Geschlecht der Kröten war von jeher wegen seiner Häßlichkeit verschrien. Die neuzeitliche Betrachtungsweise der Natur und ihrer Lebewesen will aber die vernünftigen Zusammenhänge zwischen dem Geschöpf und seiner Umwelt suchen und verstehen lernen und erinnert vor allem daran, welche wertvollen Verdienste gerade viele sogenannte häßliche Tiere sich als ungemein wertvolle Freunde und Helfer des Menschen im Kampfe gegen ein ganzes Heer wirtschaftlicher Schädlinge erworben haben. Wir kennen die Kröten, Bufonidae, als Vertreter der Froschlurche mit dickem, plumpem Körperbau. Was ihre Erscheinung besonders charakteristisch macht, ist die mit vielen drüsenreichen Höckern bedeckte und daher besonders rauh erscheinende Körperoberseite. An dem flachen, kurz- und breitschnauzigen Kopf fallen die großen, mit länglich querovalen Pupillen ausgezeichneten Augen, die über dem äußerlich sichtbaren Trommelfell gelegenen stark entwickelten Ohrdrüsenwülste, die zahnlosen Kiefer und die lange, hinten ganzrandige Zunge auf. Im übrigen kennzeichnen die Vertreter der Gattung Bufo der rundliche zusammengeschobene, oberseits gewölbte Rumpf, das Fehlen der Schallblasen, die besonders warzige Haut, die stark hervortretenden Ohrdrüsenwülste und die verhältnismäßig kurzen, mit halben Schwimmhäuten versehenen Beine, die wohl ein unbeholfenes Kriechen und Humpeln, aber kein Springen ermöglichen.

Nicht nur als größter bei uns heimischer Vertreter, sondern auch als häufigste und verbreitetste Art nimmt die wohl auch Gemeine oder Graue Kröte genannte Erd- oder Feldkröte, Bufo vulgaris, eine Sonderstellung ein. Das Tier zeigt alle für die Familie erwähnten Merkmale in hohem Maße, unter welchen besonders die stark hervorspringenden, halbmondförmigen Ohrdrüsen, die mit paarigen Höckern versehenen Zehen, der gleich lange erste und zweite Finger und die stark hervortretenden Warzen und Höcker der Körperoberseite auffallen. Der Rücken hat eine graubraune, manchmal ins Olivgrüne, Asch- oder Schwarzgraue übergehende Färbung, die sich an den Körperseiten langsam aufhellt und allmählich in die weißlich- bis gelblichgraue Bauchseite übergeht, die beim Weibchen düstergraue Fleckenzeichnung trägt. Der Rücken ist meist mit dunkleren, bräunlichen oder schwärzlichen Flecken gezeichnet, andrerseits von rötlich gefärbten Wärzchen bedeckt. Dem Weibchen fehlt die Daumenschwiele. Die Körperlänge beträgt 8–12 cm, allenfalls 14–15 cm.

Die Erdkröte fehlt in Deutschland keinem Landstrich, bewohnt die Ebenen, Hügel- und Bergländer und verbreitet sich ziemlich häufig über das ganze Gebiet, da sie im Aufenthaltsorte nicht wählerisch ist. Dennoch bevorzugt sie schattige und feuchte Schlupfwinkel und wird als Dämmerungs- und Nachttier den Tag über in selbstgegrabenen Höhlen, aber auch unter Baumstümpfen, Wurzelwerk, Gebüsch, Hecken, großen Steinen, altem Mauerwerk und manchmal sogar in Ställen und Kellern gefunden. Nur bei warmen Regenfällen haben wir Gelegenheit, die Graue Kröte auch einmal tagsüber im Freien zu beobachten. Wir sehen dann den kleinen nützlichen Graurock in langsamen, plumpen Bewegungen dahinkriechen, ab und zu längere Zeit auf einem Fleck verharrend, um beim Erspähen eines Beutetieres sich aufzurichten, wobei die Augen einen belebten Ausdruck annehmen. Dann läuft er verhältnismäßig schnell auf sein Opfer los, bleibt aber kurz davor stehen, um die Entfernung genau abzuschätzen, und schnellt blitzschnell die Zunge auf das daran festhaftende Beutetier, das schließlich mit Wohlbehagen verschlungen wird, wobei ständig die Augen geöffnet und geschlossen werden. Sollte es sich um ein größeres Beutestück handeln, so unterstützt die Kröte den Schlingakt noch durch abwechselndes Nachhelfen mit den Vorderbeinen. Auf ihrer Speisekarte stehen die verschiedensten Geschöpfe; unter ihnen befinden sich vornehmlich arge Schädlinge. Die Kröten ernähren sich von Nachtinsekten und ihren Larven oder Raupen sowie Asseln, Nacktschnecken, Spinnen und Regenwürmern. Im Erdreich versteht sich die Graue Kröte nicht nur gut zu bewegen, sondern sie vermag sich auch durch Scharren mit dem Hinterleib mit ziemlicher Schnelligkeit im lockeren Boden eine kleine Höhle zu wühlen. Soweit das Wasser ruhig ist, versteht sie auch verhältnismäßig gut zu schwimmen. Ihr unter Baumstümpfen und Wurzelwerk, in Erdhöhlen, Gestein und Mauern gelegenes Winterquartier bezieht die Graue Kröte im September oder Oktober, ältere Tiere allerdings früher, um im März wieder zu neuem Leben zu erwachen und sofort zur Paarung zu schreiten. Entgegen den Fröschen wird der Laich bei den Kröten in Schnüren abgeschieden und um Wasserpflanzen und andere Gegenstände gewunden, wodurch manchmal größere Knäuel entstehen. Den sehr kleinen, nur etwa 1–2 mm großen braunschwarzen Eiern entschlüpfen 10–12 Tage nach dem Laichen 5–6 mm lange Larven, die innerhalb 3 Monaten sich zu 3 cm langen Geschöpfen auswachsen, die im Gegensatz zu den Kaulquappen der Grasfrösche rein schwarze Färbung zeigen. Auch die in ungezählten Scharen das Wasser verlassenden kleinen Kröten tragen noch gleichmäßig dunkle Färbung. Als Stimmäußerung lassen die Männchen während der Paarungszeit ein helles, leises, kurzes Quaken und die Weibchen ein nur ab und zu ausgestoßenes Knarren ertönen.

114 *Erdkröte*

115 *Wechselkröte*

Die Wechselkröte

Obwohl die Grüne oder Wechselkröte, Bufo viridis, ein sehr ausgedehntes Verbreitungsgebiet besitzt, ist sie bei weitem nicht so häufig wie ihre größere graue Verwandte. Da das Tier die Nähe von Sümpfen, Altwässern, Mooren, Gräben und Pfützen liebt, ist es an die Niederungen gebunden und bewohnt allenfalls das Hügelland, niemals aber größere Höhenlagen im Gebirge. Die Oberseite der Wechselkröte ist schmutzigweiß gefärbt und trägt scharf umrandete, dunkelgrasgrüne bis samtgrüne Flecke. Die Außenseiten der Gliedmaßen zeigen die gleiche Färbung und Zeichnung, während der Bauch schmutzigweißgrau gefärbt ist. Den Hals und die Körperseiten zieren feine rote Wärzchen, so daß unser Tier einen eigenartig farbigen, fast bunten Eindruck macht. Der Bauch trägt vornehmlich beim Weibchen mattgrüne oder fahlgraue Flecke. Als weitere äußere Merkmale können die flache, schmale, mehr nierenförmige Ohrdrüse, die mit unpaaren Höckern versehenen Zehengelenke und die nur etwa halb entwickelten Schwimmhäute der Hinterzehen angegeben werden. Im übrigen ist das Tier nicht so plump wie die Erdkröte, seine Haut erscheint weniger warzig, und die Hinterbeine sind schlanker. Auch im Wesen weichen beide Formen voneinander ab, denn die Wechselkröte ist erheblich reger und lebhafter als ihre graue Verwandte. Die Körperlänge beträgt 7–8 cm.

Diese über ganz Europa verbreitete schönste Krötenart unserer Heimat ist eine große Wasserfreundin und wählt daher ihren Aufenthalt besonders gern in der Nähe flacher, stillstehender Gewässer. Hier kriecht oder hüpft das Tier im Pflanzenwuchs umher, um seiner Nahrung nachzugehen, hält sich auch gelegentlich im Wasser auf, um zu baden und zu schwimmen. Vermöge der wohlausgebildeten Hinterbeine ist die Wechselkröte befähigt, Sprünge auszuführen, wenn auch nicht in dem Maße wie die teilweise zu wahren Springkünstlern ausgebildeten Frösche. Gleich der Erdkröte verläßt die Wechselkröte als eigentliches Dämmerungs- und Nachttier ihre Schlupfwinkel nach warmen Gewittern auch am Tage, um auf Raub auszugehen. Nach der im April, manchmal auch erst im Mai erfolgenden Paarung werden die Eier doppel-, drei- oder vierreihig in Schnüren an Wasserpflanzen abgelegt, und vielfach schon nach 4–5 Tagen erscheinen die etwa 3–4 mm langen, schwarzen Kaulquappen, deren Farbe sich aber mit dem Wachstum der Hinterbeine aufhellt. Da die Quappen schneller wachsen als die der andern heimischen Krötenarten, sind die Wechselkröten schon mit drei Monaten ausgebildet und verlassen bereits im Juli das Wasser zum ersten Landspaziergang. Außer der üblichen Krötenkost soll sich unser Buntrock besonders gern Mistkäfer munden lassen. Die Wechselkröte bezieht ihre Winterherberge im September oder Oktober und erwacht in den ersten schönen Apriltagen wieder zu neuer Regsamkeit. Ihre Stimme ist überaus wandlungsfähig; man kennt neben einem hohen Schrillen und Meckern ein melodiöses rollendes Pfeifen, das vornehmlich während der Paarungszeit vernommen wird, daneben lassen die Männchen ein tieferes grunzendes Geräusch vernehmen, wogegen die Weibchen besonders in gestörtem oder bedrängtem Zustand ein leises Quieken hervorbringen. Ihren Namen hat die Wechselkröte nach einer seltsamen Erscheinung ihres Hautkleides, das ganz nach der jeweiligen Stimmung des Tieres, nach der Beleuchtung und auch nach der Jahreszeit in der Farbtönung wechseln kann.

Die Kreuzkröte

Wenn wir an einem Sommertage nach einem schwülen Gewitterregen in die erfrischte Natur hinauswandern, haben wir manchmal Gelegenheit, einen Krötenlurch auf dem Jagdzuge zu beobachten. Jeder wahre Naturfreund hat dann sicher schon solch kleines Warzentier in die Hand genommen, um es einmal gründlich zu betrachten, und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß dieses auf viele Menschen häßlich und sogar abstoßend wirkende Geschöpf schön in seiner Art ist und bei etwas tieferem Eingehen auf seine Körperbeschaffenheit, Lebensweise und Wesensart uns als ein sehr sympathisches Geschöpf erscheinen muß, zumal diese zum mindesten eigenartigen Tiere Intelligenzäußerungen zeigen, die weit über den Rahmen anderer in dieser Gruppe stehenden Tiere hinausgehen. Ein Blick in die wundervoll bronzefarbenen Töne des schön gestalteten Auges verrät eine nicht geringe Klugheit seines Trägers. Kein Wunder, wenn die Naturfreunde, die diese kleinen Warzenkittel im Terrarium halten, im höchsten Lob und mit heller Begeisterung von ihren klugen und anhänglichen Pfleglingen sprechen. Bei unserem Erlebnis mit dem Krötentier machen wir aber noch eine andere Wahrnehmung, denn beim Aufheben werden unsere Hände von dem ausfließenden Drüsensekret benetzt. Wenn wir nun vermeiden, mit den Händen die Schleimhäute der Augen, der Nase und des Mundes zu reiben, wobei ein leichtes Brennen der berührten Teile erfolgt, verläuft dieses Erlebnis völlig harmlos. Das sogenannte „Krötengift" ist nur kleineren Tieren schädlich und dient dem Erzeuger als Abwehr- und Verteidigungsmittel. Vielfach verspritzen Kröten wie auch andere Geschöpfe beim Ergreifen ihren gleichfalls keinerlei Folgen hinterlassenden Urin, und diese Eigenart hat zweifellos die Veranlassung zu dem Märchen des Giftspritzens der Kröten gegeben.

In der Kreuzkröte, Bufo calamita, lernen wir nun den letzten Vertreter der in unserer Heimat vorkommenden echten Kröten kennen. Seinen Namen trägt das Tier, da ein vom Kopf bis zum After reichender schwefelgelber Mittelstreifen das Kreuz ziert. Im allgemeinen ist die Oberseite des Körpers grünlich-

116 *Kreuzkröte*

oder gelblichgrau gefärbt, mit mehr oder weniger olivgrüner oder olivbrauner Untermischung und wechselt vornehmlich beim Weibchen mit rötlichen, rotbraunen oder gelblichen Tönen ab. Weiter trägt die Oberseite eine Marmorierung von düster grünen und schwarzen Farbtönen mit roten Warzenpünktchen, während die schwärzlich gefleckte Unterseite weißliche oder weißgraue Färbung aufweist. Im übrigen zeigt die Kreuzkröte im Äußeren, besonders in der Gestalt, manche Ähnlichkeit mit der Erdkröte, mit der sie zuerst in einer Art vereinigt war. Als wesentliche Unterschiede von dieser Art können noch die flachen runddreieckigen oder elliptischen Ohrdrüsen und die sehr kurzen Schwimmhäute der Hinterfüße angegeben werden. Die Länge beträgt 6–8 cm.

Die in ganz Europa weitverbreitete Kreuzkröte bewohnt vorzugsweise die Küstenländer der Nord- und Ostsee sowie deren Inseln, daneben tritt sie besonders zahlreich in Nordwestdeutschland auf, nämlich in der Gegend des mittleren und unteren Rheins. Wenn sie auch die Nähe von Gewässern sowie Brüche und Sümpfe liebt, so wird sie andrerseits auch auf trockenen, bewachsenen Flächen, Berghalden und selbst in Parks und Gärten gefunden. Im Gebirge steigt sie bis zu einer Höhe von 1200 m empor. Eigentümlich ist ihre für Kröten bemerkenswerte Kletterfertigkeit, die sie befähigt, Felsen und selbst Mauern und Zäune zu erklimmen, wobei sie von der klebrigen Drüsenabsonderung wirksam unterstützt wird, ebenso wühlt sie ergiebig und erfolgreich in der Erde, denn eine Kreuzkröte vermag sich in kurzer Zeit metertief einzugraben. Eine solche Höhle sucht das Tier auch im September oder Oktober auf, um den Winterschlaf anzutreten, der bis Mitte April währt. Mit einem laubfroschähnlichen Quaken begleitet die Kreuzkröte bereits im Anfang April den Beginn ihrer Liebeszeit, während die Paarung erst später, meist im Mai und Juni, stattfindet. Die Fortpflanzungsweise entspricht im allgemeinen den Eigenheiten der Erdkröte.

Da für viele Tiere, unter denen die Lurche durch ihre Zahl hervorragen, durch die Naturschutzverordnung vom 18. März 1936 eine Sonderregelung getroffen wurde, mag diese hier für alle in Frage kommenden Arten Aufnahme finden. In den von Weber und Schoenichen gegebenen Erläuterungen zu den „Geschützten Tierarten" (§ 24 der Naturschutzverordnung) werden für die weniger strengen Schutzvorschriften unterliegenden Tiere folgende Arten angegeben: Zauneidechse, Blindschleiche, Ringelnatter, Feuer- und Alpensalamander, Kröten und Unken, Laub-, Moor- und Springfrosch sowie der Igel. Zwar darf man auch diese Tiere nicht töten; von allen diesen Arten dürfen aber einzelne Tiere von jedermann zum Zwecke der Aneignung gefangen werden, allerdings nur für die eigene Haltung und Pflege, nicht zum Verkauf, eine Bestimmung, die den Bedürfnissen der Aquarien- und Terrarienfreunde und des Schulunterrichts entgegenkommen will.

Der Laubfrosch

Unser allbekannter Laubfrosch, Hyla arborea, der typische Vertreter der unter dem wissenschaftlichen Namen Hylidae bekannten artenreichen Familie der echten Laubfrösche, ist die einzige Art der weitverbreiteten Gruppe in Deutschland. Aus diesem Grunde wollen wir die Kennzeichnung der Familie mit der Beschreibung der Art vereinigen. Als wesentlichste anatomische Merkmale sind die gerundete Schnauze, die stark hervorstehenden Augen, das Vorhandensein von Zähnen im Oberkiefer, das deutlich sichtbare Trommelfell, die großen Haftscheiben an den Zehen, die glatte Rückenhaut und die gekörnelte Haut der Unterseite zu nennen.

117 *Laubfrosch*

Die stark verlängerten Hinterbeine zeigen zwischen den Zehen gut entwickelte Schwimmhäute. Das Männchen trägt an der Kehle eine große, in luftgefülltem Zustand erbsengroße Schallblase zur Verstärkung des Tones bei der Lautäußerung. Da der Laubfrosch als erklärter Liebling aller Volkskreise sich einer allgemeinen Bekanntheit erfreut, können wir auf Anführung von Einzelheiten verzichten, denn ein Blick auf unser wohlgelungenes Bild erläutert alle Eigentümlichkeiten besser als langatmige Beschreibungen. Dennoch müssen hinsichtlich der Färbung noch einige Bemerkungen gemacht werden. Zwar besitzt der nur 4 cm lang werdende Laubfrosch oberseits die schöne laubgrüne und unterseits die weiße, silbrig schimmernde Färbung und den glänzend lackschwarzen Seitenstrich, doch kann das leuchtende Grün sehr verschiedene Farbtönungen annehmen, denn es erscheint zeitweilig grau, dann wieder bläulich und ein anderes Mal fast schwärzlich, ja, es kann selbst deutliche Grau- und Grünfleckung annehmen. Auf diesen Farbwechsel haben nicht nur die Paarung und Häutung, sondern auch die Witterung, die Art und der Grad der Ernährung, der Aufenthaltsort und auch der jeweilige Gesundheitszustand und die Erregung des Nervensystems entscheidenden Einfluß.

Der in der ganzen gemäßigten Alten Welt beheimatete Laubfrosch wird überall in Deutschland angetroffen und bevorzugt als Aufenthalt das Tief- und Hügelland in der Nähe stehender und fließender Gewässer. Dennoch ist er keineswegs ans Wasser gebunden, doch ist ihm das nasse Element stets ein willkommener Nachbar. Laubgehölze, Parks, Gärten oder Baumgruppen auf Wiesen und Feldern bilden seine Standorte. Hier führt er auf den Laubbäumen und Büschen eine kletternde Lebensweise, indem er von Blatt zu Blatt springt und auf diese Weise vermöge seiner saugfähigen Haftscheiben bis auf die höchsten Blätter der Krone klimmt, um hier ruhend den Tag zu verbringen. Beim Vorüberfliegen eines Insektes aber schnellt er in sicherem Sprunge auf den Flieger los und klappt blitzschnell seine Zunge heraus, um das Beutetier festzukleben und zu verschlingen. Bei rauhem, naßkaltem Wetter sucht der wasserscheue Laubfrosch Schutz unter Gestein, hinter Baumrinde und in Baumhöhlen. Seine blattgrüne Färbung bildet eine vorzügliche Schutzanpassung im Grün der Laubbäume. Außer Fliegen und Schmetterlingen besteht seine Nahrung aus Käfern, Raupen und Larven. Seine Winterruhe hält der Laubfrosch vom Oktober an in Baumwurzeln, hohlen Bäumen, Erdlöchern und in Mauerspalten, doch wird er auch im Fallaub, Dünger und unter Steinen ruhend angetroffen. Ende April oder Anfang Mai erwachen die munteren Grünröcke aus ihrem Dornröschenschlaf, die Weibchen gewöhnlich etwas später, und nun hallen die Büsche wider von ihrem bekannten Liebesgesang, der durch die weitaufgeblasene Resonanztrommel der Schallblase noch verstärkt wird. Die Laichablage erfolgt nachts im Wasser an Pflanzenstoffen, und es währt nur kurze Zeit, bis die 800–1000 schwarzgelben bis gelblichweißen, 1–1,5 mm messenden Eier abgesetzt sind. Schon nach zehn bis vierzehn Tagen schlüpfen die 7–8 mm langen Larven aus, die durch ihre gelbe Färbung und den fischartigen Schwanz kenntlich sind. Die Entwicklung ist im August abgeschlossen, und die etwa 1,5 cm langen fertigen Grünfrösche wandern zum endgültigen Landleben ans Ufer.

Die Knoblauchkröte

Einen sehr merkwürdigen Vertreter der deutschen Froschlurche lernen wir in der auch Landunke oder Wühlkröte genannten Knoblauchkröte, Pelobates fuscus, kennen, die neben einigen anderen Vertretern die Familie der Krötenfrösche, Pelobatidae, bildet. Obwohl diese Geschöpfe plumper und breiter gebaut sind als die Frösche, weisen sie doch mehrere mit diesen gemeinsame Merkmale auf. An dem kurzen, knöchern bedeckten Kopf fallen die mit senkrechter Pupille versehenen, stark hervorstehenden Augen, die kreisförmige, mit schwacher Ausbuchtung am freien Hinterrande versehene Zunge, die breite, abgerundete Schnauze, die in zwei voneinander getrennten, kurzen, zwischen den inneren Nasenlöchern stehenden Querreihen vorhandenen Gaumenzähne und das Fehlen der Ohrdrüsen auf. Die glatte, spiegelnde Haut des Körpers ist frei von Warzen und Wucherungen. Die Zehen der Hinterbeine tragen wohlausgebildete Schwimmhäute. Der am Fersengelenk stehende starke, schaufelartige, mit scharfem Hornkamm versehene Höcker leistet den Tieren beim Graben vorzügliche Dienste. Die Färbung der Oberseite ist ein mehr oder weniger helles Braun oder Grau, meist Schmutziggrau mit rötlichbraunen oder schwärzlichen Flekken, die vornehmlich an den Körperseiten mit kleineren rötlichen Flecken und Punkten untermischt sind. Die weißliche Unterseite trägt schwärzliche Flecke, die indes vielfach fehlen. Die Körperlänge beträgt 6–7 cm; besonders starke Stücke erreichen eine Länge von 8 cm.

118 *Knoblauchkröte*

Als echte Bewohnerin der Tiefebene kommt die Knoblauchkröte in Deutschland vorwiegend in den Stromgebieten der Elbe, Oder und Weichsel vor, wo sie den Tälern aufwärts folgt und sich in die Gebiete der Nebenflüsse verbreitet hat. In den südlichen Teilen Deutschlands wird sie seltener angetroffen und fehlt in größeren Gebieten völlig. Bei ihrer Vorliebe für die Tiefebene nimmt sie mit jedem Boden vorlieb, so wird sie selbst in sandreichen Gegenden gefunden, wenn sie ihr nur Gelegenheit zur Nahrung bieten. Trotz seiner wohlausgebildeten Schwimmhäute besucht das Tier das Wasser nur im März oder April zum Laichen, wobei die 1 mm großen braunschwarzen Eier in etwa 20–30 cm langen und 1 cm starken Schnüren abge-

stoßen werden. Die beim Schlüpfen etwa 4–6 mm langen Quappen verlassen bereits nach 6–8 Tagen die Eier, und ihre braunschwarze Färbung geht mit dem zunehmenden Wachstum bald in ein helleres Ölbraun über. Die Larven wachsen sich zu den größten aller deutschen Froschlurche aus, denn sie können die stattliche Länge von 14 und sogar 17 cm erreichen. Da die Knoblauchkröte, wenigstens im erwachsenen Zustande, eine rein nächtliche Lebensweise führt, wird sie nur selten beobachtet, und diese Tatsache täuscht über das Vorkommen des Tieres. Am Tage liegt es in selbstgegrabenen Höhlen verborgen, die angeblich zu jeder Tagruhe neu gegraben werden. Das Wühlen der Grube erfolgt in überraschend kurzer Zeit mit Unterstützung der messerscharfen Hornschwiele am Hinterfuß, indem der Wühler damit abwechselnd beiderseitig die Erde nach hinten stößt und mit dem Hinterteil nachrückt. Die Erde liegt dabei wallartig um das unermüdlich grabende Tier, das schon im Zeitraum von weniger als zwei Minuten im Erdreich verschwunden sein kann. Zweifellos gewährt diese Grabtätigkeit dem Tiere mancherlei Schutz gegen Feinde und Witterungseinflüsse. Obgleich auch der von diesem Lurch bei Störung oder Reizung abgegebene scharfe Knoblauchgeruch, dem er seinen deutschen Namen verdankt, von manchen Forschern als Rettungs- und Warnmittel betrachtet wird, scheint er vorwiegend im Geschlechtsleben des Tieres eine Rolle zu spielen. In den sonstigen Lebensgewohnheiten schließt sich die Knoblauchkröte eng an die der bereits besprochenen echten Kröten an.

Die Berg- und Tieflandunke

Die drei nunmehr zu betrachtenden Froscharten werden in der Familie der Scheibenzüngler, Discoglossidae, vereinigt, deren wichtigste Erkennungsmerkmale allerdings rein anatomischer Natur sind. Von ihnen seien der bewegliche Brustbeingürtel, der bezahnte Oberkiefer und die bei den Larven nicht linksseitig, wie bei den Quappen aller andern Frösche, sondern in der Mitte der Brustgegend liegende Atemröhre als besonders wichtig hervorgehoben. Die Vertreter der sogenannten Wasserunken, Bombinator, sind durch platten Kopf mit abgerundeter, breiter Schnauze, dicht zusammenstehende und weit hervortretende Augen mit senkrechter, dreieckiger Pupille und an den Hinterfüßen gut ausgebildete Schwimmhäute ausgezeichnet. Im übrigen zeigen sie einen krötenartigen Körperbau mit warziger Hautbedeckung.

Die früher in einer Art vereinigten Unkenformen sind einer näheren Betrachtung wert, da sie in ihrer Körpergestaltung und vornehmlich ihrer Färbung sehr seltsame Verhältnisse zeigen. Die Gelbbäuchige oder Bergunke, Bombinator pachypus, zeigt einen gedrungeneren Körperbau als ihre rotbäuchige Schwester, und ihr Unterschenkel ist mindestens ebenso lang wie der von der Wurzel der kleinsten Zehe an gemessene Fuß. Die Oberseite der Bergunke zeigt gelb- bis lehmgraue Färbung ohne Zeichnung, während die Unterseite auf schwefel- bis pomeranzenfarbenem Grunde mit grau- bis stahlblauen Flecken besetzt ist und die Spitzen der Zehen gelb gefärbt sind. Dahingegen zeigt die Rotbäuchige oder Tieflandunke, Bombinator igneus, einen verhältnismäßig schlanken Körper, dünnere Beine, glattere Haut, und der Unterschenkel ist kürzer als der von der Wurzel der kleinsten Zehe an gemessene Fuß. Die dunkelgraubraune bis schwarzgraue Oberseite ist mit kleinen, schwarzen und vielfach auch zwischen den Schultern mit runden, grünlichen Flecken besetzt, während die blauschwarze Unterseite mit kleineren weißen Punkten und großen orange-, mennig- oder karminroten Flecken bedeckt ist und die Zehenspitzen schwarze Färbung tragen. Die gegen die Bergunke etwas kleiner bleibende Tieflandunke erreicht eine Körperlänge von 4–4,5 cm.

Als westliche und südliche Form bewohnt die Bergunke mehr das Hügel- und Bergland und wird demgemäß bei uns auch im hügeligen und gebirgigen Mitteldeutschland und vor allem in den südlichen Teilen unserer Heimat angetroffen, während die mehr nördliche und östliche Tieflandunke die Niederungen bewohnt und bei uns von Berlin, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Halle, Bitterfeld und Weimar sowie aus Westpreußen, Niederdonau und dem Sudetengau bekannt geworden ist. Wilhelm Haacke sagt, daß die Unken als ausgesprochene Wassertiere von dem Verlassen der Winterherberge bis zu deren Wiederbeziehen in größerer oder geringerer Anzahl Weiher und Tümpel, deren Boden mit abgefallenem Laub und ähnlichen Stoffen bedeckt ist, ferner reine und trübe Gräben an Wiesen, Wäldern, Weiden und Straßenrändern, auch Sümpfe und Brüche, Torf- und Moorlöcher und Wasseransammlungen in Steinbrüchen und in Lehm- und Mergelgruben bewohnen, jedoch mit dem Unterschied, daß die Bergunke, obwohl auch sie stehende Gewässer geringen Umfangs vorzieht, auch Alt- und Widerwässer von Flüssen und Bächen, ja in Gebirgsgegenden mitunter klare und kalte Quellen und deren Abflüsse bevölkert. Aber auch sie meidet ausgedehnte Bäche, Seen und seeartige Buchten, worin sich oft Massen von Wasserfröschen befinden.

Ihr heimisches Gewässer verlassen die Unken, die sich gewöhnlich, den Kopf hervorgestreckt, in geringer Entfernung vom Ufer halten, um ihrer hauptsächlich aus Regenwürmern bestehenden Nahrung nachzugehen. Der Winterschlafplatz, den sie unter gewöhnlichen Verhältnissen im Oktober beziehen, Mitte oder Ende April wieder verlassen und gern in Gesellschaft von Artgenossen benutzen, besteht aus geeigneten, unter Baumwurzeln, Graspolstern, Stein- und Dunghaufen oder in Erdhöhlen und Krötenlöchern liegenden, nicht aber aus selbstgeschaffenen Verstecken. Nie vergraben sich die Unken im Winter im Schlamm. Aber sie sind geschickte Schwimmer und entziehen sich nahender Ge-

119 *Tieflandunke zeigt ihre Warnfarben*

fahr durch schleuniges Untertauchen. Auf dem Lande bewegen sie sich in eilfertigen, kurzen, bei Angst und Gefahr überhastenden und deshalb oft ungeschickt erscheinenden Sprüngen. Können diese sie nicht retten, so werfen sie sich entweder auf den Rücken, oder sie biegen den Kopf, als ob sie Genickstarre hätten, zurück und schlagen dabei vielfach die Vorderbeine über der Halsgegend zusammen. Durch diese sonderbare Stellung zeigen sie das grelle Rot oder Gelb ihrer Unterseite, das jedenfalls als Warnfarbe dient und viele sich sonst wohl an ihnen vergreifende Lurchfresser zurückschreckt. Bei Angst und Beunruhigung scheiden die Unken zudem aus Rücken- und Schenkeldrüsen einen weißen, seifenschaumähnlichen, stark riechenden Saft aus, durch dessen Berührung schon Grasfrösche, Laubfrösche und Molche, die mit Unken zusammen in einem Beutel getragen wurden, getötet worden sind. Der Ruf der Unken ist ein sehr melodisches, helles, glockenartiges Geklingel, das aus einem schnell mehrmals wiederholten „ung ung" besteht, dem die Tiere ihren Namen verdanken. Die Paarung erfolgt bei der Bergunke gewöhnlich im Mai, bei der Tieflandunke hingegen meist im Juni. Der im Wasser abgesetzte Laich sinkt zu Boden oder bleibt an Wasserpflanzen hängen. Nach etwa Wochenfrist schlüpfen die 6 mm langen Larven und wachsen innerhalb acht Wochen zu 3–5 cm langen Kaulquappen heran, um später als etwa 1,5 cm lange fertige Unken dem Wasser zu entsteigen.

Die Geburtshelferkröte

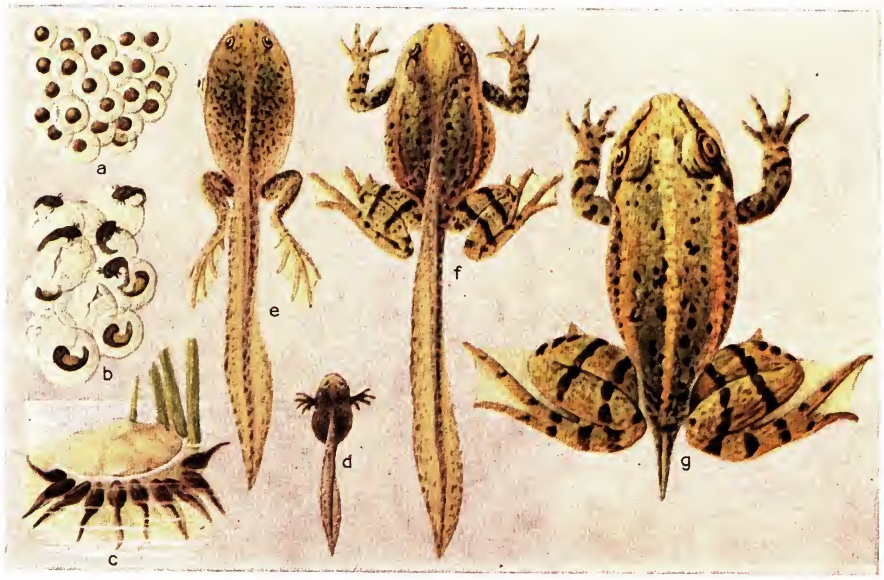
Obwohl diese letzte zu betrachtende Froschart nur ein unscheinbares Kleid trägt, zeigt sie in ihrer Lebensweise, zumindest aber in ihrer Fortpflanzungsart einige für die heimische Tierwelt einzig dastehende Merkmale. Auf diese Sonderheit weist schon der deutsche und wissenschaftliche Artname Geburtshelferkröte, Alytes obstetricans, hin. Wenn dieser nur 3,3–4,5 cm lange unscheinbare graue Frosch im März seine Winterherberge verläßt, lassen die Männchen ihren überaus klangvollen, feinen, fast glockenartigen Ruf ertönen, und nicht lange währt es dann, bis sich die Paare vereinigen. Im Gegensatz zu allen anderen froschartigen Geschöpfen unserer Heimat erfolgt die Paarung nicht im Wasser, sondern auf dem Lande, wobei das Männchen vom Rücken her das Weibchen um die Lenden faßt und nun mit den Zehen dessen After unter Zusammenpressen des Leibes reibt, wodurch allmählich der in Schnüren zusammenhängende Laich ausgeschieden wird. Nach der Befruchtung wickelt sich das Männchen nun aber diese Eischnüre, vielfach in sich überkreuzender Schlingenform, um die Hinterfüße und die hintere Körperhälfte und trägt die sehr winzigen, nur hirsekorngroßen 50 bis 100 Eier vier bis sieben Wochen mit sich herum. Dann aber werden die wesentlich größer gewordenen Eier, in deren Innerm die Larven bereits herangereift sind, im Wasser abgestreift, wo ihnen die schon mit äußeren Kiemen ausgestatteten Kaulquappen entschlüpfen, die bis zum Herbst etwa 5 cm groß werden, aber dann überwintern, um die weitere Entwicklung im nächsten Frühjahr durchzumachen, und endlich im Hochsommer als 2,5 cm lange Krötchen dem Wasser zu entsteigen und ein endgültiges Landleben zu führen. Da durch die Umschlingung der Laichschnüre die Hinterbeine manchmal in der Bewegung behindert werden und der Eindruck einer Fesselung erweckt wird, wurde dem Tier in manchen Gegenden die Bezeichnung „Feßler" beigelegt, worauf auch der wissenschaftliche Gattungsname Alytes hindeutet.

Gleich den Unken gehört auch die Geburtshelferkröte zu den Scheibenzünglern. Das unscheinbare Tierchen kennzeichnet sich durch die krötenartige Gestalt, den mit stark gewölbter Schnauze, weit hervortretenden Augen, rundem Trommelfell, länglichen Ohrdrüsenwülsten und scheibenförmiger, im hinteren Teil ganz-

120 *Geburtshelferkröte mit Eischnüren, die das Männchen mit sich herumträgt*

randiger Zunge versehenen, breiten und flachen Kopf, die wenig warzige Haut und die gering entwickelten Schwimmhäute der Hinterfüße. Als Grundfärbung kann ein ins Gelbliche, Bräunliche, Grüne oder Blaue gehendes Asch- oder Bräunlichgrau angegeben werden, von dem sich viele schwarze und weißlichgelbe Wärzchen abheben. Rechts und links der Mittellinie des Rückens verläuft je ein gelblicher, mit roten Punktzeichnungen besetzter Seitenwulst. Die weißliche oder schmutzighellgraue Unterseite trägt an der Kehle, an den Seiten und am After dunkle Flecke und Punkte.

Die vorwiegend im westlichen Europa beheimatete Geburtshelferkröte hat in Deutschland nur eine beschränkte Verbreitung, denn sie findet sich, abgesehen von einigen unwichtigen Fundorten, nur vom Rhein bis zum Harz und Jena, nämlich im westfälischen Bergland, in den Gebirgen des Mittelrheins, in Hessen und Baden. Wenn der Feßler auch das Wasser nicht gänzlich meidet, so hält er sich doch ausschließlich am Lande, oftmals in der Nähe von Gewässern auf. Als reines Nachttier verbringt er den Tag in Erd- und Baumhöhlen, unter Wurzelstöcken, in Felsspalten, Steinhaufen, aber nur selten in selbstgegrabenen Erdlöchern, wie er sie zur Winterherberge benutzt. Mit dem Anbruch der Dämmerung erscheint der Feßler in seinem Jagdgebiet und hüpft in kleinen, überspannenlangen, schnell hintereinander ausgeführten Sprüngen über das Land, wobei er manchmal auch seine Kletterfertigkeit zeigt, um Würmern, Kerbtieren und deren Larven nachzustellen. Trotz seiner Wasserscheu, die so weit geht, daß er bei Regenwetter seinen Schlupfwinkel nicht verläßt, vermag der Feßler gut zu tauchen, wenn auch seine Schwimmbewegungen einen unsicheren und ängstlichen Eindruck machen. In der Gefangenschaft erweist er sich wie alle



121 *Entwicklung des Frosches*
a) Froschlaich. b) Larven im Ei. c) Larven in der Entwicklung. d) Bildung der Kiemenbüschel. e) Die Hinterbeine bilden sich. f) Vorderbeine und Lungen entwickeln sich. g) Aus der Kaulquappe entsteht der Frosch.

krötenartigen Geschöpfe als sehr angenehmer und anhänglicher Pflegling, der durch vielerlei Proben seiner Beobachtungsgabe und Klugheit die Zuneigung und Bewunderung seiner Umgebung erweckt.

Über die Jugendentwicklung der Froschlurche

Obwohl wir in der Einführung zur Klasse der Lurche und auch später bei der Beschreibung der einzelnen Frosch- und Krötenarten über die seltsame Fortpflanzungsart dieser wechselblütigen Tiere berichtet haben, halten wir eine eingehendere Darstellung der unter dem Namen Metamorphose bekannten Jugendverwandlung dieser Geschöpfe für angebracht, und wir haben demgemäß als besonders lehrreiches und interessantes Beispiel die zeitliche Bildungsfolge des Frosches vom Ei bis zum fertigen Tier im Bilde wiedergegeben. Dieses wundersame Geschehen in der Erscheinungswelt der Lebewesen hat seit langer Zeit das Interesse der weitesten Kreise erregt, und Forscher wie Liebhaber haben sich in gleicher Weise mit dem Studium dieser kleinen nackthäutigen Nützlinge beschäftigt, das ihre Haltung so ungemein reizvoll und anziehend macht.

Bei den Vertretern der größeren Gruppen werden im Entwicklungsgang der Larven noch einige besondere, im weiteren Verlauf unserer Betrachtung erörterte Verhältnisse angetroffen, doch ist allgemein für alle Amphibien zu bemerken, daß sie in ihrer Jugend einen Gestaltungswechsel zu durchlaufen haben. Abgesehen von einigen, sich innerlich befruchtenden und lebend gebärenden Salamanderarten erfolgt die Ablage der Eier ausnahmslos im Wasser, und zwar in Schnüren oder in Klumpen oder aber auch einzeln. Die ausschlüpfenden, vielfach Kaulquappen genannten Larven atmen anfänglich durch Kiemen und tragen als Fortbewegungsorgan noch keine Gliedmaßen, vielmehr einen seitlich zusammengedrückten, mit einem Flossensaum besetzten Ruderschwanz. Im weiteren Wachstum bilden sich die Kiemen allmählich zurück, und es entwickeln sich unter gleichzeitiger Ausbildung der Gliedmaßen die Lungen. Mit dem Wachstum der Beine geht die Rückbildung des Ruderschwanzes vor sich, der nur bei den Molchen erhalten bleibt. Sobald die Gliedmaßen kräftig genug sind, entsteigen die fertigen Tiere dem nassen Element und führen größtenteils eine landbewohnende Lebensweise, die sie meist nur zur Zeit der Fortpflanzung unterbrechen, um im Wasser die Paarung vorzunehmen.

Um den Entwicklungsgang gemäß den in unserem Bilde dargestellten Stufen näher kennenzulernen, wollen wir uns die Metamorphose der Froschlurche vor Augen führen. Als erstes Stadium sehen wir eine Anzahl Eier, den sogenannten Laich, der bei den Fröschen in Klumpen und bei den Kröten in Schnüren abgelegt und sofort nach dem Ausscheiden vom Männchen befruchtet wird. Grob angedeutet, enthält jedes dieser Eier einen den Dotter kennzeichnenden dunkleren Kern, der von einer gallertartigen, schlüpfrigen, elastischen Masse eingehüllt ist: eine zweckmäßige Einrichtung, um den Laich vor dem Eintrocknen zu bewahren und ihn vor der Vertilgung durch Vögel, Fische und Schnecken zu schützen. Nach dem Anschwellen der Gallertmasse haben sich meist die Keimlinge schon nach einigen Tagen so weit entwickelt, daß sie der Eihülle als winzige, gliedmaßenlose, geschwänzte Larven entschlüpfen, die zuerst statt einer Mundöffnung zwei kleine, sich schnell zurückbildende Haftscheiben zum Ankleben und Festsaugen an Wasserpflanzen besitzen. Schnell entwickeln sich nun jederseits des Halses drei baumartig verästelte Kiemen, die sich allmählich zu kammartigen, fischähnlichen Kiemenblättchen umgestalten und von Kiemendeckeln überwuchert werden. Hinter den Kiemen führen die Atemspalten in den Schlund, während für den Abfluß des Atemwassers ein besonderes Kiemenloch sorgt. Mit der Kiemenbildung einher geht die Entwicklung der aus winzigen Hornzähnchen bestehenden Freßwerkzeuge. Erst danach kommt es zur Bildung der hinteren Gliedmaßen, denen später die vorderen folgen. Noch immer aber ist der wirbellose, mit sehr hohen Flossensäumen bekleidete, die Körperlänge stets übertreffende Ruderschwanz vorhanden. Mit der Ausbildung der Vordergliedmaßen geht die Entwicklung der Lungen vor sich unter gleichzeitiger Rückbildung der Kiemen und Schließung des Kiemenloches. Endlich gehen auch die hornigen Mundwerkzeuge verloren, und der Schwanz schrumpft langsam ein, bis auch das letzte Stummelchen verschwunden ist, der Frosch als fertiges Gebilde in Erscheinung tritt und nun vorwiegend Landbewohner wird.

Der Feuersalamander

Vor der Betrachtung dieses beliebten und bekannten Terrarienpfleglings wollen wir uns kurz über die anatomischen und systematischen Eigenheiten der nun folgenden Vertreter der sogenannten Schwanzlurche, Urodela, unterrichten. Diese auch unter dem Namen Molche bekannten Amphibien unterscheiden sich von den froschartigen Geschöpfen durch den langgestreckten, eidechsenartigen Körper, die vier sehr kurzen Gliedmaßen und den stets vorhandenen, kräftig ausgebildeten Schwanz. Die geschwänzten Amphibien spalten sich nun, soweit die hier zu betrachtenden Arten in Frage kommen, in die Landmolche oder Salamander, Salamandra, und die Wassermolche oder Tritonen, Molge, die zusammen mit mehreren anderen Gattungen die Familie der Molche, Salamandridae, bilden. Als erste Vertreter haben wir einige Angehörige der Landmolche zu betrachten, plumpe, schwer-

fällige Tiere, die an dem langen, mit dicken Querwülsten versehenen Körper kräftige, aber kurze Beine und einen kegelförmigen, nach der Spitze zu runden, quergewulsteten Schwanz tragen. Der dicke, flache Kopf besitzt große Augen und in der Ohrgegend einen starken Drüsenwulst. An der weichen, glänzenden Haut lassen sich viele Drüsenausgänge wahrnehmen, die ihren Träger mit einer hellen, klebrigen Flüssigkeit überziehen. Ein wesentliches biologisches Kennzeichen ist bei den Landmolchen schon im Namen ausgedrückt, denn es sind ausschließlich Landbewohner, die tagsüber feuchte Örtlichkeiten aufsuchen, da sie von der Feuchtigkeit der Luft abhängig sind und daher trockene Gegenden meiden. Nachts oder auch nach anhaltenden warmen Niederschlägen verlassen die stets lebende Junge gebärenden Landmolche die Verstecke, um ihrer aus Kerbtieren, Würmern, Schnecken und Spinnen bestehenden Nahrung nachzugehen.

Als bekanntester und wegen seiner Schönheit und Harmlosigkeit beliebtester Vertreter der Landmolche hat der in Deutschland weitverbreitete Feuersalamander, Salamandra maculosa, Eingang in die Schaubecken vieler Naturfreunde und Liebhaber gefunden. Sein farbenfrohes, schmuckes Gewand zeigt tiefschwarze, glänzende Grundfärbung und eine reiche, leuchtend schwefelgelbe bis orangefarbene Fleckung oder Streifung. Diese Zeichnung kann sehr erheblichen Schwankungen unterworfen sein, und demgemäß werden vom Feuersalamander mehrere Varietäten unterschieden. Als Länge für diesen Landmolch können 15–20 cm angegeben werden; indes kommen gelegentlich auch 22–23 cm lange Stücke vor.

Der Feuersalamander ist ein Bewohner der Berg- und Hügellandschaft, wo er sich vorwiegend in Tälern, Schluchten und feuchten Wäldern aufhält. Wo diese Bedingungen gegeben sind, lebt er an schattigen und feuchten Örtlichkeiten und hält sich tagsüber unter Moospolstern, Wurzelwerk und Steinen oder in Erdhöhlen und Klüften auf, um bei Einbruch der Dämmerung oder nach warmen Regenfällen auch am Tage in seiner ihm eigenen schwerfälligen, unbeholfenen Gangart auf Nahrung auszugehen, die er durch schnellen Vorstoß des Kopfes erbeutet. Sein Erscheinen bei Regenfällen trug ihm den Namen Regenmännchen ein. Wenn die ersten kühlen, regnerischen Herbsttage einsetzen, beziehen die Feuersalamander in einem geschützten, frostfreien Winkel, manchmal in größerer Anzahl, ihre Winterherberge, um Ende März oder Anfang April wieder zu erscheinen. Interessanten Verhältnissen begegnen wir bei der Fortpflanzung dieses warzigen Buntrockes, die zudem an keine Jahreszeit gebunden zu sein scheint. Bei der stets im Wasser vorgenommenen Vereinigung der Geschlechter werden die vom Männchen abgestoßenen Samensäckchen vom Weibchen durch die Kloake in der Samentasche aufgenommen, wohingegen die Befruchtung der Eier erst im nächsten Jahre erfolgt und die Larven erst im Verlaufe eines weiteren Jahres abgesetzt werden. Zum Ausscheiden der zwanzig bis vierzig etwa $2^1/_2$–3 cm langen, kiementragenden, mit Gliedmaßen und Ruderschwanz versehenen, einfarbig schwärzlichgrauen Larven sucht das Weibchen stets kühle fließende Gewässer, nämlich klare Bergwässer, wie Quellen und Bäche, auf. Die sehr beweglichen, von kleinen Krebstieren lebenden, im Wasser sich zu Lungenatmern entwickelnden und bis zu ihrer Geschlechtsreife zwei Jahre benötigenden Larven erhalten die eigentümliche gelbe Zeichnung erst im Alter von drei bis vier Monaten, wenn sie eine Länge von 5–6 cm erreicht haben. Nach dieser Umfärbung nehmen die Jungen bald vollends die Gestalt ihrer Eltern an; sie verlassen das Wasser und führen nun die gleiche Lebensweise wie ihre Erzeuger.

Der Alpensalamander

Als einen nahen Verwandten des Feuersalamanders lernen wir den ausschließlich im Alpengebiet beheimateten Alpen- oder Mohrensalamander, Salamandra atra, kennen, der im Körperbau und in der Lebensweise so große Ähnlichkeiten mit ihm zeigt, daß viele Forscher ihn als Abkömmling des Feuersalamanders betrachten. Ein Blick auf die Größe und Färbung beider Tiere läßt unschwer die Unterschiede des Alpensalamanders von seiner Stammform erkennen, denn er trägt ein durchweg schwarzes, glänzendes Hautkleid, und 14 cm lange Stücke können schon als sehr stark bezeichnet werden. Im allgemeinen erscheint der Alpensalamander weniger plump als sein gelbgefleckter Vetter, der Kopf ist länger und schmäler und der Schwanz im Querschnitt vierkantig abgerundet.

Der kleine Mohrenlurch bewohnt das Gebiet der Alpen von Savoyen und Piemont bis nach Steiermark und Oberdonau, wird in Deutschland außer den genannten Teilen vorwiegend in Kärnten, Tirol, im Salzburgischen und auf einzelnen Höhenzügen Oberbayerns und Württembergs angetroffen und wurde im südlichen Schwarzwald mit gutem Erfolg eingebürgert. Als Charaktertier der Alpenkette wird er in Höhen unter 800 m nicht mehr angetroffen, während er darüber alle Höhenlagen bewohnt, die ihm das Dasein zu bieten vermögen; so steigt er aufwärts bis zur Schneegrenze und wurde noch in Höhen von 3000 m angetroffen, so daß wir uns fragen, wie es möglich ist, daß ein Lurch in diesen unwirtlichen Gegenden noch zu bestehen vermag. In einzelnen Gebieten kommt das Tier zudem stets über der Waldzone vor, während er in anderen feuchte Wälder oder von kleinen Bächen durchrieselte Täler und Schluchten des Voralpengürtels bewohnt. Da er die Wärme und Trockenheit fürchtet, hält sich der Mohrensalamander an sonnenhellen Tagen stets unter Gestein, Moos und niedrigen Gewächsen verborgen und erscheint erst, wenn der taureiche Abend naht oder am Tage Gewitterregen fallen. Dann tritt der stets gesellig lebende Alpensalamander in solchen Mengen auf, daß oftmals der ganze

122 *Feuersalamander*

123 *Alpensalamander*

Boden damit bedeckt ist. Übermäßig langsam und schwerfällig kriecht dieser Lurch zur Jagd auf Regenwürmer, Schnecken, Spinnen und Raupen, wobei er stets Trockenheit und Wärme meidet, die ihm schon in kurzer Zeit verhängnisvoll werden.

In der Art der Fortpflanzung unterscheidet sich der Alpensalamander tiefgreifend von allen seinen Verwandten. Während die Paarung selbst kaum von der des Feuersalamanders abweicht, kann die der Hochgebirgsnatur vorzüglich angepaßte Entwicklung der Keimlinge als durchaus einzigartig gelten. Die Natur hat nämlich für den Alpensalamander einen Ausnahmezustand in der Entwicklung seiner Nachkommen geschaffen, denn er bringt lebendige, lungenatmende Junge zur Welt! Die Paarung findet gewöhnlich im Juli oder August auf dem Lande statt. Aus den geräumigen Eierstöcken der Weibchen gelangen in jeden Eiergang 30–40 Eier, von denen aber nur die beiden vordersten zur Entwicklung gelangen. Diese beiden Keimlinge entwickeln sich nun auf Kosten der anderen Eier, die in einen Dotterbrei zusammenfließen, von dem sich die beiden Keimlinge nähren. Die mit mächtigen Kiemen ausgestatteten Kaulquappen verbleiben in höheren Gebirgslagen drei, in tieferen aber zwei Jahre im Mutterleibe; wenn dann die beiden etwa 4–5 cm langen Jungen geboren werden, gleichen sie fast völlig den Alten, denn von den Kiemen sind nur noch kleine Reste vorhanden, während die Lungen ihre volle Tätigkeit ausüben. So erfahren die jungen Alpensalamander ihre volle Entwicklung im Mutterleibe. Nicht minder interessant ist die Häutung des Tieres. Durch Muskeldruck des Körpers wird die alte Haut bis über die Schwanzwurzel abgestreift, alsdann mit den Kiefern gepackt, vom Schwanzende vorsichtig abgetrennt und schließlich verspeist, um später ausgewürgt zu werden oder aber unverdaut den Magendarmkanal zu passieren.

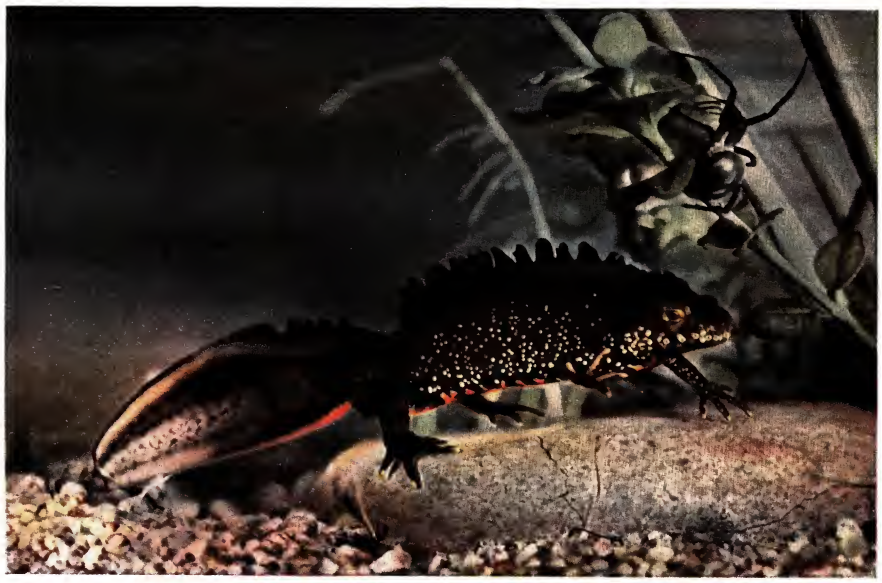
Die Wassermolche

Als zweite Gattung der echten Molche haben wir die bei uns in fünf Arten vorkommenden Wassermolche zu behandeln, von welchen zwei Formen hier im Bilde vorgeführt werden. Von den Landmolchen sind die auch unter dem Namen Tritonen bekannten Wassermolche, Molge, unschwer an dem schlankeren, gestreckteren Körper, dem zierlicheren Gliederbau und dem körperlangen, seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz zu unterscheiden. Die von den Landmolchen her bekannten Querwülste der Körperseiten werden bei den Wassermolchen ebenso vergeblich gesucht wie die Ohrdrüsenwülste. Die mit zahlreichen Drüsen besetzte Körperhaut ist entweder völlig glatt oder trägt eine mehr oder weniger körnige Oberfläche. Während die beiden Reihen der Gaumenzähne bei den Landmolchen S-förmig geschweift sind, bilden sie bei den Tritonen zwei geradlinige Längsreihen. Eine besondere Eigenart der Wassermolche besteht in der Bildung von Rückenkämmen bei den männlichen Tieren während der Paarungszeit. Die Kämme können ganz nach den Arten als glatte, gezackte oder gewellte Hautgebilde in Erscheinung treten; sie verschwinden, sobald die Paarungszeit beendet ist. Weiter nehmen die Männchen in dieser Zeit äußerst lebhafte Farben an, und an den Zehen der Hinterfüße bilden sich Hautsäume oder Schwimmhäute. In der Lebensweise und den Gewohnheiten weisen alle Wassermolche eine auffallende Übereinstimmung auf, so daß wir die biologischen Eigenheiten nach der Beschreibung der Arten zusammenfassend behandeln wollen. In der Kennzeichnung der Arten folgen wir im allgemeinen der Zusammenstellung von Bruno Dürigen.

Bei dem Kammolch, Molge cristata, erscheint die Haut infolge vieler dichtstehender Wärzchen grobkörnig und rauh. Während die Kehlfalte fast immer sehr deutlich ausgeprägt ist, fehlt am Schädel der knöcherne oder sehnige Schläfenbogen. Die Oberseite des Körpers ist dunkelgrünlichgrau, grünlichbraun, blaugrau bis fast schwarz gefärbt und mit großen runden schwarzen Flecken besetzt, während die Unterseite leuchtend orangegelbe Färbung trägt. Beide Seiten des Schwanzes sind mit einem blauweißen Streifen geziert. Die Iris des Auges hat goldgelbe Färbung mit einem von der Pupille senkrecht nach unten gehenden schwarzen Strich. Das Männchen trägt zur Fortpflanzungszeit im Frühjahr auf Rücken und Schwanz einen hohen, scharf gezackten, über der Schwanzwurzel unterbrochenen, dunklen Hautkamm. Die Gesamtlänge beträgt 12–17 cm.

Der wesentlich kleinere Bergmolch, Molge alpestris, kennzeichnet sich durch den Besitz eines von Sehnenfasern gebildeten Schläfenbogens. Im Landkleid, also außerhalb der Fortpflanzungszeit, trägt das Männchen eine feinkörnige, das Weibchen eine sehr grobkörnige Haut, während sie in der Laichzeit beim Männchen fast oder gänzlich glatt und beim Weibchen feinkörnig ist. Die Kehlfalte ist meist völlig verwischt. Die Oberseite des Körpers ist von schiefergrauer Färbung mit zackigen und netzartig angeordneten bräunlichen Flecken, während die Unterseite einfarbig orangerot ist und höchstens an der Kehle einige schwarze Punkte aufweist. An den Kiefern, den Flanken, der Oberseite der Beine und der Schwanzkante befinden sich eine oder mehrere unregelmäßige Reihen schwarzer Tüpfel auf weißlichem Grunde. Das Männchen trägt zur Fortpflanzungszeit im Frühjahr einen sehr niedrigen, ungezackten, gelb und schwarz quergebänderten Kamm. Die Gesamtlänge beträgt 7–10 cm.

Bei dem völlig glatthäutigen Streifen- oder Teichmolch, Molge vulgaris, ist gleichfalls am Schädel ein durch Sehnenfasern entstehender Schläfenbogen vorhanden. Der Oberkopf ist jederseits mit einer gut sichtbaren, unregelmäßigen Doppelreihe vertiefter Drüsenpunkte oder Poren versehen. Der Schwanz trägt eine lange, allmählich und fein zugehende Spitze. Bei kräf-



124 *Kammolch*

tigen Tieren ist der Rumpf oberseits vollkommen gerundet und trägt keine Seitenkanten. Die Oberseite des Körpers zeigt auf olivfarbenem oder bräunlichem, nach dem Bauche zu hellerem und die Unterseite auf orangefarbenem Grunde schwarze Flecke, die oberseits oft in Längsreihen stehen oder beim Weibchen sich zu zackigen Längsbinden vereinigen. Die Augeniris ist goldgelb gefärbt und mit schwachem dunklem Querstreif versehen. Das Männchen trägt zur Laichzeit einen sehr hohen, rundlich ausgekerbten, über der Schwanzwurzel nicht unterbrochenen, flatterhäutigen Kamm und an den Hinterzehen Hautsäume. Die Gesamtlänge des Streifenmolches beträgt 6–8 cm.

Als eigentümliches anatomisches Merkmal finden wir bei dem völlig glatthäutigen Faden- oder Leistenmolch, Molge palmata, am Schädel einen knöchernen Schläfenbogen. Die Drüsenpunkte des Kopfes sind mit dem unbewaffneten Auge nicht erkennbar. Der am Ende abgestutzte Schwanz trägt an der Spitze einen scharf abgesetzten, bis zu 5 mm langen fadenartigen Anhang, dem das Tier seinen Namen Fadenmolch verdankt. An jeder Seite des Rückens ist eine stets sehr deutlich leistenartig hervortretende Längskante vorhanden, wonach das Tier seinen zweiten Namen Leistenmolch erhielt. Die Oberseite des Körpers ist olivenbräunlich oder gelblich gefärbt mit dunkler Fleckung und Marmorierung, während die Unterseite orangegelbe Färbung ohne jegliche Fleckung trägt. Die goldgelbe Augeniris zeigt eine scharfe dunkle Querbinde. Das Männchen trägt zur Laichzeit vollständige Schwimmhäute zwischen den Zehen der Hinterfüße und statt des Kammes eine erhabene Leiste längs der Mitte des Rückens. Die Gesamtlänge des Fadenmolches beträgt $6^1/_2$ bis $8^1/_2$ cm.

Während der in fast ganz Europa verbreitete Kammolch in Deutschland, mit Ausnahme der Gebirgszüge, überall zu finden ist, zieht der mehr mitteleuropäische Bergmolch, wie sein Name schon andeutet, das Berg- und Hügelland der Niederung vor, doch hat er vom Harz aus einzelne Vorstöße in die Norddeutsche Tiefebene unternommen. Als häufigste und über ganz Deutschland verbreitete Art hat der Streifenmolch zu gelten, während wiederum der mehr westeuropäische Leistenmolch bei uns nur eine beschränkte Verbreitung besitzt, nämlich vorwiegend in der Rheinpfalz, im Schwarzwald, in Baden, weiter im Taunus und Spessart, in der Rhön, in Oberhessen, im Sauerland sowie im Harz und in Thüringen beheimatet und in langsamem Vorrücken nach Osten begriffen ist.

Erwähnung verdient schließlich der sudetendeutsche Karpathenmolch, Molge montandoni, der in Deutschland auf das Odergebirge beschränkt ist und fadenmolchartigen Charakter zeigt.

Sämtliche Tritonarten sind Wasserbewohner, die während der einige Monate dauernden Paarungszeit ausschließlich im nassen Element leben, um für den Nachwuchs zu sorgen, dann aber ans Land gehen, um an feuchten oder sogar nassen, dunklen Orten den Sommer und Herbst zu verbringen. So finden wir sie an Uferböschungen, unter Baumwurzeln und Fallaub, in Erdlöchern und Steinhaufen, selbst in Kellern und Brunnen, um ihr Versteck hin und wieder zu verlassen und ihr zu dieser Zeit nicht erhebliches Nahrungsbedürfnis zu befriedigen. Sie jagen dann in unbeholfener Weise nach Nacktschnecken, Regenwürmern und ähnlichem Gewürm und beziehen zum Spätherbst in den sommerlichen Schlupfwinkeln ihr Winterquartier. Schon frühzeitig, nämlich Ende Februar, meist aber im März, weckt die höhersteigende Sonne die Schläfer, die sofort dem Wasser zustreben und in schilfreichen und umbuschten Teichen, in Wald- und Wiesengräben, Waldtümpeln und Weihern oder ähnlichen stehenden Gewässern Aufenthalt nehmen, um das düstere Winterkleid mit einem farbenfrohen Hochzeitsgewand zu vertauschen und die Paarung vorzunehmen. Gleichzeitig entwickeln sich bei den Männchen die bei den einzelnen Arten beschriebenen seltsamen Kammbildungen.

125 *Bergmolch*

Und nun gehen die überaus zierlichen Liebesspiele dieser schmucken Buntröcke vor sich; mehrere Wochen nach der Paarung erfolgt die Ablage des Laiches. Gewöhnlich werden die Eier von den Weibchen einzeln an Wasserpflanzen geheftet. Aus den 6–24 kugelrunden Eigebilden schlüpfen nach 15–18 Tagen, unter günstigen Bedingungen auch bereits zwei bis drei Tage früher, die etwa 10 mm langen, sehr gestreckt gebauten Larven, die sich durch erstaunlich schnelle Bewegungen auszeichnen. Drei bis vier Monate nach dem Erscheinen der Larven, also im August oder September, ist der Molch zur vollen Ausbildung gelangt. Bei schwer ersteigbaren Ufern oder anderen Widrigkeiten überwintern gelegentlich kiementragende Larven, um erst im nächsten Frühjahr die weitere Ausbildung zur Landform durchzumachen, ja, manchmal werden diese Geschöpfe in ihrem Larvenstadium sogar geschlechtsreif und fortpflanzungsfähig, ein Zustand, der unter dem Namen Neotonie bekannt ist und zu vielerlei interessanten wissenschaftlichen Versuchen namentlich auf experimentellem Gebiete führte. Die Molchlarven führen eine räuberische Lebensweise und ernähren sich in der ersten Zeit von Floh- und Muschelkrebschen sowie anderem Kleingetier, später erbeuten sie kleine Würmer, Mückenlarven und jüngere Kaulquappen, selbst ihresgleichen verschmähen sie nicht. Auch die erwachsenen Molche sind überaus räuberische und gefräßige Gesellen zur Zeit ihres Wasseraufenthaltes. Sie verzehren nicht nur Kerbtiere, Würmer, Schnecken und kleine Krebse, sondern fallen auch über kleine Fische sowie Kaulquappen der eigenen und anderen Arten her. Besondere Erwähnung verdient die große Zählebigkeit dieser abenteuerlich gestalteten Buntröcke, nicht zuletzt die Regenerationsfähigkeit bestimmter Körperteile, denn sie ersetzen nicht nur Gliedmaßen und Schwänze, sondern selbst Augen und andere edle Organe.

Es kann nicht wundernehmen, daß die Liebhaber diesen nicht nur in ihrer Lebensweise, ihrem Wesen und Gebaren interessanten und absonderlichen, sondern auch körperlich schönen, mit wundervollen Farben geschmückten, überaus munteren, bewegungslustigen Geschöpfen von jeher ihr Augenmerk zugewandt haben und die schmucken Gesellen für die nähere Beobachtung und Betrachtung zu Haus- und Zimmergenossen machten, gehören doch die molchartigen Lurche zu den heute am häufigsten in den Terrarien gehaltenen Liebhabertieren, die ihrem Pfleger ein Stück Natur im Heim vermitteln.

Die Tierwelt und der deutsche Mensch

Unser Streifzug durch die heimatliche Tierwelt ist beendet! Eine allgemeine Betrachtung über die Beziehungen des deutschen Menschen zur Tierwelt sei unseren Ausführungen angefügt. Es wurde viel darüber geschrieben und nachgedacht, welche Ursachen der großen Tierliebe des deutschen Volkes zugrunde liegen. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick zeigt uns, daß unsere Liebe und unsere Achtung dem Geschöpf gegenüber ein wertvolles Erbgut und Vermächtnis unserer Vorfahren sind. Auf Grund der Tatsache, daß alle die Tierwelt und die Kreatur überhaupt betreffenden ethischen und kulturellen Bestrebungen von den Völkern der nordischen Rasse ausgingen, können wir den sicheren Nachweis erbringen, daß nach den Überlieferungen einer bis in die graue Vorzeit reichenden Geschichte vornehmlich der deutsche Mensch mit der Tierwelt stets aufs engste verwachsen war und seine tierfreundliche Einstellung blutsmäßig bedingt und gebunden ist. Dieses alte Erbgut der Völker des germanischen Kulturkreises findet seinen Niederschlag in der tierlieben Wesensart des deutschen Volkes. So ist die Liebe zur Natur und ihren vielgestaltigen Erscheinungen dem deutschen Menschen angeboren und in ihm tief verwurzelt. Was wir lieben, wollen wir aber erhalten und schützen! So war es von jeher das Bestreben des Deutschen, den kostbaren Schätzen der Natur, der Tier- und Pflanzenwelt, Schutz und Schonung angedeihen zu lassen, weil sie ein Stück Blut und Boden der Heimat verkörpern. Diese Erkenntnis erhielt aber erst durch die nationalsozialistische Weltanschauung lebendige Gestaltung, und demgemäß wurden Gesetze zur Erhaltung und zum Schutz der Natur erlassen, wie sie besser kein Volk der Welt besitzt. Sie gehen von der Erkenntnis aus, daß jedes Geschöpf in seiner Scholle wesenhaft verwurzelt ist und daher alles, was in einer bestimmten ursprünglichen Umwelt aufwächst, untrennbar miteinander verbunden ist und erhalten bleiben muß. Die dankenswerten Bestrebungen, die Schönheiten der heimatlichen Landschaft dem deutschen Menschen nahezubringen und sicherzustellen, finden in der Begründung zum deutschen Naturschutzgesetz ihren Ausdruck: „Der um die Jahrhundertwende entstandenen ‚Naturdenkmalpflege' konnten nur Teilerfolge beschieden sein, weil wesentliche politische und weltanschauliche Voraussetzungen fehlten; erst die Umgestaltung des deutschen Menschen schuf die Vorbedingungen für wirksamen Naturschutz. Die deutsche Reichsregierung sieht es als ihre Pflicht an, auch dem ärmsten Volksgenossen seinen Anteil an deutscher Naturschönheit zu sichern."

Es liegt ein tiefer Sinn in der Tatsache, daß zum Schutze der Tierwelt zwei Gesetze geschaffen wurden, die gleichzeitig zwei umfangreiche Arbeitsgemeinschaften natur- und tierliebender Menschen unausgesetzt zu tätigem Schaffen anregen und verpflichten. Während das Naturschutzgesetz die Natur in ihrer Gesamtheit, nämlich die Landschaft und die heimatliche Umwelt, dazu alle Geschöpfe und Gewächse als Einheit und in ihrer Art schützt, nimmt das Tierschutzgesetz sich des Tieres selber an. Es schützt und schirmt das einzelne Wesen vor Not und Qual, nicht, wie es früher war, um kein öffentliches Ärgernis zu erregen, nämlich dem Menschen den häßlichen Anblick einer Tierquälerei zu ersparen, sondern um des Geschöpfes selbst willen.

Wer in das Reich der Natur eingeht, betritt heiliges Land. Nicht, daß in diesem Lande alles vollkommen wäre und ohne Qual! Vielmehr hat die ewig weise Natur zur Höherentwicklung ihrer Geschöpfe das Leid gesetzt und den Schmerz, aber der Mensch darf nicht durch rohen Eingriff in das Gleichgewicht der Natur die Qualen und Schmerzen mehren, sondern er soll, einer höheren sittlichen Erkenntnis folgend, auf das Seufzen der Kreatur horchen und ihr Los mildern helfen. Nicht Mitleid und Barmherzigkeit, nicht nur Gerechtigkeit schulden wir den Tieren, sondern auch Liebe! Ihr Schicksal ist unser Schicksal! Mit der Tierwelt zugleich droht auch uns der Untergang! Das ist die ernste Mahnung der großen Männer! Betreten auch wir diesen Weg höherer Erkenntnis, so wird der Tierschutzgedanke bald Gemeingut des Volkes werden und alle besonderen Maßnahmen, dem Geschöpf das harte Los zu erleichtern, überflüssig machen. Der Begriff „Bruder Tier" wird dann zu einem festen Bestandteil unserer Weltanschauung und zum lebendigen Bekenntnis werden, das seinen erhabenen Ausdruck findet in dem schönen Wort, das einstmals der Leiter des Reichstierschutzbundes, Staatsrat Dr. Krebs, prägte: „Was wir für das Tier tun, adelt uns selbst!" Nichts ist im Herzen, was nicht durch die Sinne geht; die Sinne sind die Tore zum Herzen! In diesen Worten liegt für den Tierfreund eine ernste Wahrheit, denn: Nur wer die Tiere kennt, kann sie auch schützen!

Dem Zweck der Belehrung und Anschauung soll unsere Sammlung dienen. Möge das Bildwerk denn dazu beitragen, die Kenntnis unserer Tierwelt zu wecken und zu fördern und somit einen weiteren Baustein zur Grundlage eines wirksamen Schutzes unserer Mitgeschöpfe zu schaffen!

Alphabetisches Sachregister

Ein * hinter der Ziffer zeigt die Seite der Abbildung an
Die fettgedruckten Zahlen bezeichnen die Seiten mit ausführlichem Text über das betreffende Tier

Abnorme Geweihe 13
Abwerfen des Geweihs 10*, 12, 13
Achter 12*, 13, 22
Ackermaus 85
agilis, Lacerta 101*
—, Rana 115*
agrarius, Mus 83
agrestis, Microtus 85
Ägyptische Ratte 82
Ährenmaus 83
—, Gelbbäuchige 84
—, Weißbäuchige 84
Albertus Magnus 39
Albinismen 22
Alces alces 28*, 29*, 30*, 31*
— bedfordiae 30
— gigas 28
— latifrons 28
— pfizenmayeri 28
alexandrinus, Epimys rattus 82
Alpenfledermaus 97
Alpenmurmeltier 72*
Alpensalamander 123, 124*
Alpenschneehase 69*
Alpenspitzmaus 94
—, Kleinköpfige 94
Alpensteinbock 39*, 40*, 41*
Alpenwühlmaus 85
alpestris, Molge 124, 125*
alpinus, Sorex 94
Alytes obstetricans 121*
ammodytes, Vipera 111*, 112
Amphibien 112
amphibius, Arvicola scherman 85
Anguidae 104
Anguis fragilis 103, 104*
Antilopen 37
apus, Ophisaurus 104
araneus, Sorex 94*
arborea, Hyla 118*
arctos, Ursus 48*, 49
Arten 4, 5
arvalis, Microtus 84, 85*
—, Rana 114, 115*
Arvicola scherman 85, 86*
— — amphibius 85
— — exitus 86
— — paludinosus 85
— — terrestris 85
Arvicolinae 84
Äskulapnatter 108*
aspis, Vipera 112
Aspisviper 112
Atlashirsch 11
atra, Salamandra 123, 124*
Auerochs 34
Augsprosse 13
auritus, Plecotus 97*, 98*, 99*
austriaca, Coronella 107*
avellanarius, Muscardinus 78*

Bache 43
barbarus, Cervus 11
Barbastella barbastellus 97
Bären 48
Bartfledermaus 98
Bast 11*, 12
Baummarder 55*, 57*
Baumschläfer 77, 78*
bechsteini, Myotis 98
Bechsteins Mausohr 98
bedfordiae, Alces 30
Berberhirsch 11
Bergeidechse 100, 101*
Bergmolch 124, 125*
Bergunke 120
berus, Vipera 109*, 110*, 111*
betulina, Sicista 86
Beuteltiere 5
Biber 73*, 74*, 75*
Bibergeil 75
Biberratte 87
Bilche 76
Birkenmaus 86
Birkfuchs 51
Bisamratte 86*, 87
Bison 33
Blattgemse 37
Blattjagd 25
Blattnasen 97
Blindschleiche 103, 104*
Bombinator igneus 120*
— pachypus 120
bonasus, Bos (Bison) 33*, 34*
Bos (Bison) bonasus 33*, 34*
— — — caucasius 34
Brandfuchs 51
Brandmaus 83
Braunbär 48*, 49
Braunschwänzige Kurzohrerdmaus 86
Bufo calamita 117, 118*
— viridis 117*
— vulgaris 116*
Bufonidae 116

calamita, Bufo 117, 118*
Canidae 49
Canis lupus 5, 49*
capaccini, Myotis 97
Capra ibex 39*, 40*, 41*
Capreolus capreolus 20, 21*, 22*, 23*, 24*, 25*, 26*, 27*
Carnivora 46
Cäsar 28
Castoreum 75
Castor fiber 73*, 74*, 75*
Castoridae 74
caucasius, Bos (Bison) bonasus 34
Cervidae 6
Cervi palmati 19
Cervus barbarus 11
— corsicanus 11
— elaphus 7*, 8*, 9, 10*, 11*, 12*, 14*, 15*
— — rhenanus 5
Chelicerata 5
Chionomys 85
Chiroptera 97
ciliatus, Vespertilio 98
Citellus citellus 81*
Coelenterata 5
Colloredo-Mannsfeld, Gräfin 86
Coluber longissimus 108*
Colubridae 105
Coronella austriaca 107*
corsicanus, Cervus 11
coypus, Myocastor 87
Cricetinae 87
Cricetus cricetus 87*, 88*, 89*
cristata, Molge 124, 125*
Crocidura leucodon 95
— — mimula 95
— russula 95
Crustacea 5
cuniculus, Oryctolagus 70*, 71*

Dachratte 82
Dachs 63*, 64*
Dachse 63
Dama dama 16*, 17*, 18*, 19*, 20*
Damhirsch, mesopotamischer 16
Damwild 16*, 17*, 18*, 19*, 20*
Abstammung 16
Beschreibung 17
Fährte 19
Geweihbildung 19
Jagd 20
Lebensweise 17
Losung 19
Vorkommen 16
Zahnbildung 19
dasycneme, Myotis 97
daubentoni, Myotis 97
Davidshirsch 13
Dickhäuter 5
Diluvium 6
Discoglossidae 120
Dombrowski, E. v. 10, 14
Doppelköpfigkeit 19
Doppelkrone 13
Doppelzähner 65
Dreistangenbock 23
Duplicidentata 65
Dürigen, Bruno 101, 102, 106, 107, 124
Dyromys nitedula 78*
— — intermedia 78

Ecaudata 112
Echinodermata 5
Echte Frösche 112
— Ottern 109
Edelmarder 55*, 57*
Edelwild, siehe auch Rotwild 7*, 8*, 9, 10*, 11*, 12*, 14*, 15*
Eichhörnchen 79*, 80*, 81*
Eidechsen 100
Einfachzähner 65, 72
Einhufer 5
Einzeller 5
Eissprosse 13
Eissprossenzehner 12*, 13
elaphus, Cervus 7*, 8*, 9, 10*, 11*, 12*, 14*, 15*
Elch 28*, 29*, 30*, 31*
Abstammung 28
Fährte 30
Geweihbildung 28*, 30*
Jagd 31
Krankheiten 30
Lebensweise 29
Losung 30
Vorkommen 28
Zahnbildung 30
Eliomys quercinus 77*
Emys orbicularis 100*
Enden, Geweih- 13
Epimys norvegicus 82*
— rattus 82
— — alexandrinus 82
Eptesicus nilssoni 97
— serotinus 97
Erdkröte 116*
Erdmaus 85
Erinaceidae 91
Erinaceus europaeus 91*, 92*, 93*
— — roumanicus 92
erminea, Mustela 59*, 60*
esculenta, Rana 112, 113*
europaea, Talpa 96*
Europäische Sumpfschildkröte 100*
europaeus, Erinaceus 91*, 92*, 93*
—, Lepus 66*, 67*, 68*
Evotomys glareolus 86
— — istericus 86
— — ruttneri 86
exitus, Arvicola scherman 86

Fadenmolch 125
Fahle Schermaus 86
Fährte des Hasen 67*
— des Rehwildes 22*
— des Schwarzwildes 45*
Fegen 12, 13
Feldhase 66*, 67*, 68*
Feldkröte 116*
Feldmaus 84, 85*
Feldreh 23
Feldspitzmaus 94, 95
—, Gelbbäuchige 95
Felidae 53
Felis silvestris 54*, 55*
ferrum-equinum, Rhinolophus 97
Feßler 121*
Feuersalamander 122, 123*
fiber, Castor 73*, 74*, 75*
Fiber zibethicus 86*, 87
Finder 46
Fischotter 61, 62*, 63*
Fläming, von 19
flavicollis, Mus 83
Fledermaus, Frühfliegende 97
—, Gefranste 97
—, Gemeine 98
—, Gewimperte 98
—, Langfüßige 97
—, Nordische 97
—, Rauharmige 97
—, Rauhhäutige 97
—, Spätfliegende 97
—, Spitzgesicht- 98
—, Weißrandige 97
—, Zweifarbige 97
Fledermäuse 97
Flossenfüßer 46
fodiens, Neomys 94
foina, Martes 56*, 57*
fragilis, Anguis 103, 104*
Franz Joseph, österreichischer Kaiser 39
Frettchen 58, 72
Friedrich III., Kurfürst 13
Froschlurche 112, 122
Frühfliegende Fledermaus 97
Fuchs 50*, 51*, 52*, 53*
furo, Putorius putorius 58
fuscus, Pelobates 119*

Gabler 8, 21*, 23
Gamsbart 37
Gamskugeln 38
Gamswild 35*, 36*, 37*
Gartenschläfer 77*
Gebißformel 13
Geburtshelferkröte 121*
Gefranste Fledermaus 97
Gehörnte Ricken 23
Gelbbäuchige Ährenmaus 84
— Feldspitzmaus 95
— Unke 120
Gelbgrüne Natter 109
Gelbhalsmaus 83
Gemeine Fledermaus 98
— Kröte 116*
gemonensis, Zamenis 109*
Gerader Achter 12*
germanicus, Mus spicilegus 84
Geßner, Konrad 19, 29
Gewaff 43
Gewehre 43
Geweih 8, 10, 11ff.
Geweihe, abnorme 13
Geweihentwicklung 12 f.
Geweihformen 13
Gewimperte Fledermaus 98
Giftbiß 110
Giftdrüse 110, 111*
Giftzähne 110, 111*
gigas, Alces 28
glareolus, Evotomys 86
Glattnasen 97
Glattnatter 107*
Gletschergemse 37
Gliederung der Lebewesen 4
Glis glis 75*, 76*
Goldfuchs 51
Gordian I., römischer Kaiser 19, 28, 39
— III., röm. Kaiser 28
Göring, Reichsjägermeister 27, 33, 48
Görtz, Graf 108
Grandeln 8
Grasfrosch 113, 114*
Graue Kröte 116*
groenlandica, Phoca 48
Große Hufeisennase 97
— Waldspitzmaus 94
Großes Wiesel 59*, 60*
Großfledermäuse 97
Großohrfledermaus 97*, 98*, 99*
grypus, Halichoerus 48

Haacke, Wilhelm 107, 120
Haderer 43
Haken 8, 43
Halichoerus grypus 48
Hamster 87*, 88*, 89*
Haselmaus 78*
Hasen 66
Hauptschwein 43
Hausmarder 56*, 57
Hausmaus 83
Hausratte 82
Hausspitzmaus 95
Heck, Heinz 27
—, Lutz, Prof. Dr. 27, 33
Heermännchen 60, 61*
Hege mit der Büchse 9, 14
Helle Rötelmaus 86
hercynicus, Sorex alpinus 94
Hermelin 59*, 60*
heroldi, Mus spicilegus 84
Hexapoda 5
hipposideros, Rhinolophus 97, 98*
Hirsche 6
hispida, Pusa 48
Hohenlohe-Öhringen, Fürst 39
Hohlhörner 32
Hohltiere 5
Holarktische Region 4
Höllenotter 110
Horn 32
Hornbein 32
Horntiere 32
Hornzapfen 32
Hufeisennase, Große 97
—, Kleine 97, 98*
Huftiere 5
Hundeartige 49
Hyla arborea 118*
Hylidae 118

ibex, Capra 39*, 40*, 41*
Igel 91*, 92*, 93*
igneus, Bombinator 120*
Ilk 58
Iltis 57*, 58*
incertoides, Pitymys 86
incertus, Microtus arvalis 85
Insecta 5
Insectivora 90
Insektenfresser 90
intermedia, Dyromys nitedula 78
istericus, Evotomys glareolus 86

Jagdausstellungen 28
Jugendentwicklung der Froschlurche 122*
Julius Capitolinus 39

Kammolch 124, 125*
Kaninchen 70*, 71*
Kapitalhirsch 12*
Karbonarschlange 109
Karpathenmolch 125
Katzenartige 53
Kaulquappe 122*
Keesgemse 37
Kegelrobbe 48
Kerbtiere 5
Kerbtierfresser 90
Kitzböckchen 21*
Kleine Hufeisennase 97, 98*
Kleines Wiesel 60, 61*
Kleinfledermäuse 97
Kleinköpfige Alpenspitzmaus 94
Knieper 19*
Knoblauchkröte 119*
Knopfspießer 22
Knören 8
Kohlfuchs 51
Kohlgams 37
Kolben 12
Kortziehergehörn 21*
Krebs, Staatsrat Dr. 126
Krebse 5
Kreuzbock 23
Kreuzfuchs 51
Kreuzkröte 117, 118*
Kreuzotter 109*, 110*, 111*
Krickel 37
Kriechtiere 99
Kronenbildung des Geweihs 13
Kronenzehner 12*, 13
Kröte, Gemeine 116*
—, Graue 116*
—, Grüne 117*
Kröten 116
Krötenfrösche 119
Krucken 36*, 37
kuhli, Pipistrellus 97
Kümmerer 8, 13
kupelwieseri, Pitymys 86
Kupelwiesers Kurzohrerdmaus 86
Kupferotter 110
Kurzohrerdmaus 86
—, Braunschwänzige 86
—, Kupelwiesers 86

Lacerta agilis 101*
— muralis 102*
— viridis 103*
— vivipara 100, 101*
Lacertidae 100
Landmolche 122
Landunke 119*
Langflügelfledermaus 98
Langfüßige Fledermaus 97
latifrons, Alces 28
Laubfrosch 118*
Lebewesen, Gliederung der 4
leisleri, Nyctalus 97
Leistenmolch 125
Leitfossilien 4
Leittier 8
Leporidae 66
Lepus europaeus 66*, 67*, 68*
— timidus 69
— varronis 69*
leucodon, Crocidura 95
levis, Microtus arvalis 84

Linné 5, 19
Löffel 8, 68
Löffler 19
longissimus, Coluber 108*
Löns, Hermann 69
Luchs 53*
lupus, Canis 5, 49*
Lurche 112
Lutra lutra 61, 62*, 63*
lutreola, Mustela 58, 59*
Lydekker 6, 30
Lynx lynx 53*

Macrochiroptera 97
maculosa, Salamandra 122, 123*
Mähnen 8
Malbaum 43, 44
Mankei 72
Mantelticre 5
Marderartige 55
Marmota marmota 72*
Martes foina 56*, 57*
— martes 55*, 57*
Matschie 5, 9, 10, 74
Mauereidechse 102*
Maulwurf 95, 96*
Mausartige 82
Mausohr 98
—, Bechsteins 98
Mauswiesel 60, 61*
Megaceros 6, 16
Melanismen 22
Meles meles 63*, 64*
Melinae 63
Mesopotamischer Damhirsch 16
Metamorphose 112, 122*
Microchiroptera 97
Micromys minutus 84*
Microtinae 84
Microtus agrestis 85
— arvalis 84, 85*
— — incertus 85
— — levis 84
— nivalis 85
— ratticeps 85
Milchgebiß 13
milleri, Neomys 95
Millers Wasserspitzmaus 95
Milnhirsch 13
mimula, Crocidura leucodon 95
Miniopterus schreibersi 98
minutus, Micromys 84*
—, Sorex 94, 95*
Mittelsprosse 13
Mohrensalamander 123, 124*
Molche 122
Molge 122, 124
— alpestris 124, 125*
— cristata 124, 125*
— montandoni 125
— palmata 125
— vulgaris 124
Mollmaus 85, 86*
Mollusca 5
Molluscoidea 5
Mönch 13
montandoni, Molge 125
Moorreidechse 100, 101*
Moorfrosch 114, 115*
Moosdeer 30
Mopsfledermaus 97
Mörder 9
Moschusratte 86*
Moschustier 6
Muffelwild 41*, 42
muralis, Lacerta 102*
Muridae 82
Murinae 82
murinus, Vespertilio 97
Mus agrarius 83
— flavicollis 83
— musculus 83
— spicilegus 83
— — germanicus 84
— — heroldi 84
— sylvaticus 83*
— — wintoni 83
Muscardinus avellanarius 78*
Muschelinge 5
musculus, Mus 83
musimon, Ovis 41*, 42
Mussolini, italienischer Staatschef 48
Mustela erminea 59*, 60*
— lutreola 58, 59*
— nivalis 60, 61*
Mustelidae 55
Myocastor coypus 87
Myotis bechsteini 98
— capaccini 97
— dasycneme 97
— daubentoni 97
— myotis 98
— — oxygnathus 98
— mystacinus 98
— nattereri 97
Myoxidae 76
Myriopoda 5
mystacinus, Myotis 98

Nabelschwein 43
Nagetiere 65
Namengebung 5
nathusii, Pipistrellus 97
natrix, Tropidonotus 104, 105*
nattereri, Myotis 97
Nattern 105
Naturschutzgesetz 126
Nehring, Alfred 78
Neomys fodiens 94
— — stresemanni 95
— milleri 95
Neotonie 126
Nerz 58, 59*
Niedieck, Paul 28
nilssoni, Eptesicus 97
nitedula, Dyromys 78*
nivalis, Microtus 85
—, Mustela 60, 61*
noctula, Nyctalus 97
Nomenklatur 5
Nordische Fledermaus 97
Nordischer Schneehase 69
Nordische Wühlmaus 85
norvegicus, Epimys 82*
Nörz 58, 59*
Nutria 87
Nyctalus leisleri 97
— noctula 97

obstetricans, Alytes 121*
Ohrenfledermaus 97*, 98*, 99*
Ondatra 86*
Ophidia 104
Ophisaurus apus 104
orbicularis, Emys 100*
Ordnung der Lebewesen 4
Orgeln 8
Orignal 30
Orsinische Otter 112
Oryctolagus cuniculus 70*, 71*
Ottern, echte 109
Ovis musimon 41*, 42

Paarhufer 5
pachypus, Bombinator 120
Packer 46
Paläarktische Subregion 4
Palaeomeryx 6
palmata, Molge 125
palmati, Cervi 19
paludinosus, Arvicola scherman 85
Pampashirsch 13
Pelobates fuscus 119*
Pelobatidae 119
Pendelgeweih 13, 21*
Perückenbock 21*, 23
pfizenmayeri, Alces 28
Phoca groenlandica 48
— vitulina 47*
Pinnipedia 46
Pipistrellus kuhli 97
— nathusii 97
Pipistrellus pipistrellus 97
— savii 97
Pitymys incertoides 86
— kupelwieseri 86
— subterraneus 86
Plattmönch 13
Plecotus auritus 97*, 98*, 99*
Pleß, Fürst 39
Plinius 28
Pohl 61
Porifera 5
Priemel, Dr. Kurt 33
Protozeras 6
Protozoa 5
Pusa hispida 48
Putorius putorius 57*, 58*
— — furo 58

quercinus, Eliomys 77*

Raesfeld 9
Rana agilis 115*
— arvalis 114, 115*
— esculenta 112, 113*
— ridibunda 113
— temporaria 113, 114*
Ranidae 112
Ratte, Ägyptische 82
Ratten 82
Rattenkopf 85
ratticeps, Microtus 85
rattus, Epimys 82
Ratz 57
Raubtiere 46, 48
Rauharmige Fledermaus 97
Rauhhäutige Fledermaus 97
Rauschzeit 43
Regionen 4
Rehkrone 21
Rehwild 20, 21*, 22*, 23*, 24*, 25*, 26*, 27*
Beschreibung 21
Fährte 22, 24
Gehörnbildung 21, 22
Jagd 25
Krankheiten 25
Lebensweise 22
Vorkommen 22
Zahnbildung 24
Reißzahn 48
Renntier 6, 13
Reptilien 99
rhenanus, Cervus elaphus 5
Rhinolophidae 97
Rhinolophus ferrumequinum 97
— hipposideros 97, 98*
ridibunda, Rana 113
Riesenhirsch 6, 16
Ringelnatter 104, 105*
Ringelrobbe 48
Robben 46
Rodentia 65
Röhren 8
Rosen 11, 12, 13
Rosenstöcke 11
Rotbäuchige Unke 120*
Rötelmaus 86
—, Helle 86
—, Ruttners 86
Rotfuchs 50*, 51*, 52*
Rotwild 7*, 8*, 9, 10*, 11*, 12*, 14*, 15*
Abstammung 10
Beschreibung 9
Fährte 13
Geweihbildung 12
Jagd 14
Krankheiten 14
Lebensweise 11
Losung 14
Vorkommen 11
Weidmannssprache 8
Zahnbildung 13
roumanicus, Erinaceus europaeus 92
Rüdemann 46
Rupicapra rupicapra 35*, 36*, 37*
russula, Crocidura 95
ruttneri, Evotomys glareolus 86
Ruttners Rötelmaus 86

Salamander 122
Salamandra atra 123, 124*
— maculosa 122, 123*
Sandotter 111*, 112
Sattelrobbe 48
Saufeder 46
Säugetiere 5
savii, Pipistrellus 97
Schalen 8
Schaufelkrone 13
Schauflerelch 30
Scheibenzüngler 120
Scheltopusik 104
scherman, Arvicola 85, 86*
Schermaus 85, 86*
—, Fahle 86
Schild 43
Schläfer 76
Schlangen 104
Schleichen 104
Schlingnatter 107*
Schmalspießer 8
Schmaltier 8
Schnabeltiere 5
Schneehase 69*
Schneemaus 85
Schneider 8
Schnürspur des Fuchses 53*
Schoenichen 118
Schrecken 8
schreibersi, Miniopterus 98
Schreien des Hirsches 7, 8
Schuppenkriechtiere 100
Schwämme 5
Schwanzlurche 122
Schwarte 43
Schwarzburg 6
Schwärzlinge 22
Schwarzwild 42, 43*, 44*, 45*, 46*
Schweine 42
Schweiß 9
Schwemmland 6
Sciurus vulgaris 79*, 80*, 81*
scrofa, Sus 42, 43*, 44*, 45*, 46*
Sechser 8, 23
—, ungerader 12*
Sechsundsechzigender 13
Sechzehnender 13
Seefrosch 113
Seehund 47*
serotinus, Eptesicus 97
Sicista betulina 86
Siebenschläfer 75*, 76*
silvestris, Felis 54*, 55*
Simplicidentata 65
Smaragdeidechse 103*
Sorex alpinus 94
— — hercynicus 94
— araneus 94*
— — tetragonurus 94
— minutus 94, 95*
Spätfliegende Fledermaus 97
spicilegus, Mus 83
Spiegel 8
Spießer 8, 13, 21*
Spinnen 5
Spitzgesicht-Fledermaus 98
Spitzkopfotter 112
Spitzmäuse 94
Spongiae 5
Sprache des deutschen Weidmanns 8
Springfrosch 115*
Sprossen, Geweih- 13
Spur des Eichhörnchens 81*
— des Fischotters 63*
— des Marders 57*
— des Wiesels 60*
— der Wildkatze 55*
Squamata 100
Staatsrat Dr. Krebs 126
Stachelhäuter 5
Standwild 8
Stange 13
Stanglerelch 30
Stänker 57
Steinbock 38, 39*, 40*, 41*
Steinmarder 56*, 57*
Steinwild 38, 39*, 40*, 41*
Stich 8
Stinkmarder 57
Streifenmaus 86
Streifenmolch 124
stresemanni, Neomys fodiens 95
Stresemanns Wasserspitzmaus 95
Subregionen 4
subterraneus, Pitymys 86
Sumpfotter 58, 59*
Sumpfschildkröte, Europäische 100*
Sus scrofa 42, 43*, 44*, 45*, 46*
sylvaticus, Mus 83*
Systema Naturae 5
Systematik 5

Talpa europaea 96*
Taufrosch 113, 114*
Teichfledermaus 97
Teichfrosch 112, 113*
Teichmolch 124
Teichschildkröte 100*
temporaria, Rana 113, 114*
terrestris, Arvicola scherman 85
Tertiärzeit 6
tesselatus, Tropidonotus 106*
tetragonurus, Sorex araneus 94
Thomas, Oldfield 78
Tieflandunke 120*
Tierreich, Übersicht 5
Tierschutzgesetz 126
Tiersystematik 4
Tierverbreitungsgebiete 4
Tierwelt 4
timidus, Lepus 69
Torfschwein 43
Treusen 8
Tritonen 122, 124
Trittsiegel des Dachses 64*
— des Damschauflers 19*
— des Rotwildes 8*
— des Schwarzwildes 45*
Tropidonotus natrix 104, 105*
— tesselatus 106*
— — var. concolor 106
Tunicata 5

Übergangszonen 4
Überläufer 43
Ungerader Sechser 12*, 13
Unke, Gelbbäuchige 120
—, Rotbäuchige 120*
Unpaarzeher 5
Unterarten 5
Urhirsche 6
Urodela 122
Ur-Rothirsch 10
Ursidae 48
ursinii, Vipera 112
Ursus arctos 48*, 49
Urtiere 5

var. concolor, Tropidonotus tesselatus 106
varronis, Lepus 69*
Vermes 5
Vertebrata 5
Vespertilio ciliatus 98
— murinus 97
Vespertilionidae 97
Vielfüßer 5
Vielhufer 5
Viktor Emanuel II., König von Italien 39, 41
Vipera ammodytes 111*, 112
— aspis 112
— berus 109*, 110*, 111*
— ursinii 112
Viperidae 109
viridis, Bufo 117*
—, Lacerta 103*
vitulina, Phoca 47*
vivipara, Lacerta 100, 101*
vulgaris, Bufo 116*
—, Molge 124
—, Sciurus 79*, 80*, 81*
Vulpes vulpes 50*, 51*, 52*, 53*

Waldeidechse 100, 101*
Waldgemse 37
Waldmaus 83*
Waldreh 23
Waldspitzmaus 94*
—, Große 94
Waldwühlmaus 86
Wallertheim 10
Wanderratte 82*
Wasserfledermaus 97
Wasserfrosch 112, 113*
Wassermolche 122, 124
Wasserratte 85, 86*
Wasserreh 6
Wasserspitzmaus 94
—, Millers 95
—, Stresemanns 95
Wasserunken 120
Weber 118
Wechselkröte 117*
Weichtiere 5
Weidmann 26
Weidmannssprache 8
Weidwerk 26
Weißbäuchige Ährenmaus 84
Weißbrustigel 92
Weißlinge 21
Weißrandige Fledermaus 97
Wiederkäuer 5
Wiesel, Großes 59*, 60*
—, Kleines 60, 61*
Wildbret 9
Wildkaninchen 70*, 71*
Wildkatze 54*, 55*
Wildschwein 42, 43*, 44*, 45*, 46*
Wildwechsel 27*
Windfang 8
Winterschlaf 73, 75, 112
wintoni, Mus sylvaticus 83
Wirbeltiere 5
Wisent 32, 33*, 34*
Abstammung 34
Beschreibung 34
Jagd 32, 35
Lebensweise 34, 35
Rettung 33
Zahnbildung 32
Wolf 49*
Wühlkröte 119*
Wühlmaus, Nordische 85
Wundbett 9
Würfelnatter 106*
Würmer 5

Zahnformel 13
Zamenis gemonensis 109*
Zauneidechse 101*
zibethicus, Fiber 86*, 87
Ziesel 81*
Zornnatter 109*
Zukowsky 28
Zweifarbige Fledermaus 97
Zwergedelhirsch 11
Zwergfledermaus 97
Zwerghufeisennase 97, 98*
Zwergmaus 84*
Zwergspitzmaus 94, 95*
Zwölfender 12*, 13